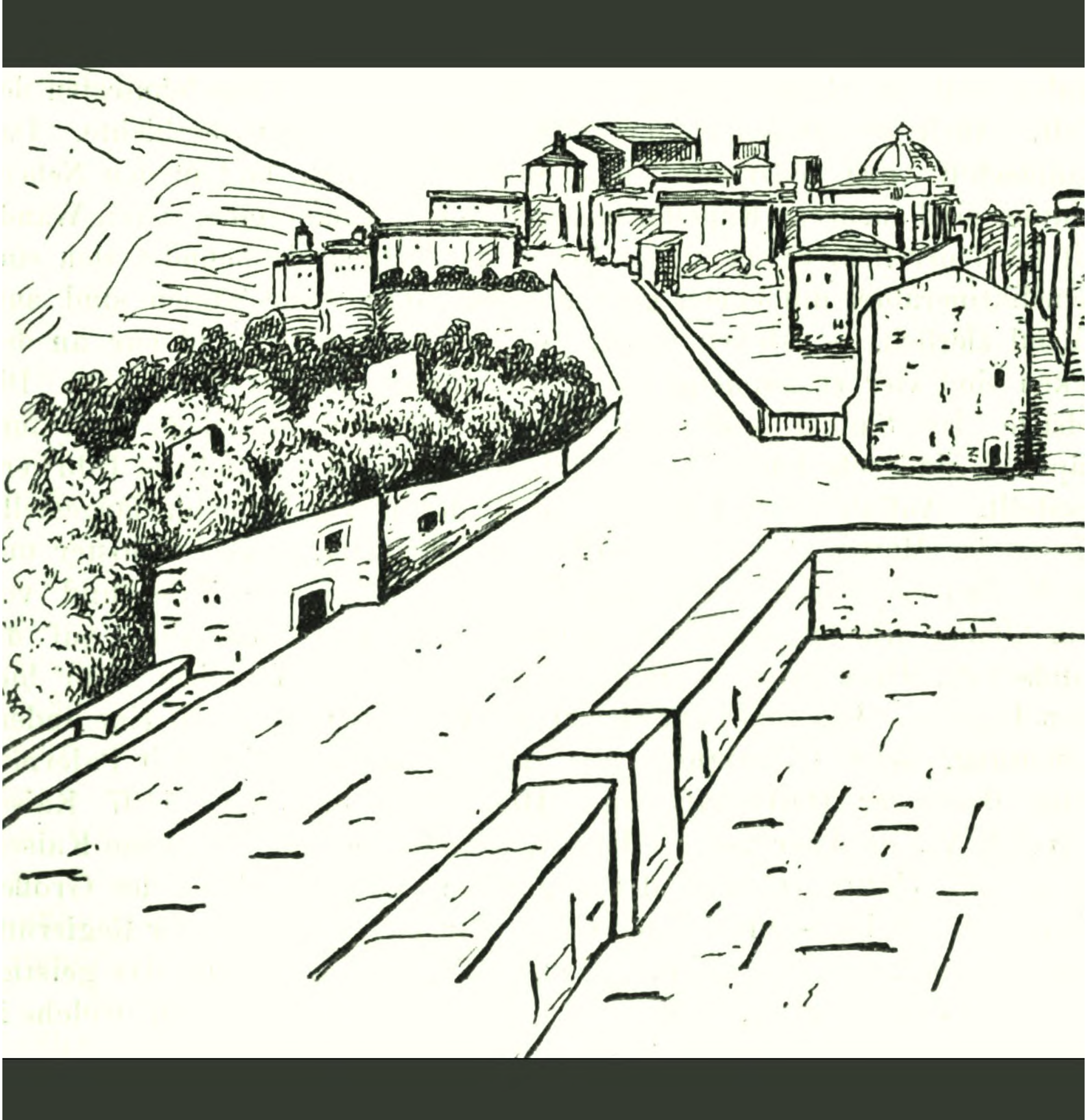
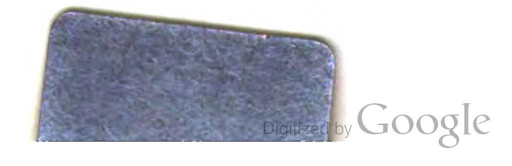


# Archiv der Brandenburgia, gesellschaft für heimatkunde ...

Brandenburgia, gesellschaft für heimatkunde der provinz Brandenburg, Berlin, Märkisches ...



# ARCHIV

DER

# „BRANDENBURGIA"

# GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

# PROVINZ BRANDENBURG

ZU

# BERLIN.

---

**Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums**

herausgegeben

vom

**Gesellschafts-Vorstande.**

---

**12. Band.**

---

Berlin 1907.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei

Bernburgerstrasse 14.



# FESTSCHRIFT

ZUR FEIER DES

# SIEBZIGSTEN GEBURTSTAGES

IHRES

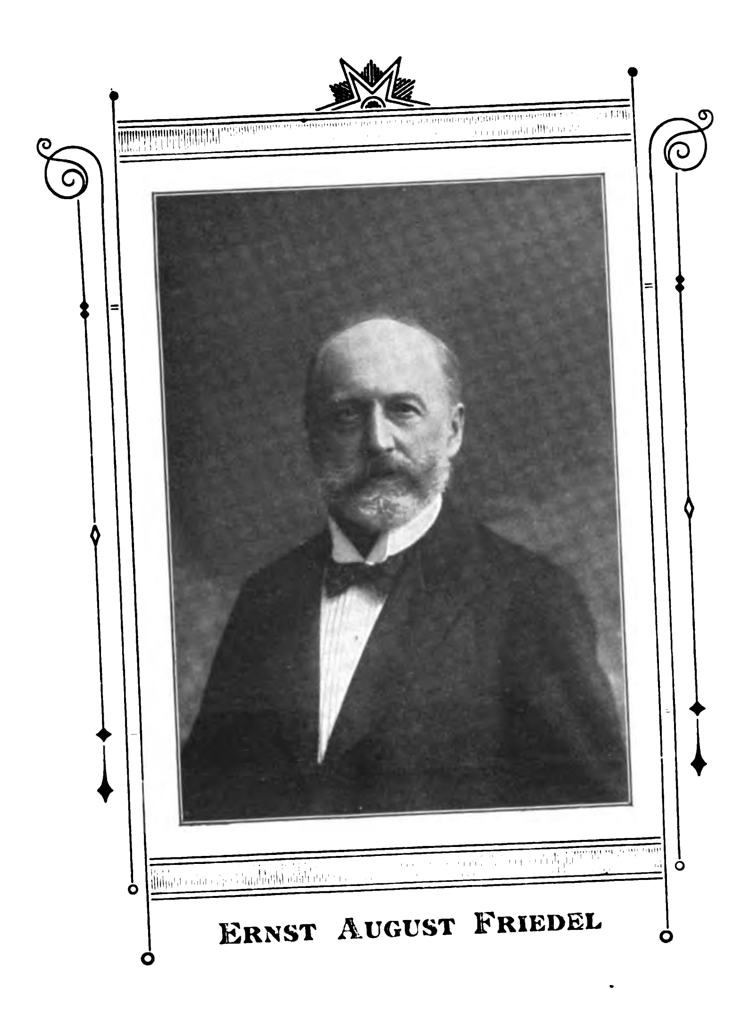
ERSTEN VORSITZENDEN

DES

**GEHEIMEN REGIERUNGSRATES UND STADTRATES**

# ERNST FRIEDEL.





ERNST AUGUST FRIEDEL

BERLIN, den 23. Juni 1907.

Hochgeehrter Herr Geheimer Rat!

Die „BRANDENBURGIA“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, überreicht Ihnen zur Feier Ihres 70. Geburtstages den 12. Band des Archivs als eine besondere Festschrift.

Wir wollen hierdurch die Verehrung und Dankbarkeit ausdrücken, die wir für Sie, unsern Ersten Vorsitzenden, empfinden. Sie haben vor fünfzehn Jahren die Gesellschaft ins Leben gerufen und bis auf diesen Tag mit Eifer und Sachkenntnis geleitet. Wir alle sind Ihnen verpflichtet für die mannigfache Belehrung und Anregung, die wir während dieser Zeit empfingen.

Mögen Sie in der Widmung dieses Bandes wenigstens einen kleinen Lohn Ihrer im Dienste der Wissenschaft, insbesondere der Heimatkunde, geleisteten Arbeit erblicken.

I. A.: **Uhles**

II. Vorsitzender

# I. Teil.

# Ernst Friedel

## 1837—1907

### Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstage

von

Dr. Gustav Albrecht.

*„Schreven Schrift bliwt.“*

Am 23. Juni dieses Jahres feiert einer der bekanntesten märkischen Forscher, unser langjähriger Vorsitzender, Geh. Regierungs-Rat und Stadtrat Ernst Friedel, seinen 70. Geburtstag. Nicht „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens“, wie der „redliche Tamm“, sondern stolz und aufrecht stehend, in voller Lebensfrische und im Vollbesitz seiner Kräfte, unermüdlich tätig auf den Wissensgebieten, die er sich zum Studium erwählt hat, und unermüdlich beschäftigt im Dienste der Stadt Berlin.

Was Ernst Friedel in den 70 Jahren seines Daseins geleistet hat, ist in märkischen und wissenschaftlichen Kreisen wohl bekannt und besonders in unserer Mitte, in der Gesellschaft für Heimatkunde, weiss jeder, dass Friedel von Anfang an mit Lust und Liebe zur Sache geforscht und gearbeitet hat. Aber wenigen in unserer Gemeinschaft ist es bekannt, wie Friedel gearbeitet hat, welche ausgedehnten Wissensgebiete er durchforscht und wie grosse Erfolge er bei seinen Untersuchungen

erzielt hat. Die 70. Wiederkehr seines Geburtstages möge deshalb den Anlass geben, einen Rückblick auf seine fortgesetzte langjährige Tätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft, und vor allem auf dem der Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu tun und dem Forscher auf seinen Pfaden zur Erforschung der Vorzeit, der Geschichte, der Volkskunde und der Naturkunde der märkischen Heimat zu folgen.

In der Festschrift, die Anhänger und Freunde des Jubilars anlässlich seines 70. Geburtstages herauszugeben beschlossen haben, darf ein solcher Rückblick auf sein arbeitsreiches Leben und auf seine ergebnisreiche Tätigkeit nicht fehlen, denn eine Schilderung dieser Tätigkeit bedeutet eine Ehrung für den Jubilar. Zugleich aber wird diese Schilderung für die Mitglieder der „Brandenburgia" eine Festgabe und eine bleibende Erinnerung sein und ihnen zum Ansporn dienen, ihrem Vorsitzenden nachzueifern und es ihm gleichzutun an Arbeit und Hingebung für die Sache der märkischen Heimatkunde.





## 1. Jugend- und Studienzeit.

Ernst August Friedel wurde am 23. Juni 1837 zu Berlin als zweiter Sohn des Privatdozenten Dr. Carl Friedel und seiner Ehefrau Luise, geb. Anschütz, geboren.

Der Vater, Carl Gottlob Friedel, entstammte einem alten thüringischen Geschlecht, das noch jetzt in der Gegend von Naumburg ansäßig ist und einer Familienüberlieferung zufolge aus dem Elsaß eingewandert war, wo, wie überhaupt im Gebiet des allemannischen Volksstamms, der Name „Friedel" sehr verbreitet ist. Carl Gottlob Friedel wurde am 6. Juni 1798 in Kloster Häseler bei Naumburg a. S., wo seine Eltern ein kleines Gut besaßen, geboren und besuchte das Gymnasium in Schulpforta, das er mit dem Zeugnis der Reife verließ. Er studierte dann in Halle und Berlin Theologie und Philologie, um sich dem Predigerberuf zu widmen, gab aber, trotzdem er seine Examina gemacht und bereits in Berlin in der Dreifaltigkeitskirche auf der Kanzel gestanden hatte, den theologischen Beruf auf, da er durch die gehässigen Angriffe auf seinen Lehrer Schleiermacher davon abgeschreckt wurde. Er betätigte sich nun als Privatlehrer und hielt auch einige theologische Vorlesungen an der Universität Berlin, bis er im Jahre 1838 einen Ruf als Lehrer an das Vitzthum'sche Institut in Dresden erhielt. Er folgte diesem und war an dem Institut einige Zeit tätig, bis ihn die Gräfin Sophie von Schlieffen auf Schlieffenberg in Mecklenburg zum Erzieher ihres einzigen Sohnes erwählte. Da die neue Stellung besser dotiert war, vertauschte Friedels Vater seinen Wohnsitz Dresden mit Schloß Schlieffenberg und blieb dort etwa zwei Jahre lang.

Im Jahre 1841 kehrte Dr. Carl Friedel nach Berlin zurück und eröffnete hier in der Großen Friedrichstraße 141b eine Erziehungsanstalt für junge Leute aus den höheren Ständen, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1851 geleitet hat und an der u. a. der spätere Prediger Stechow und der bekannte Gymnasialdirektor Schwartz als Lehrer tätig gewesen sind. Neben seiner pädagogischen Wirksamkeit beschäftigte sich Friedels Vater mit naturwissenschaftlichen und archaeologischen Studien — eine Neigung, die sich auf den Sohn vererbt hat — und war

auch schriftstellerisch tätig. Er hat mehrere pädagogische und theologische Schriften, darunter eine Religionsgeschichte, hinterlassen.

Die Mutter unseres Jubilars, Luise Friedel, war die Tochter des Lehrers Anschütz in Wittstock und wurde dort am 29. April 1808 geboren. Sie hatte sich als Lehrerin ausgebildet und unterrichtete in einer höheren Töchterschule in Berlin, wo Friedels Vater den Religionsunterricht erteilte. Hier lernten beide sich kennen und lieben und schlossen am 29. Dezember 1833 den Bund der Ehe. Luise Friedel war eine geistig angeregte Natur, die großen Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder ausübte, ihr verdankt der junge Friedel seine Neigung für Literatur und Sprachenkunde. Die Mutter hat auch nach dem Tode des Vaters den Erziehungs- und Studiengang ihres Sohnes überwacht und ist ihm bis zu ihrem Tode am 5. Oktober 1882 eine treue und fürsorgliche Beraterin gewesen.

Als Ernst Friedel geboren wurde, wohnten die Eltern in Berlin in der Kommandantenstraße 16*) und zogen kurze Zeit darauf nach der Oranienburger Straße 62. Im Jahre 1838 siedelte Dr. Carl Friedel, wie bereits erwähnt, mit seiner Familie nach Dresden über und vertauschte diesen Wohnsitz bald darauf mit dem auf Schloß Schlieffenberg in Mecklenburg. Aus der Zeit dieses Aufenthalts hat sich die Erinnerung an eine wunderbare Rettung des vierjährigen Kindes erhalten. In einer Nacht wurde der kleine Ernst von einem großen Neufundländer Hunde geweckt und veranlaßt, sein Bett zu verlassen. Kurze Zeit darauf stürzte die Decke des Schlafgemachs ein. Das Kind hatte seine Rettung dem Instinkte des klugen Tieres zu verdanken.

Nach der Rückkehr nach Berlin bezog die Friedelsche Familie eine Wohnung in der Großen Friedrichstraße 141b neben der Georgenstraße. Die Häuser, die die Nummern 141a — c trugen und zwischen der Pépinière und der Georgenstraße lagen, gehörten damals dem Stadtverordneten und Zimmermeister Otto, und hinter diesen Grundstücken zog sich ein großer Zimmerplatz hin, der dem Knaben und seinem um 3 Jahre älteren Bruder Carl zu fröhlichen Spielen diente.**) In der Nähe der elterlichen Wohnung besuchte Ernst Friedel auch die Schule, zunächst die Dorotheenstädtische Höhere Bürgerschule (Direktor Zinnow) in der Georgenstraße 23, dann das Friedrich-Werdersche Gymnasium auf dem Werderschen Markt, das damals unter der Leitung des Direktors Eduard Bonnel stand.

---

*) Das Geburtshaus Ernst Friedels, in dem sich damals die Krippenstapel'sche Brauerei befand, ist in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts abgebrochen worden.

**) Auf dem Hinterland des Hauses No. 141a befand sich damals der Zirkus Dejean und später der Renz'sche Zirkus. Sämtliche Baulichkeiten sind in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts abgerissen worden, an ihrer Stelle erhebt sich jetzt der Bahnhof Friedrichstraße.

Diese Lehranstalt machte der Knabe von Sexta bis Prima durch und zeichnete sich durch Fleiß und gute Auffassungsgabe aus.

In die Schulzeit Friedels fallen auch die Tage der Märzrevolution des Jahres 1848, an die unser Jubilar sich noch lebhaft erinnert. Am Nachmittage des 18. März hatte er sich vom Gymnasium durch die Jägerstraße nach der Markgrafenstraße, wo er englichen Privatunterricht erhielt, begeben und den Grenadier Theißen kurz vor seiner Ermordung durch den Pöbel gesehen. Dann war er Zeuge der Aufregung Unter den Linden gewesen und hatte die Vorbereitungen zum Barrikadenbau in der Friedrichstraße beobachtet. In der Nacht hatte er mit dem Bruder vom Bodenfenster aus dem Dröhnen der Sturmglocken und dem Knattern der Salven gelauscht und nach dem Brande der militärischen Gebäude in der Chausseestrasse Ausschau gehalten. Am anderen Morgen hatten die beiden Söhne ihren Vater, der später Leutnant der Bürgerwehr wurde, nach der Rosenthalerstraße begleitet und überall die Spuren der Schreckensnacht beobachten können. Ernst Friedel erinnert sich ferner an die Aufbahrung der Märzgefallenen auf dem Gendarmenmarkt, an den großartigen Leichenzug durch das Schloß und die Bestattung der Toten im Friedrichshain, ferner an den Einzug des Polenführers Mieroslawski durch das Oranienburger Tor, bei welcher Gelegenheit Berliner Bürger die Pferde vor dem Wagen ausspannten und diesen eigenhändig zogen, sowie an die Oktoberunruhen.

Friedels Vater war als Offizier der Bürgerwehr in den Strudel der Revolution hineingezogen worden und tat wie jeder andere Wehrmann seine Pflicht und Schuldigkeit. Der anstrengende Dienst, besonders die nächtlichen Alarmierungen übten aber auf ihn einen gesundheitschädlichen Einfluß aus, er zog sich eine Lungenkrankheit zu, deren Folgen er am 5. April 1851 erlag. Er wurde auf dem Dorotheenstädtischen Kirchhofe in der Liesenstraße beigesetzt.

Nach dem Tode des Vaters besuchte Ernst Friedel weiter das Werdersche Gymnasium und bestand zu Michaelis 1856 das Abiturienten-Examen, und zwar unter Befreiung von der mündlichen Prüfung, da er bei der schriftlichen die Auszeichnung „Vorzüglich“ erhalten hatte, und wandte sich nun dem juristischen Studium zu. Er ließ sich an der Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin als Studiosus der Jurisprudenz und der Cameralia immatrikulieren und besuchte neben den Berufskollegien solche über Volkswirtschaft und Staatswissenschaft, über Altertumskunde und Naturwissenschaften, vor allem über Zoologie. Während seiner Studienzeit wohnte Ernst Friedel in der Marienstraße 28.

Im Jahre 1858 trat der junge Rechtsbeflissene als Einjährig-Freiwilliger in das damalige Garde-Reserve-Regiment (Oberst u. Regiments-Kommandeur: von Le Blanc-Souville), das heutige Garde-

Füsilier-Regiment, ein, wurde aber wegen einer im Dienst erlittenen Verletzung noch vor Ablauf des Jahres entlassen und zur Ersatz-Reserve gestellt.

Zu seiner Erholung unternahm Friedel im Herbst 1858 eine Reise nach der Schweiz und nach Italien und besuchte, nachdem er den Splügen überschritten hatte, Mailand und Rom, wo er die Bekanntschaft des Assessors Lessing, des jetzigen Geh. Justizrats und Besitzers der Vossischen Zeitung, machte und kehrte zu Wagen über Padua, Ravenna und den Brenner nach Wien und Berlin zurück. In Oberitalien und Österreich war Friedel Zeuge der mannigfachen militärischen Vorbereitungen zu dem Kriege, der bald darauf zwischen Österreich und Italien ausbrechen sollte.

## 2. Juristische Tätigkeit.

Am 4. Oktober 1859 bestand Friedel die schriftliche und am 11. Oktober die mündliche Prüfung als Kammergerichts-Auscultator und wurde am 19. Oktober vereidigt. Eingeführt und praktisch beschäftigt wurde er bei der 6. Bagatell-Kommission des Königlichen Stadtgerichts zu Berlin (Präsident Holtzapfel) vom 1. Dezember 1859 ab.

Zu seiner weitern Fortbildung begab sich Friedel auf einer im Sommer 1860 unternommenen Studienreise nach Cöln, Aachen, Brüssel und Paris, auf der er sich vorzugsweise kunsthistorischen und archaeologischen Studien widmete und in Paris mit dem Kunsthistoriker Wilhelm Lübke und dem Maler Reinhold Begas längere Zeit verkehrte.

Nach seiner Rückkehr nach Berlin nahm er seine Tätigkeit beim Stadtgericht wieder auf und wurde dann zu seiner weiteren Ausbildung am 15. Juni 1861 dem Königlichen Kammergericht überwiesen. Am 27. August 1861 bestand er das Referendar-Examen und ward nun wieder beim Stadtgericht in Berlin beschäftigt. Trotz der anstrengenden Berufsarbeiten fand Ernst Friedel doch Zeit sich seinen Neigungen für Naturwissenschaften und Altertumskunde zu widmen und behufs Forschungen auf diesen Gebieten Streifzüge in die Umgegend von Berlin und Studienreisen in fernere Gegenden zu unternehmen. So machte er im Jahre 1861 eine Reise nach Rügen, um die Werkstätten der Steinzeit kennen zu lernen und die dort befindlichen Waffen und Geräte zu sammeln und zu studieren, und reiste im Sommer 1862 nach Nürnberg, München, Tirol und Oberitalien, um sich vorzugsweise zoologischen Studien zu widmen.

Vom 7. März 1863 wurde Referendar Friedel auf drei Monate bei der Staatsanwaltschaft am Berliner Stadtgericht beschäftigt und

am 17. Juni desselben Jahres der Königlichen Kreisgerichts-Kommission I. zu Freienwalde a. O. überwiesen, wo er bis zum 18. September verblieb. Er erwarb sich hier durch Fleiß und Umsicht die Anerkennung seiner Vorgesetzten in hohem Grade und das ihm beim Abgange erteilte Attest gibt dieser Anerkennung offen Ausdruck. Es lautet:

> Der Kammergerichts-Referendar Herr Friedel hat seit dem 17. Juni d. Js. bis heute bei der unterzeichneten Gerichts-Kommission in allen Zweigen des Einzelrichteramtes gearbeitet und sich dabei durch rühmlichen Fleiß, Gesetzeskenntnis, Gewandtheit und Umsicht sowohl in der Arbeit als auch in dem Verkehr mit den Parteien und durch Gründlichkeit ausgezeichnet, so daß derselbe zur selbständigen Verwaltung eines Einzelrichteramts für besonders befähigt zu erachten ist.
>
> Urkundlich unter Siegel und Unterschrift.
>
> Freienwalde a. O., den 18. Sept. 1863.
>
> Königl. Kreisgerichts-Kommission I
> Grieben,
> Kreisgerichtsrat.

Von Freienwalde kehrte Referendar Friedel nach Berlin zurück und wurde dort längere Zeit am Kammergericht beschäftigt. Seinen Wohnsitz hatte er um diese Zeit im Hause Dorotheenstraße 62 wo seine Mutter wohnte. Am 5. November 1864 bestand er die mündliche und bald darauf die schriftliche Prüfung als Gerichts-Assessor und erhielt in beiden Fällen die Auszeichnung „Gut“. Die vom Justizminister Grafen zur Lippe am 17. März 1865 vollzogene Ernennung bestimmt sein Dienstalter als Gerichts-Assessor vom 24. Januar 1865.

Friedel wurde jetzt als unbesoldeter Assessor mit beschränktem Stimmrecht dem Stadtgericht in Berlin überwiesen und hauptsächlich in Konkurs- und Kreditsachen, sowie in Gemütsuntersuchungen beschäftigt.

## 3. Wirtschaftspolitische und juristische Schriften.

Um diese Zeit beginnt Friedel seine literarische Tätigkeit, die er ohne Unterbrechung bis heute fortgesetzt hat.

Seit dem Jahre 1864 hatte Friedel sich sehr eifrig mit Handelspolitik, Auswanderungs- und Kolonialwesen beschäftigt und von seinem Bruder, dem Marinestabsarzt Dr. Carl Friedel, der die grosse preussische Expedition nach Ostasien 1860—63 mitgemacht hatte, umfangreiches Material über die Zustände in China, Japan und Siam erhalten. Auf Grund dieser Mitteilungen und Studien legte Ernst

Friedel seine Ansichten über deutsche Kolonialpolitik zunächst im Juni 1865 in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ in 5 ausführlichen Aufsätzen über „die Anfänge preußischer Colonial-Politik in Ostasien“ nieder. Diese Aufsätze wurden für offiziös gehalten und nicht nur in sämtlichen deutschen Zeitungen, sondern auch in vielen französischen und englischen Blättern bis nach China und Japan hin lebhaft besprochen und je nach der damaligen politischen Parteirichtung befürwortet oder angegriffen. Die anerkennenden Zuschriften, die Friedel infolge dieser Aufsätze von den verschiedensten Seiten erhielt, veranlaßten ihn, im Oktober und November 1865 und im Februar 1866 in der „Vossischen Zeitung“ zwei weitere Aufsätze zu veröffentlichen, in denen er die Grundzüge eines „Plans zur Anlegung einer Handels-, Pflanzungs- und Eroberungs-Colonie auf Formosa“ behandelte. Auch diese Aufsätze beschäftigten die öffentliche Meinung zeitweilig und trugen dem Verfasser eine grosse Anzahl von zustimmenden und anerkennenden Zuschriften und Anfragen aus seemännischen, militärischen, kaufmännischen und technischen Kreisen ein. Damals wurden auch, vielleicht infolge der Friedelschen Aufsätze, von Preußen Unterhandlungen mit China wegen des Ankaufs von Formosa angeknüpft, doch scheiterten diese Unterhandlungen daran, daß China 4 Millionen Taler forderte, während Preußen nur 2 Millionen für den Ankauf bewilligen wollte.

Diese Verhandlungen und auch die erwähnten Zuschriften bewiesen, dass das Interesse für deutsche Kolonisation im Volke erwacht war und nur einer bestimmten Anregung bedurfte, um in die richtigen Bahnen geleitet zu werden. Diese Anregung beschloß Friedel durch eine ausführliche Darlegung seiner Kolonialpläne zu geben.

Die Zeitstimmung war für solche Anregungen sehr günstig. Durch die ruhmreichen Erfolge des dänischen und des österreichischen Krieges und durch die Einverleibung der Seeprovinzen Schleswig-Holstein und Ostfriesland, sowie Hannovers war die Großmachtstellung Preußens erheblich gewachsen und die preussische Regierung, die jetzt in den Besitz neuer maritimer Hilfsquellen an der Nord- und Ostsee gelangt war, sah sich veranlaßt, ihre abwartende Stellung in der Kolonialfrage aufzugeben. Im Artikel VI des Bundesreformvorschlages vom 10. Juni 1866, sowie durch Artikel IV der norddeutschen Bundesverfassung von 1867 wurde die koloniale Frage von der preußischen Regierung als ein Teil ihres zukünftigen politischen Programms aufgestellt und von sämtlichen Bundesstaaten feierlich und förmlich anerkannt. Da ferner in den Bundesverträgen bestimmt war, daß die Bundesexekutive mit ihren Organen — Heer und Marine — der preußischen Regierung unterstellt sei und daß dieser dafür die Wahrnehmung der gemeinsamen Interessen nach aussen hin — Handels-

politik, konsularische Vertretung, Kolonialwesen und Auswanderungsschutz — obliege, so stand zu erwarten, daß Preußen die ihm übertragene Bestimmung auch ausführen und mit Unterstützung deutscher Staatsmänner und Geschäftsleute und mit Hilfe deutschen Kapitals eine ersprießliche Kolonialpolitik in die Hand nehmen werde. Die öffentliche Meinung stand einem solchen Vorhaben sehr fördernd zur Seite. Durch die welterschütternden Taten der Jahre 1864 und 1866 war, wie Ludwig Häusser sagt, ein Ferment in die Nation geworfen, das gährend und ermunternd fortwirkte. Das deutsche Volk war aus seiner bisherigen Ruhe aufgerüttelt worden, ein edler Ehrgeiz, die Macht und Größe des deutschen Vaterlandes zu heben, hatte die weitesten Kreise der Nation ergriffen, und es stand zu erwarten, daß neben anderen nationalen Unternehmungen auch das deutsche Kolonialwesen endlich in Angriff genommen und erheblich gefördert werden würde.

Zur Förderung dieser nationalen Angelegenheit wollte Friedel nach Kräften beitragen und veröffentlichte seine Ansichten und Vorschläge in einer Schrift:

„Die Gründung preussisch-deutscher Colonien im Indischen und Grossen Ozean mit besonderer Rücksicht auf das östliche Asien. Eine Studie im Gebiete der Handels- und Wirtschaftspolitik. 8°. VIII, 206 S. Berlin. Alb. Eichhoff, 1867.“

In dieser Schrift tritt Friedel, der sich im Vorwort als Anhänger des Sozialpolitikers Friedrich List bekennt, warm für die Gründung preußisch-deutscher Kolonien in den ostasiatischen Gewässern ein und fordert zur Durchführung seiner Vorschläge die Vermehrung der Flotte des norddeutschen Bundes unter preußischer Oberhoheit und die Anbahnung einer preußisch-deutschen Handelspolitik im Sinne des genialen Friedrich List.

In den zwanziger Jahren hatte dieser bahnbrechende wirtschaftliche Denker sechs Hauptsätze zur Hebung des nationalen Wohlstandes in Deutschland aufgestellt und zwar:

1. die Gründung eines deutschen Zollvereins,
2. die Ausgestaltung des deutschen Eisenbahnnetzes und des deutschen überseeischen Dampfschiffverkehrs,
3. die Errichtung einer deutschen Kriegsflotte,
4. Die Ausgestaltung eines allgemeinen Konsulatswesens,
5. die Gründung deutscher Kolonien und
6. die Regelung der überseeischen deutschen Auswanderung mit Erhaltung der deutschen Sprache und Oberherrschaft.

Die Durchführung dieser Pläne sollte unter preußischer Führerschaft erfolgen.

Lists Vorschläge fanden bald allgemeine Anerkennung. Der Zollverein trat im Jahre 1834 ins Leben, das deutsche Eisenbahnnetz und der überseeische Dampferverkehr wurden infolge der wachsenden Handelsbeziehungen in den vierziger bis sechziger Jahren erheblich ausgestaltet und das Jahr 1849 sah die Gründung einer deutschen Kriegsflotte, die unter preußischer Flagge in den dänischen Kriegen und auf der ostasiatischen Expedition ihre ersten Lorbeern erntete, und infolge der durch die Ereignisse der sechziger Jahre erfolgten politischen Umgestaltung erfuhr auch das preußisch-deutsche Konsulatswesen eine bedeutsame Veränderung.

Zwei Drittel des List'schen Programms waren, wie Friedel im Vorwort sagt, zum Vorteile Deutschlands um das Jahr 1867 bereits erfüllt, aber es mangelte noch an der Ausnutzung der errungenen Vorteile durch eine umfassende deutsche Kolonialpolitik, durch Gründung überseeischer Kolonien und durch Regelung des deutschen Auswanderungswesens im nationalen Sinne.

Für die Durchführung dieser Ideen tritt nun Friedel in seiner Schrift mit aller Kraft ein und gibt sich der Hoffnung hin, daß man in nicht allzuferner Zeit in Regierungs- wie in Privatkreisen seine Vorschläge günstig beurteilen würde. Zu dieser Hoffnung wurde der Verfasser durch die obenerwähnten politischen Veränderungen im preußischen Staatswesen ermutigt.

In seiner Schrift behandelt Friedel nur die Handels-, Pflanzungs- und Eroberungs-Kolonisation, d. h. diejenigen Arten der Kolonisation, mit denen sämtliche modernen Seestaaten ihre Koloniale Laufbahn begonnen haben. Die Ackerbaukolonisation, die mit der Auswanderungsfrage auf das Innigste zusammenhängt, läßt er zunächst beiseite, da sie erst behandelt werden kann, wenn die kolonisierende Macht nach Anlegung von Handels-Kolonien die nötigen Erfahrungen zur Durchführung einer ergiebigen Kolonisationspolitik erlangt hat.

In der Einleitung zu seinem Werke gibt Friedel eine Übersicht über das, was die Herrscher Brandenburg-Preußens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im Kolonialwesen geleistet haben. Er berührt die Unternehmungen des Großen Kurfüsten zur Anbahnung kolonialer Beziehungen auf der Goldküste von Westafrika, die Gründung der afrikanischen Handelsgesellschaft im Jahre 1662, die Errichtung der Festen „Groß Friedrichsburg“ (1663) und „Dorothea“ (1684) und die Beziehungen des brandenburgischen Herrschers zu den dort wohnenden und den benachbarten Negerstämmen. Er beleuchtet ferner die Absicht des Großen Kurfürsten zur Gründung einer brandenburgisch-ostindischen Handelskompagnie und zur Entsendung einer ostasiatischen Expedition (1686), die Reise einer kurfürstlichen Gesandtschaft zum Schah von Persien zwecks Anbahnung von Handelsbeziehungen und die Gründung von Handelsniederlassungen auf

der Insel St. Thomas und weist dann auf die Fortsetzung dieser Kolonialpolitik unter Kurfürst Friedrich III. hin, der 1690 auf der Landenge von Panama Fuß zu fassen suchte und das Krabben-Eiland bei Porto Rico und die karaïbische Insel Ter Tholen zu Kolonisationszwecken ankaufte.

Allerlei mißliche Umstände, vor allem der Neid der Seemächte und die Schwäche Brandenburg-Preußens zur See verhinderten eine gedeihliche Entwicklung der preußisch-deutschen Kolonialpolitik, die unter Friedrich Wilhelm I. mit der Auflösung des Handelskontors auf St. Thomas ihr Ende erreichte und auch von den nachfolgenden preußischen Herrschern nicht wieder aufgenommen wurde. Später war eine Wiederaufnahme unmöglich, da die politischen Zustände in Preußen nach dem Tode Friedrichs des Großen und das Aufblühen Englands als Seemacht der Anbahnung einer preußischen See- und Kolonialpolitik entgegenstanden. Erst unter Friedrich Wilhelm IV. konnte, wie Friedel hervorhebt, an die Belebung des deutschen Seehandels und an den Bau von Häfen und Kriegsschiffen gedacht werden, und nachdem die Kriegskorvette „Amazone“ am 24.. Juni 1843 vom Stapel gelaufen war, wurde von allen Seiten fortgesetzt an Preußen die Anforderung gerichtet, die Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten wieder aufzunehmen.

Die Erfolge der ostasiatischen Expedition*) in den Jahren 1860—63, die Abschließung von Verträgen durch Preußen mit China, Siam, Japan und mit verschiedenen Seemächten Europas, die Regelung und Ausbreitung des Konsulatswesens und der Erlaß eines allgemeinen deutschen Handels- und Seerechts und anderer Gesetze waren vorbereitende Schritte für eine erweiterte deutsche Handelspolitik und für Deutschlands Weltverkehr, als Schlußglied fehlte nur noch der Anfang eines preußisch-deutschen Kolonialwesens.

„Seehandel—Kriegsmarine—Colonien“, sagt Friedel (S. 7), „sind drei Begriffe, welche wirtschaftlich und politisch derartig in innigster Wechselbeziehung stehen, daß zwei von ihnen, falls der dritte fehlt, nur Stückwerk bleiben. Eine Kriegsmarine ohne Seehandel ist ein verschwenderisches Experiment, ein Seehandel ohne Kriegsmarine ein schwaches Rohr, welches jeder politische Sturm knicken kann; beide aber finden, wie die Geschichte insbesondere die ruhmvollen Zeiten der deutschen Hansa, genugsam gezeigt, ihre Ergänzung erst in einem wohlgeordneten und ausgedehnten Kolonialwesen.“

Daß Preußen die Führerschaft im deutschen Kolonialwesen übernehmen solle, unterliegt für Friedel keinem Zweifel, da historische wie praktische Gesichtspunkte dafür sprächen, nur über die maritimen

*) An dieser Expedition hat Friedels Bruder, Dr. Carl Friedel, wie angedeutet, als Marinestabsarzt teilgenommen.

Gebiete, wo die Kolonisation einsetzen soll, könnten Zweifel bestehen, ob in Afrika auf den Spuren des Großen Kurfürsten oder in Ostasien, wo Engländer, Holländer und andere Nationen sich bereits kolonisatorisch betätigt hatten. Bei der Behandlung dieser Frage entscheidet sich der Verfasser für den Indischen und den Großen Ozean und zeigt in den folgenden Ausführungen, wie sich auf der Insel Formosa eine vorteilhafte deutsche Kolonisation durchführen lassen würde.

Um die Kolonisierung der Insel Formosa haben sich, wie aus dem geschichtlichen Überblick, den Friedel giebt, hervorgeht, seit dem 16. Jahrhundert Japaner, Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen und andere Nationen mit wechselndem Erfolge bemüht, und auch Preußen, dessen Kriegsschiffe im Jahre 1860 mehrmals die Küsten von Formosa besucht haben,*) soll im Jahre 1864 die Absicht gehabt haben, auf der Insel eine Niederlassung zu gründen (s. oben S. 10). Friedel findet diese Absicht sehr empfehlenswert und giebt zur Unterstützung seiner Empfehlung eine eingehende Beschreibung der Insel, in der er Vorzüge und Nachteile gegen einander abwägt, Klima und Bodenbeschaffenheit, Küsten- und Wasserverhältnisse, Fauna und Flora, sowie die Bevölkerung Formosas und der umliegenden Inseln schildert und zu dem Schlusse kommt, daß Formosa sich vorzüglich zur Durchführung preußisch-deutscher Kolonialpläne eignen würde.

In einem besonderen ausführlichen Teil seiner Schrift gibt Friedel dann einen Überblick über die Ausführung seiner Vorschläge zur preußisch-deutschen Kolonisation auf Formosa von verschiedenen Gesichtspunkten aus. Er glaubt, daß die Ausbreitung des Christentums unter den dem Naturkult huldigenden Insulanern gute Fortschritte machen und zum kolonialen Wohlstand beitragen wird, er weist nach, daß die Besitzergreifung der Insel oder einzelner Gebiete sich sowohl vom völkerrechtlichen Standpunkt aus als auch nach den Bestimmungen der Bundesakte rechtfertigen läßt, und hebt hervor, daß eine preußisch-deutsche Kolonisation auf Formosa von hoher politischer Bedeutung sein wird, sowohl für die innere Politik Deutschlands als auch für sein Verhältnis zu den anderen Mächten in Europa und Asien besonders zu den Seehandel und Kolonialpolitik treibenden Nationen In einem längeren Abschnitt wird die äußere und innere Verwaltung der Kolonie sehr eingehend und sachgemäß behandelt, in einem andern der wirtschaftliche Nutzen der neuen Ansiedlungen hinsichtlich seiner Produktionsfähigkeit und des Handels mit dem Mutterlande und mit anderen Völkern von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet und dann eine Aufstellung über die ungefähren Einnahmen und Aus-

---

*) An den Landungsversuchen und Gefechten an den Küsten von Formosa nahm Friedels Bruder (s. S. 13) gleichfallls Teil.



gaben der neuen Kolonie gegeben. Diesen theoretischen Ausführungen schließt sich ein Schlußkapitel über die praktische Durchführung der Kolonisation auf Formosa an, das die voraussichtliche Entwicklung der deutschen Kolonie vor ihrer Gründung bis zu ihrer gesicherten Lage als preußisch-deutsche Besitzung schildert und auch die Vermehrung der Kolonien durch Besiedlung der Nebeninseln ins Auge faßt.

Alle diese Ausführungen werden durch statistische Angaben und Beispiele aus der Kolonialgeschichte anderer Nationen, die in den ostasiatischen Gewässern Kolonien besitzen, belegt und dadurch wird nachgewiesen, daß bei sachgemäßer Durchführung der Vorschläge die Kolonisation auf Formosa einen guten Verlauf nehmen und schon nach 5 Jahren keine Zuschüsse mehr aus Staatsmitteln erfordern und nach 10 Jahren bereits Überschüsse abwerfen würde.

„Möge Preußen“, sagt Friedel an einer Stelle, „im Namen Deutschlands dem rühmlichen Vorbilde, das die Holländer auf Java gegeben haben, nachstreben und Formosa, das die Holländer zu ihrer zweitwichtigsten Kolonie bestimmt hatten, zu einem preußischen Java, zu dem Kern eines Deutsch-Indiens machen!“

Obwohl die Schrift zunächst für die Zwecke einer preußisch-deutschen Kolonisation im Indischen und Großen Ozean, im besonderen auf der Insel Formosa, bestimmt war, konnte sie ihrer allgemeinen Ausführungen wegen dennoch als ein Handbuch der praktischen Kolonisation angesehen und auf die verschiedensten Gegenden der Erde angewendet werden. Außerdem ist sie sehr klar und volkstümlich abgefaßt, so daß alle Ausführungen von jedem Laien verstanden werden können. Infolgedessen fand die Schrift auch überall Beachtung, und eine große Anzahl von Zuschriften aus allen Kreisen der Bevölkerung und aus allen Teilen Deutschlands, selbst aus dem Auslande, bewiesen dem Verfasser, daß seine Vorschläge allgemeine Anerkennung fanden und wohl durchführbar seien. Auch der bekannte Ethnologe A. Bastian erwähnte beim 40jährigen Stiftungsfeste der Gesellschaft für Erdkunde Friedels Arbeiten über Formosa, sowie seine Bemühungen für die überseeischen Interessen Deutschlands in lobender Weise. Noch hatte kein Deutscher den Mut gehabt, solche weitausgreifenden Pläne zu entwerfen, Friedels Schrift war das erste Werk in deutscher Sprache über deutsche Kolonisation und über die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit deutscher Kolonien in fernen Meeren.

Aber Friedels Hoffnungen sollten sich so bald noch nicht erfüllen. So günstig die Zeitumstände für die Anbahnung einer preußisch-deutschen Kolonisation auch schienen, so sympathisch alle nationalgesinnten Kreise seine Vorschläge auch begrüßten, so anerkennend sich viele maßgebenden Persönlichkeiten über seine Pläne auch äußerten, die leitenden Staatsmänner hielten den Zeitpunkt für die Durchführung so weitgehender

kolonialer Pläne noch nicht gekommen; zunächst sollte das langersehnte Ziel die innere Einigung des deutschen Vaterlandes erreicht werden, dann wollte man die Kolonialpolitik ins Auge fassen. Und selbst Fürst Bismarck, der dem Gerichtsassessor Friedel seine ungeteilte Anerkennung über das Werk aussprach, erklärte ihm, daß seine Vorschläge noch zu zeitig kämen und daß noch Jahre vergehen würden, bis dergleichen überseeische Unternehmungen zur Ausführung gelangen könnten.

Und es vergingen tatsächlich noch einige Jahrzehnte, ehe das deutsche Reich eine zielbewußte Kolonialpolitik im Sinne der Friedelschen Schrift auf sein Programm setzte und ehe ein deutsches Kolonialwesen in die Wege geleitet wurde und einen einigermaßen erfreulichen Aufschwung nahm. Heutzutage sind Friedels Vorschläge zum großen Teil zur Durchführung gelangt, und es muß den Jubilar freuen, daß er der erste gewesen ist, der im Jahre 1867 die Anregung zur Aufnahme einer preußisch-deutschen Kolonialpolitik gegeben hat.

Um dieselbe Zeit und in den nächsten Jahren veröffentlichte Friedel auch einige Aufsätze aus seinem Berufsgebiet, namentlich über seine Erfahrungen als Kommissar im Gemütsuntersuchungsverfahren. Wie aus den verschiedenen Abhandlungen hervorgeht, hat der Verfasser auch auf diesem Gebiet weitergehende Studien gemacht und die Vorfälle und Erscheinungen wissenschaftlich untersucht. Die erste Arbeit dieser Art führt den Titel:

> „Über das Preußische Gemüthsuntersuchungsverfahren, mit besonderer Rücksicht auf die Praxis des Königl. Stadtgerichts zu Berlin“ (Deutsche Gerichts-Zeitung. Neue Folge Bd. II (1867), S. 201—222).

Diese Abhandlung des Explorations-Kommissars Ernst Friedel gewährt interessante Einblicke in seine damalige Tätigkeit und in den Geschäftsverkehr des Berliner Stadtgerichts in Gemütsuntersuchungssachen. In seiner Arbeit hat Friedel die juristisch wichtigen Momente, die bei diesen Untersuchungen zur Sprache gekommen sind, zusammengestellt und liefert unter Benutzung von privaten statistischen Aufzeichnungen interessante Angaben über die beim Stadtgericht verhandelten Fälle von Gemütsuntersuchungen. Er stellt fest, daß unter den dort in den sechziger Jahren für blöd- oder wahnsinnig erklärten Personen eine erschreckende Zahl an progessiver Paralyse (Gehirnschwund) litt und daß diese Krankheit, die seiner Ansicht nach der Entwicklung der Kultur parallel zu gehen scheint, sich nur bei hochzivilisierten Völkern und mehr in den höheren und gebildeten Ständen findet. Die Ursache dieser schweren Erkrankung, die sich gewöhnlich in Größenwahn äußert, sieht Friedel in aufregenden politischen Ereignissen — damals in den Revolutions- und Kriegsjahren — und liefert aus der

Praxis bestimmte Belege dafür. Religiöse und erotische Momente fanden sich nur vereinzelt als Ursache von Wahnerscheinungen, dagegen trat der Quärulantenwahnsinn ziemlich häufig auf.

Im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung wendet der Verfasser sich sehr energisch gegen die damals „vorherrschende Neigung gewisser Schulen von Ärzten, auf Grund einzelner körperlicher pathologischer Symptome oder beim Mangel solcher gar wohl nur auf Grund einzelner extravagierender Reden oder Handlungen sofort, unter Submittierung einer Geisteskrankheit, Blöd- oder Wahnsinnigkeitserklärungen auszusprechen", da hierdurch die Verantwortlichkeit für jene verkehrten Handlungen in den meisten Fällen völlig ausgeschlossen wird und Straflosigkeit eintreten muß. Eine Bestrafung der Verbrecher würde hiernach als Unverstand und Barbarei erscheinen, und man würde gut daran tun, die Gefängnisse zu schließen und die Irrenhäuser zu vermehren. Diese materialistisch-sensualistische Anschauungsweise, die notwendigerweise zur Verneinung und Vernichtung jeder freien Willensbestimmung des Menschen führen muß, ist deshalb zu verwerfen oder wenigstens einzuschränken, und der untersuchende Kommissar wie der medizinische Sachverständige müssen bei Gemütsuntersuchungen stets darauf achten, daß „durch die Exploration ein handfester Beweis darüber geliefert wird, ob der Geisteszustand des Provokaten gegenwärtig derartig ist, daß dieser die Folgen seiner Handlungen noch zu überlegen im Stande ist oder nicht." Es muß zwischen medizinischer und juristicher Definition des Wahnsinns unterschieden werden, und unter keinen Umständen darf der Richter die endgiltige und entscheidende Blöd- oder Wahnsinnigkeitserklärung dem Arzte überlassen.

Nachdem der Verfasser dann eingehend die Unzulänglichkeit der gesetzlichen Bestimmungen hinsichtlich der gerichtlichen Blöd- und Wahnsinnigkeitserklärung erörtert hat, macht er einige Reformvorschläge, wonach zwischen der medizinischen und juristischen Untersuchung scharf unterschieden werden und anstelle der Blöd- und Wahnsinnigkeitserklärung die relative und absolute Zurechnungsfähigkeit treten soll.

Dieser scharfsinnigen Abhandlung, die dem Verfasser verschiedene Angriffe von medizinischer Seite eintrug, folgten in den nächsten Jahren andere aus dem gleichen Tätigkeitsgebiet, so 1868 „Zur Lehre von der Entmündigung" (in der Zeitschrift für Gesetzgebung), 1870 „Die geminderte Zurechnungsfähigkeit nach dem Entwurf des Norddeutschen Strafgesetzbuches" und 1871 „Über das Liberum Arbitrium" (beide in der Allgemeinen deutschen Strafrechtszeitung).*)

---

*) Die genauen Titel findet man in dem am Schlusse dieser Arbeit beigefügten Verzeichnis der Friedelschen Schriften unter Nr. 1.

## 4. Naturwissenschaftliche und prähistorische Forschungen.

Obwohl Friedel durch seine Berufstätigkeit sehr in Anspruch genommen wurde und außerdienstlich auf juristischem Gebiete auch schriftstellerisch tätig war, beschäftigte er sich doch fortgesetzt mit naturwissenschaftlichen, ethnologischen und archäologischen Studien und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in mannigfachen Abhandlungen in den Zeitschriften der Gesellschaft für Erdkunde und der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte nieder.

Außer Streifzügen in die Umgebung von Berlin, Potsdam und Brandenburg unternahm Friedel im Jahre 1867 eine Studienreise nach dem Riesengebirge und nach Böhmen, um Land und Leute kennen zu lernen, und in den Gerichtsferien der Jahre 1868 und 1869 machte er Reisen nach Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden und gab sich in diesen Ländern eingehenden prähistorischen und naturwissenschaftlichen Studien hin. Als Ergebnis seiner Forschungen auf Sylt erschien zunächst 1868 in der Vossischen Zeitung ein Aufsatz „Die Sylter Sand- und Wassernoth," in dem er über die Gefahren, die der Insel durch Versandung und Dünenwanderung und durch die Verheerungen der Sturmflut drohten, berichtete, und dann 1869 in der Zeitschrift für Ethnologie eine Abhandlung „Kjökkenmöddinger der Westsee," der bald eine zweite „Ethnologische Ursachen der Verbreitung einiger europäischer Landschnecken" in derselben Zeitschrift folgte. In diesen Arbeiten schilderte Friedel seine Untersuchungen auf Sylt, am Strande und im Meere, wo er versunkene Waldreste und Torflager und zwischen den Schlamm- und Holzmassen Überbleibsel von vorgeschichtlichen Ansiedelungen und Wirtschaftsabfälle fand und am Roten Kliff ehemals bewohnte Höhlen mit Spuren menschlicher Tätigkeit entdeckte. Die Berichte über diese Funde sind genau und sorgfältig abgefaßt und lassen erkennen, mit welcher Liebe zur Sache Friedel seinen Forschungen schon damals nachging, außerdem zeigen sie eine außerordentliche Belesenheit und eine große Vertrautheit mit dem behandelten Gegenstande. Nicht nur in prähistorischer und ethnologischer Hinsicht werden die Funde geprüft und bewertet, auch die naturwissenschaftliche Seite wird berücksichtigt und aus dem Vorkommen von Pflanzen- und Tierresten bemerkenswerte Schlüsse auf den Kulturzustand der ehemaligen Bewohner jener Siedlungsstätten gezogen. Besonders die massenhaft vorhandenen Conchylienreste geben dem Verfasser Veranlassung, auf die Bedeutung dieser Tierreste für die Zeitbestimmung der Kjökkenmöddinger und für die prähistorische Forschung überhaupt hinzuweisen

und die Mahnung auszusprechen, es möchte jeder conchyliologische Fund, der mit vorzeitlichen Funden in Zusammenhang steht, sorgfältig vermerkt und bekannt gemacht werden.

„Wir werden in diesen antiquarischen Leitmuscheln“, sagt er in der Abhandlung über die „Ethnologischen Ursachen usw.“, „einen rothen Faden haben, der ohne abzureißen von dem paläolithischen Zeitalter des Drift- und Höhlen-Menschen bis in das neolithische Zeitalter und weiter durch die Bronze- und Eisen-Periode bis zu dem heutigen Wilden und zu dem modernen Kulturmenschen heraufreicht.“

Über die erwähnten Höhlenwohnungen auf Sylt hat Friedel noch einen besonderen Aufsatz unter dem Titel „Höhlenbauten aus der jüngeren Steinzeit auf Sylt“ in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde“ (Bd. 4, 1869) veröffenlicht, ferner verschiedene Studien über die Weichtiere der Nordsee, so „Neues über Züchtung und Eingewöhnung der Auster“ in der Zeitschrift „Der Zoolog. Garten“ (9. Jahrg., 1868) und „Zur Kunde der Weichthiere Schleswig-Holsteins“ an verschiedenen Stellen der „Malakozoologischen Blätter“ in den Jahren 1869 und 1870.

Naturwissenschaftliche Studien bildeten, wie schon früher, so auch in dieser Zeit eine Lieblingsbeschäftigung Friedels. Den Aufschwung, den die Naturwissenschaften seit dem Erscheinen von Ch. Darwins „On the origin of species“ (1859) genommen hatten, und die mannigfachen Kämpfe, die sich an die neue Lehre knüpften und zu neuen eigenartigen Entdeckungen führten, hatte Friedel miterlebt und wurde bei seinem Interesse für den Gegenstand von dieser gewaltigen Umwälzung in der Naturkunde lebhaft bewegt und zu neuen Forschungen angespornt. Eine ganze Anzahl größerer und kleinerer zoologischer und botanischer Aufsätze im „Zoologischen Garten“ und in den „Malakozoologischen Blättern“ stammt aus dieser Zeit.*)

Als Friedel von seiner nordischen Reise nach Berlin zurückgekehrt war, studierte er zum Zweck der Vervollständigung seiner Forschungen auf Sylt und in Schleswig-Holstein alte Aufzeichnungen friesischer und dithmarsischer Chronisten und fand seine Annahmen über die Siedlungsverhältnisse am Strande von Sylt und am Uglei (s. Zeitschr. f. Ethnologie, 1870, S. 204—210) in vielen Punkten durch historische Überlieferungen bestätigt, und dies war für ihn ein Grund, von neuem auf die Bedeutung naturwissenschaftlicher Funde und Beobachtungen für die vorgeschichtliche Forschung hinzuweisen. Diesen Standpunkt hat Friedel auch fernerhin bei seinen Forschungen und Untersuchungen beibehalten und dadurch gute Erfolge erzielt, in manchen Fällen haben sogar die naturwissenschaftlichen Ergebnisse bei der Unter-

*) S. das Schriftenverzeichnis am Ende dieser Arbeit unt. No. 7.

suchung einer vorgeschichtlichen Fundstätte den Ausschlag bei der Zeit- und Altersbestimmung gegeben.

Im Jahre 1868 war Friedel eine Zeit lang als Hilfsrichter beim Strafsenat des Kammergerichts tätig und wurde dann in gleicher Eigenschaft im September beim Kreisgericht in Spandau und im Oktober und November desselben Jahres beim Kreisgericht in Brandenburg a. H. beschäftigt.

Den Aufenthalt in der alten Hauptstadt des Havellandes benutzte Friedel zu Ausflügen in die Umgegend und untersuchte namentlich das Ufergebiet der Havel und die Fauna und Flora ihrer Gewässer. Die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichte er in den Aufsätzen „Seltene Fische aus der Havel“ und „Die Wasserpest und ihr Einfluß auf die Thierwelt“ (beide in „Der Zoolog. Garten“ 1869 u. 1870) und in der Abhandlung „Paläolithische Flintwerkzeuge aus dem Haveldiluvium zwischen Potsdam und Brandenburg“ in der Zeitschr. für Ethnologie, 2. Jahrg. (1870), S. 158—162. In dieser Abhandlung, die eine große Kenntnis auf dem Gebiete der Feuersteingeräte und ihrer Bearbeitung und der Kultur der paläolithischen Zeit verrät, schildert Friedel seine Untersuchungen im Diluvium und betont nachdrücklich die Wichtigkeit der dort gemachten Funde für die Geschichte der menschlichen Kultur und für die Tierwelt der Urzeit. Ferner beklagt er die Gleichgiltigkeit, mit der die gelehrte Welt solche Funde bisher behandelt hat, und fordert zu eifriger Arbeit gerade auf diesem Gebiete auf.

„Man interessiert sich“, sagt er an einer Stelle dieser Abhandlung, „wie es scheint, bei uns in weiteren Kreisen für die Merkmale der ältesten Vorgeschichte bei weitem nicht so lebhaft wie es sein sollte und wie es in Frankreich, England, Skandinavien, der Schweiz, teilweise selbst in Italien, Spanien und Portugal der Fall ist; es existirt in unseren Museen zur Zeit noch nicht ein einziges paläolithisches Werkzeug, und da nur derjenige über die paläolithischen Artefacte ein sicheres Urtheil gewinnen kann, der sie nicht bloß aus Abbildungen kennt, sondern in ihren Lagerstätten gesehen und in der Hand gehabt, oder doch mindestens in einem Museum betrachtet hat, so ist man bei uns zur Zeit gezwungen, weite mit Opfern verknüpfte Reisen zu unternehmen, will man überhaupt erst einmal einen dieser merkwürdigen Kulturreste des Menschen zu Gesicht bekommen.“

Als Entschuldigung für diese Versäumnis, fügt er hinzu, könne nur der Umstand angeführt werden, daß solche Forschungen und Nachgrabungen zeitraubend, kostspielig und oft undankbar wären, aber ohne Mühe kein Preis, unverdrossen müsse der Forscher mit Hacke und Spaten an die Arbeit gehen und die Schätze der Vorzeit, die der Erdboden birgt, zu Tage fördern.

Diese Mahnung hat Friedel in den nächsten Jahren oft wiederholt und durch sein Beispiel zur Nachahmung aufgefordert, und es ist ihm gelungen, gleichgesinnte Forscher zu finden, die zusammen mit ihm oder allein, Sandboden und Kiesgruben, Flußläufe und Seen, Moor und Heide durchforschten und die Funde sammelten, dann ihre Bedeutung für die Geschichte und Entwicklung der menschlichen Kultur feststellten und so nach und nach eine Fülle von Material zusammentrugen, das von Bedeutung für die vorgeschichtliche Forschung werden sollte. Die ersten Jahrgänge der Zeitschrift für Ethnologie und der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte geben den besten Beweis, daß der Sinn für die Bedeutung vorgeschichtlicher Funde sich in den siebziger Jahren in Deutschland lebhaft entwickelte, und Friedel selbst hat eine Menge von eigenen Fundsachen in den Sitzungen der Gesellschaft vorgelegt und erläutert.

Die vorgeschichtliche Forschung wurde in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts nur in geringem Maße betrieben. Zwar wurden hier und dort Ausgrabungen gemacht und die Fundstücke gesammelt und wohl auch in Museen aufgestellt, aber meist waren es Laien, die sich damit beschäftigten. Die Ausgrabungen wurden, wie Mommsen einmal sagte, von pensionierten Landpredigern und Kreisphysikern zur Ausfüllung ihrer Muße betrieben und die Sammlungen der Fundgegenstände bildeten nur eine Zusammenstellung von Kuriositäten, einen wissenschaftlichen Charakter trugen die Beschäftigungen und Sammlungen nicht.

Allerdings fehlte es nicht an Versuchen, die vorgeschichtliche Forschung zu heben und ihre Ergebnisse wissenschaftlich zu verwerten. So hatte seit 1852 der Gesamtverband der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine einen Zentralpunkt für Forschungen dieser Art einzurichten versucht und in den Museen zu Mainz und Schwerin waren die vorgeschichtlichen Funde nach wissenschaftlichen Grundsätzen aufgestellt worden, aber die Mehrzahl der deutschen Historiker und Archäologen verhielt sich ablehnend gegen solche Bestrebungen und spottete wohl gar über die ergebnislosen Versuche, in das Chaos der Vorgeschichte Licht und Ordnung zu bringen.

Im Auslande hatte man damals schon bessere Fortschritte auf diesem Gebiete gemacht. In London, Paris, Madrid und anderen größeren Städten hatten sich Gesellschaften gebildet, die sich mit Anthropologie und Urgeschichte in wissenschaftlicher Weise beschäftigten und die Ergebnisse ihrer Forschungen in eigenen Zeitschriften herausgaben. In Deutschland war nur innerhalb der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin von einer kleinen Zahl von Anthropologen und Geographen die vorgeschichtliche Forschung in bescheidenem Maße

gepflegt worden, sonst verhielt man sich im deutschen Vaterlande gleichgiltig dagegen.

Da trat im Anfang der sechziger Jahre Rudolf Virchow mit ganzer Kraft für die anthropologische und vorgeschichtliche Forschung ein. Mit dem Spaten in der Hand durchstreifte er zunächst seine Heimat Pommern, dann Mecklenburg, Brandenburg und die benachbarten Länder und förderte allenthalben höchst beachtenswerte Funde zutage. „Er erkannte alsbald die große Bedeutung exakter Ausgrabungen für die Kulturgeschichte und, indem er die naturwissenschaftliche Methode auch auf das Studium der Vorgeschichte übertrug, erhob er diese nach und nach zu dem Range einer Naturwissenschaft. Was früher so oft zum Spott gereichte, wurde nun ein ehrenvoller Sport. Überall erregte das Vorbild Virchows einen wahren Enthusiasmus für die vaterländische Vorgeschichte. Ungeahnte Schätze wurden im Boden aufgedeckt und der wissenschaftlichen Bearbeitung zugeführt, neue Museen entstanden und füllten sich — alles auf die Anregung Virchows hin.“*)

Auf seine Veranlassung trat auch die erwähnte Gruppe von Forschern innerhalb der Gesellschaft für Erdkunde zu einem festen Verbande zusammen und gründete unter seiner Leitung die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, die bald ein großes Ansehen erlangte und seither den Mittelpunkt für Studien auf diesen Gebieten im preußischen Staate bildet. Einer der ersten, die dieser Gesellsshaft beitraten, war Friedel, der sich schon in der Gesellschaft für Erdkunde durch seine Tätigkeit auf vorgeschichtlichem Gebiete ausgezeichnet hatte, und unermüdlich hat er seitdem nach dem Vorbilde und im Sinne Virchows geforscht und gearbeitet. Was die vorgeschichtliche Forschung in Brandenburg-Preußen seit den siebziger Jahren erstrebt und errungen hat, das hat sie neben Virchow vor allem Friedel zu verdanken. Als langjähriger Begleiter des berühmten Anthropologen auf seinen Forschungs- und Ausgrabungsfahrten hat Friedel Gelegenheit gehabt, Virchows Grundsätze und Methode in jeder Hinsicht kennen zu lernen, die wertvollen Erfahrungen des Gelehrten auf prähistorischem und anthropologischem Gebiete in sich aufzunehmen und in eigenen Studien weiter zu verarbeiten, zu vervollkommnen und zu verallgemeinern. Was Virchow für die deutsche prähistorische und anthropologische Wissenschaft gewesen ist, das war und ist heute noch Friedel für die Vorgeschichte der Mark Brandenburg und für die mit dieser verwandten Forschungsgebiete. Das läßt sich aus seiner ganzen wissenschaftlichen Tätigkeit, aus seinen Schriften und aus seinem praktischen Wirken erkennen.

*) Lissauer in Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. usw. 1902, S. 324.

Im November 1869 wurde Friedel zum Königlichen Kreisrichter beim Kreisgericht zu Berlin mit der Funktion als Einzelrichter der Königlichen Kreisgerichts-Kommission zu Cöpenick ernannt. In dieser Stellung blieb er bis zum 1. Februar 1873.

Friedels Tätigkeit in Cöpenick war sehr umfangreich und anstrengend. Als Einzelrichter hatte er das ganze Gebiet der Kommissionssachen zu bearbeiten, Lokaltermine, die oft mehrere Tage in Anspruch nahmen, wahrzunehmen, und zahlreiche Gutachten abzustatten, und als nach dem französischen Kriege die „Gründerzeit" mit ihren Spekulationen, Schiebungen und Schwindelmanövern einsetzte, vermehrte sich Friedels Arbeit ganz bedeutend, und er mußte manchmal bis tief in die Nacht hinein arbeiten, um die laufenden Geschäfte zu bewältigen.

Trotz dieser umfassenden und aufreibenden Tätigkeit fand Friedel aber stets Zeit, sich mit seinen Lieblingsstudien auf naturwissenschaftlichem und archäologischem Gebiet zu beschäftigen. Einerseits gaben ihm die Fahrten zu den Lokalterminen, die gewöhnlich zu Wagen zurückgelegt wurden, Gelegenheit Land und Leute der Spreegegenden kennen zu lernen, alte Sitten und Gebräuche zu studieren und Erfahrungen aus dem Volks- und Rechtsleben der Landbewohner zu sammeln, und andererseits wurden diese Fahrten benutzt, um Erkundigungen über vorgeschichtliche Fundstätten und Altertümer, über historische Stätten und Bauten, über die Tier- und Pflanzenwelt der berührten Gegenden und besonders der Seen und Wasserläufe einzuziehen. Auf diese Weise sammelte Friedel ein umfangreiches Material, das er nach Ortschaften bezw. nach Gegenständen geordnet schriftlich niederlegte, um es je nach Gelegenheit zu Forschungen und Studien zu benutzen, und gelangte außerdem in den Besitz einer Reihe von prähistorischen Fundgegenständen, kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Altertümern, von Versteinerungen und geologischen Seltenheiten und von botanischen und zoologischen Sammelstücken und Präparaten, die er seiner Sammlung märkischer Altertümer und naturkundlicher Gegenstände einverleibte.

Über seine Beschäftigung mit diesen heimatkundlichen Dingen geben eine Anzahl von Abhandlungen und Aufsätzen aus dem Anfang der siebziger Jahre in der Zeitschrift für Ethnologie und den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, in den Malakozoologischen Blättern und in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten" Nachricht und Aufschluß.*)

In diesen Arbeiten behandelt er die verschiedensten Gegenstände und weiß über Steinwerkstätten der Vorzeit, über Tongefäße, Knochenpfeile und Bronzegeräte ebenso sachgemäß zu berichten wie über den Pirol und die Krähe, über die Lebenweise der Schnecken und Muscheln,

*) Vgl. das Verzeichnis der Friedelschen Schriften.

über Fische und Fischereiwesen oder über die Eigentümlichkeiten einzelner Wasser- und Landpflanzen. Schon damals offenbarte Friedel eine Mannigfaltigkeit und Tiefe des Wissens, die ihm seitdem stets eigen war und die Blicke der gelehrten Welt auf ihn lenkte.

Wie scharf und eingehend Friedel arbeitete, wie genau er prüfte und verglich und wie oft er einen und denselben Gegenstand, die gleiche Fundstätte oder historische Örtlichkeit untersuchte, um sich Gewißheit über die Richtigkeit seiner Annahmen und Forschungsergebnisse zu verschaffen, ersieht man beispielsweise aus zwei Arbeiten, die er unter dem Titel „Archäologische Streifzüge durch die Mark Brandenburg“ in der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlichte. In der ersten Arbeit (a. a. O. III 1871, S. 175—197) beschäftigt er sich mit der sagenumwobenen „Stadtstelle“ im Blumenthal bei Strausberg und sucht in das Chaos geschichtlicher Berichte und sagenhafter Überlieferungen durch Vergleichungen und Forschungen an Ort und Stelle einiges Licht zu bringen. Zu verschiedenen Malen, so im Sommer 1866, im August 1869 und im September 1870, hat Friedel den Blumenthal durchwandert und die erwähnte Stelle und ihre Umgebung genau durchforscht und jedes Mal hat er neue Erfolge zu verzeichnen, die ihn in seiner Annahme, daß es sich bei der „Stadtstelle“ um eine alte Siedlungsstätte, die von der Vorzeit bis ins frühe Mittelalter hinein bewohnt gewesen ist, handelt, bestärkte. Beachtenswert ist in dieser Arbeit ferner der Umstand, wie der Verfasser neben den archäologischen Funden und den Ergebnissen früherer Untersuchungen auch die geologischen, zoologischen und botanischen Funde aus jener Gegend zur archäologischen Würdigung des Ganzen heranzieht und auf Grund der Betrachtung von besonderen Baumarten und von erratischen Blöcken oder der Auffindung von einzelnen Schnecken, fossilen Tierresten oder dergl. zu Schlüssen gelangt, die man auf Grund der Altertumsfunde allein vielleicht nicht zu fassen gewagt hätte.

Eine gleiche Forschungsmethode verfolgte Friedel auch bei den Untersuchungen, die zur Niederschrift der zweiten Abhandlung der „Archäologischen Streifzüge“ (Ztschr. f. Ethnologie, Jahrg. 5 (1873), S. 245—258) führten. Diese hat den Titel „Altertümer der nordöstlichen Zauche“ und behandelt die Halbinselbildungen an der Havel zwischen Potsdam und Paretz und den „Räuberberg“ auf Phöben. Die vielen Halbinseln in der dortigen wasserreichen Gegend, die fast durchweg eine Dreiecksgestalt, deren Spitze nach Süden liegt, zeigen, geben Friedel Veranlassung, seine Meinung über die Entstehung und das Alter dieser eigenartigen Uferbildungen zu äußern und die Überreste von Conchylien und Fischen und von Gefäßresten mit Wellenlinien in den Aufschüttungen des Phöbener Berges geben ihm die Gewißheit, daß dieser ein von den Slawen errichteter Burgwall ist, der

wie andererseits hartgebrannte Scherben erkennen lassen, auch im Mittelalter noch in Gebrauch gewesen ist.

Naturwissenschaft und Archäologie gehen auch hier wieder Hand in Hand — Virchows Einfluß ist unverkennbar.

## 5. Kommunale Tätigkeit.

Außer den Forschungen in der engeren Heimat machte Friedel auf seinen Reisen Studien in Deutschland und im Auslande, und diese Studien erstreckten sich außer auf Altertumskunde und Naturwissenschaften auch auf andere Gebiete, wie Kunstgeschichte, Trachtenkunde und Kunstsammlungen, gewerbliche Ausstellungen, Zoologische Gärten und Museen, volkswirtschaftliche und kommunale Einrichtungen und Erkundung von Land und Leuten. So beschäftigte er sich 1871 auf einer Reise nach Holland, Belgien und England mit den Sitten und Trachten der Friesen und Holländer, besuchte die Museen in Amsterdam, Leyden, Antwerpen und London, zog Erkundigungen über volkswirtschaftliche und kommunale Einrichtungen ein und studierte einzelne Abteilungen auf der internationalen Ausstellung in London. Seine Erfahrungen und Ansichten veröffentlichte er später in verschiedenen Zeitschriften, so über „Niederländische Altertümer“ (Zeitschrift für Ethnologie 1873, S. 33—42), über „Tierleben und Tierpflege in Holland, England und Belgien“ (in „Der Zoologische Garten“, Jahrg. 13 u. 14, 1872 u. 1873) und über „Ostindien auf der internationalen Ausstellung in London 1871“, eine kulturgeographische Studie, (Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde 1871, S. 314—336). Eine andere Reise nach Schleswig-Holstein, Dänemark, Schweden und Norwegen im Jahre 1872 gab Friedel Gelegenheit sich mit der Tierwelt dieser Länder, namentlich mit den Weichtieren und Fischen der nordischen Gewässer näher zu beschäftigen und die Aquarien und Zoologischen Gärten in den skandinavischen Hauptstädten zu besuchen. Berichte über diese Studien finden sich im 13. Jahrgang der Zeitschrift „Der Zoologische Garten“, in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft (1873, S. 22 f.) und im Correspondenz-Blatt des deutschen Fischereivereins (1874, S. 83 ff.).

In diesen Berichten, die sich mit dem Aquarium und dem Zoologischen Garten in Kopenhagen, mit der Verwendung der Süßwassermuscheltiere als Schweinefutter in Norddeutschland und mit dem Fischereiwesen in Skandinavien und Schleswig-Holstein beschäftigen, berührt Friedel neben der wissenschaftlichen vielfach die volkswirtschaftliche Seite des behandelten Themas, und da er auch in anderen Abhandlungen und Vorträgen vielfach Hinweise zu Verbesserungen in sozialen Einrichtungen gab und praktische Vor-

schläge in dieser Hinsicht machte, so wurde man in den kommunalen Kreisen Berlins auf ihn aufmerksam und knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, um ihn zum Übertritt in den städtischen Dienst zu veranlassen. Die Unterhandlungen führten zu einem Ergebnis, das für die Entwicklung Berlins bedeutsam geworden ist: Friedel war geneigt, in den Dienst der Stadt Berlin zu treten, und am 30. Dezember 1872 wurde er von der Berliner Stadtverordneten-Versammlung zum besoldeten Stadtrat auf 12 Jahre vom 1. Februar 1873 ab gewählt.

Friedel trat nun aus dem Staatsdienst in den städtischen Dienst über und ist seitdem Beamter der Reichshauptstadt bis heute geblieben. Als Stadtrat von Berlin hat er die ganze Zeit hindurch zum Wohle der Stadt und ihrer Einrichtungen eine umfangreiche und ersprießliche Tätigkeit entfaltet und ist nie müde geworden, wenn es galt für Berlins Wohlfahrt und Gedeihen, für die Verschönerung des Stadtbildes und die Verbesserung der kommunalen und hygienischen Einrichtungen und für die Förderung von Wissenschaft und Kunst im Weichbilde der Stadt und in ihrer näheren Umgebung einzutreten und zu arbeiten. Als Verwaltungs-Dezernent der Baudeputation des Magistrats und als Stellvertreter des Oberbürgermeisters in Straßenbaupolizei-Angelegenheiten, ferner als juristischer Dezernent der Park-Deputation und der Armen-Direktion, als Vorsitzender des Kuratoriums für das Bestattungswesen und als Dezernent in Archiv-, Bibliotheks- und Museums-Angelegenheiten hat Friedel an der Stadtverwaltung stets regen Anteil genommen und eine ganze Reihe von Verbesserungen und Neueinrichtungen in den genannten Abteilungen der städtischen Verwaltung verdanken seiner Anregung ihre Einführung und Einrichtung.

Auf Friedels Vorschläge und Anregungen sind, um nur einiges hervorzuheben, die gärtnerischen Anlagen verschiedener Plätze und Straßenzüge ausgeführt worden, so des Lützow- und Magdeburgerplatzes, des Arkona- und Teutoburgerplatzes, des Hansaplatzes und des Kleinen Tiergartens, des Köllnischen Parks und des Spittelmarkts, der Bad-, Grenz- und Pankstraße, der Bärwald-, Grimm-, Gneisenau- und Yorckstraße, der Fontanepromenade usw., ferner die als Park gedachte Anlage des Gemeinde-Friedhofs in Friedrichsfelde (1877—1881), die umfangreichen Anlagen im Humboldthain, der zunächst als Park 1876 vollendet, dann aber für Unterrichtszwecke erweitert und mit Schulgarten (1880), Freilandvivarium (1890) und Geologischer Wand (1895 von Dr. Zache errichtet) ausgestattet wurde, und vor allem die prächtige Ausgestaltung der Nordseite des Kreuzbergs zu dem Viktoriapark mit seinen Schluchten und Baumpartieen und dem schönen Wasserfall, eine Anlage, die von Friedel in einer Schrift vom Jahre 1884 „Erläuterungen betreffend die Herstellung des Parks auf

dem Kreuzberg" befürwortet und auf seine weiteren Vorschläge hin in den Jahren 1888 bis 1893 in der jetzt bestehenden Form von dem Garten-Direktor Mächtig ausgeführt wurde. Auch wegen der Erhaltung des alten Botanischen Gartens als öffentlichen Parks hat Friedel beachtenswerte Schritte getan und in einer Schrift „Bericht über den Königl. Botanischen Garten in Berlin" (Berlin 1897) alle Punkte, die bei der Frage der Erwerbung durch die Stadtgemeinde zu berücksichtigen waren, eingehend beleuchtet und dem Magistrat die Übernahme des Botanischen Gartens unter Vorbehalt des Eigentums für den Staat zur kostenpflichtigen Unterhaltung als Park oder Garten empfohlen. Friedels fernerer Tätigkeit in dieser Angelegenheit ist dann auch die für die Bevölkerung Berlins immerhin ersprießliche Erledigung der betreffenden Frage zu verdanken. In gleicher Weise ist Friedel auch für die Anlage eines Parks in den Rehbergen im Norden von Berlin eingetreten und hat seine Ansichten in verschiedenen Aufsätzen, so im Berliner Tageblatt vom 21. Dezember 1898 „Der neue Nordpark für Berlin" und in der Zeitschrift „Der Bär" im 25. Jahrg. (1899), S. 14 f. „Der Park von Berlin N. Ein Zukunftsbild," niedergelegt.

Besondere Verdienste hat Friedel sich auch um das Fischereiwesen der Stadt Berlin erworben, indem er der Wasserwirtschaft fortgesetzt seine Aufmerksamkeit widmete und eine Reihe von praktischen Vorschlägen zur Hebung der Fischzucht in den einheimischen Gewässern machte. Studien auf diesem Gebiete hatte Friedel auf seinen Streifzügen durch die märkische Heimat und auf seinen Reisen nach Pommern und Schleswig-Holstein, nach Holland, Belgien und England, nach Dänemark, Norwegen und Schweden und nach Österreich und Italien gemacht, und seine Veröffentlichungen darüber in dem „Correspondenzblatt des deutschen Fischereivereins" zeigen, wie genau und erschöpfend seine Beobachtungen sind. Was auf dem Gebiete des Fischereiwesens von Friedel geleistet und durch seine Fürsorge erreicht worden ist, das haben sowohl die Internationale Fischerei-Ausstellung in Berlin im Jahre 1880 und die entsprechenden Abteilungen auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1896 und später die Abteilung des Märkischen Provinzialmuseums auf der Fischerei-Ausstellung in Wien 1902 und die Brandenburgische Fischerei-Ausstellung in Berlin im Jahre 1903 erwiesen.

An allen diesen Veranstaltungen ist Friedel in hervorragender Weise beteiligt gewesen und hat seine Kenntnisse und Erfahrungen in praktischer und in literaischer Beziehung betätigt. Zeugnis davon geben die ehrenden Anerkennungen, die ihm von Behörden und Vereinen zu teil wurden, ferner die Kataloge jener Ausstellungen und die mannigfachen Abhandlungen und Aufsätze, die er über diesen Gegenstand veröffentlichte. Der „Führer durch die Fischerei-Abteilung des

Märkischen Provinzial-Museums", der 1880 anläßlich der Internationalen Fischereiausstellung in Berlin in 4. Auflage erschien, enthält außer einem genauen, nach Kulturperioden geordneten Verzeichnis der ausgestellten Gegenstände eine Zusammenstellung der Schriften über das Fischwesen in der Mark, eine Aufzählung der Fischereiausdrücke in der Mark, ein Verzeichnis der märkischen Fischarten und eine Übersicht über die Geschichte des Fischwesens in der Mark Brandenburg, sämtlich Arbeiten, die von der umfassenden Sachkenntnis Friedels beredtes Zeugnis ablegen. Einen gleichen, aber vielfach erweiterten Inhalt enthalten das von Friedel verfaßte „Verzeichnis der Fischerei-Geschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896" und die betreffenden Abschnitte des „Katalogs der Brandenburgischen Fischerei-Ausstellung in Berlin 1903". Interessante geschichtliche Nachrichten über das Fischereiwesen gab Friedel in einer Abhandlung „Aus der Vorzeit der Fischerei" (Berlin 1884), ferner in Sammelarbeiten, die er in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" in den Jahren 1884 und 1885, in der Zeitschrift „Der Bär" und im Monatsblatt der „Brandenburgia" in verschiedenen Jahrgängen veröffentlicht hat. Gleiche und verwandte Gebiete berührt er in den Aufsätzen „Gutachten, betreffend das plötzliche massenhafte Absterben der Fische in den öffentlichen Wasserläufen Berlins" (Correspondenz-Blatt des deutschen Fischereivereins, Febr. 1887) „Der Unterspree-Herren Grenze und Fischerei" (Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1889, S. 177—180), „Die neuen Filter-Anlagen in Tegel" (in „Der Bär" 1883, S. 423—25), „Über die Ursache der Verunreinigung des Berliner Leitungswassers im November 1895" (M. Bl. der „Brandenburgia", Jahrg. IV. [1895/96], S. 325—388) und „Das neue Leitungswasser der Stadt Berlin" (ebend. Jahrg. XII [1903/1904], S. 402f.).

Einen großen Anteil hat Friedel während seiner Amtstätigkeit an der Förderung des städtischen Bibliothekswesens genommen. Als Kommissar für diese Abteilung der städtischen Verwaltung und später als Vorsitzender der Kommission für das städtische Bibliothekswesen hat er manche für das Volksbildungswesen ersprießliche Neuerungen eingeführt. Seiner Anregung ist es zu verdanken, daß die Volksbibliotheken der Stadt Berlin auf 28 vermehrt und mit entsprechendem Büchermaterial ausgestattet worden sind, daß bei einer Anzahl von Volksbibliotheken geräumige Lesehallen eingerichtet wurden und diese hauptsächlich in den Abendstunden geöffnet sind und daß die langgewünschte Einrichtung einer Berliner Zentralbibliothek endlich in die Wege geleitet worden ist. Friedel hat auf seinen Reisen die Bibliothekseinrichtungen anderer Städte, auch des Auslandes, vielfach be-

sichtigt und aus diesen Besuchen großen Nutzen gezogen. Die neuen Volksbibliotheken der Stadt Berlin sind nach dem Muster moderner Stadtbibliotheken — wenn auch in kleinerem Maßstabe — eingerichtet, und bei der Ausgestaltung der geplanten Zentralbibliothek werden auf Friedels Anregung gleichfalls die Errungenschaften der modernen Bibliothekstechnik Verwendung finden. Über „Berliner Volksbibliotheken und Volkslesehallen" hat Friedel in der „Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Korporation der Berliner Buchhändler" (Berlin 1898) einen längeren Aufsatz veröffentlicht, in dem er die geschichtliche Entwicklung des Volksbibliothekswesens in Berlin und die Einrichtung der städtischen Volksbibliotheken und Lesehallen, sowie ihren Nutzen für die Volksbildung und Volkserziehung schildert. Ebenso hat Friedel an der Herausgabe der von Arend Buchholtz verfaßten Festschrift „Die Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen 1850—1900" (Berlin 1900) regen Anteil genommen, und besonders die schöne typographische Ausstattung des Werkes ist seiner Anregung zu verdanken.

Über Friedels Anteil an der Gemeinde-Verwaltung und an der Entwicklung des modernen Berlin gibt der alle fünf Jahre erscheinende „Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin" in den einzelnen Abschnitten der Friedel unterstellten Verwaltungszweige Auskunft. Der stets drei Bände umfassende Bericht wird von Friedel bearbeitet und herausgegeben, und wenn auch die einzelnen Kapitel von den betreffenden Verwaltungsstellen selbst zusammengestellt und verfaßt werden, so liegt Friedel doch die Hauptarbeit der gesamten Zusammenstellung und Bearbeitung ob, wie auch die Berichte über seine Dezernate zum größten Teil aus seiner Feder stammen. Durch die Herausgabe dieses umfangreichen Werkes, das viel Mühe und Arbeit erfordert, hat Friedel gleichfalls sein Interesse und seinen Eifer für die Wohlfahrt und das Aufblühen der Reichshauptstadt bekundet und zugleich wichtige Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung Berlins in der neuesten Zeit geliefert.

## 6. Das Märkische Provinzial-Museum.

Ein bleibendes Denkmal hat Friedel sich durch die Gründung und Ausgestaltung des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin errichtet.

Auf seinen Reisen und Wanderungen durch die Provinz Brandenburg hatte er, wie bereits verschiedentlich erwähnt, alles gesammelt, was für die märkische Heimatkunde von Bedeutung war, und eine große Menge von prähistorischen, geschichtlichen und naturkundlichen Gegenständen zusammengebracht, die bald eine ansehnliche Privatsammlung

darstellten. Außerdem hatte er eine Sammlung von Aufzeichnungen über alles, was mit der Heimatkunde und Ortsgeschichte zusammenhing, angelegt und diese beständig vermehrt und erweitert. Bei diesen Unternehmungen hatte Friedel von Anfang an den Gedanken verfolgt, seine Sammlungen später der Allgemeinheit zugänglich zu machen, denn es fehlte an einer öffentlichen Stelle für die Aufbewahrung märkischer Altertümer und von Überresten der märkischen Volks- und Naturkunde und für die Erforschung der brandenburgischen und berlinischen Vergangenheit. Die wissenschaftlichen Vereine, denen Friedel angehörte, so die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und der Verein für die Geschichte Berlins, hatten den Gedanken der Gründung eines vaterländischen Museums für Berlin und die Provinz Brandenburg seit den sechziger Jahren eifrig gefördert, weil sie erkannten, daß eine Menge von geschichtlichen Erinnerungsstücken und von prähistorischen und naturkundlichen Fundgegenständen im Laufe der Jahre verloren gingen, und Friedel benutzte nun seine Stellung als Stadtrat von Berlin dazu, um die städtischen Behörden diesem Plane der Errichtung eines vaterländischen Museums oder einer städtischen Sammlung berliner und brandenburgischer Altertümer geneigt zu machen.

Im Schoße der städtischen Behörden fand Friedel glücklicherweise eine Anzahl von Männern, die mit Begeisterung und Energie sich seines Planes annahmen, so den Oberbürgermeister Hobrecht, den Kämmerer Runge, die Stadträte Löwe und Streckfuß, den Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann und die Stadtverordneten Virchow, Hermes, Pflug und Kürten, und ihren vereinten Bemühungen gelang es, den Magistrat zur Einrichtung einer neuen Abteilung „Sammlungen“ neben den bereits bestehenden — Archiv und Bibliothek — zu veranlassen. Zum Kommissar für diese drei Abteilungen wurde Stadtrat Friedel ernannt.

Der neue Kommissar nahm sich der Sache mit großem Eifer an und suchte den Vorschriften der Städte-Ordnung, die den städtischen Behörden die zweckmäßige Erhaltung der in ihrem Besitz befindlichen Gegenstände von wissenschaftlichem, geschichtlichem oder künstlerischem Wert zur Pflicht machen, zu entsprechen. In einer Denkschrift wies er darauf hin, daß Berlin hinsichtlich solcher Sammlungen vaterländischer Altertümer hinter anderen Städten Deutschlands erheblich zurückgeblieben sei, und führte darin aus, daß Berlin sowohl als Hauptort der Provinz Brandenburg als auch als Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reichs die Verpflichtung habe, in dieser Beziehung an die Spitze zu treten, und anderen Städten als Vorbild dienen müsse. Diese Vorschläge veranlaßten den Magistrat im Jahre 1874 der Errichtung eines Städtischen Museums näher zu treten und den Stadtrat Friedel mit der Vorlage eines

Organisations-Planes zu beauftragen. Dieser von Friedel überreichte, vom Magistrat gebilligte und von der Stadtverordneten-Versammlung am 9. Oktober 1874 genehmigte „Organisationsplan für ein Märkisches Provinzial-Museum“ enthielt:

1. einen allgemeinen Einteilungsplan (Naturkunde, Kulturgeschichte und Beiträge zur vergleichenden Natur- und Kulturgeschichte aus nichtmärkischen Gebieten,
2. eine Übersicht der bereits vorhandenen Gegenstände und
3. eine Ordnung für die bureaumäßige und wissenschaftliche Bearbeitung

und hob die Bedeutung der Sammlung und wissenschaftlichen Bearbeitung von Überresten aus der märkischen Vergangenheit und von Fundgegenständen aus der Volks- und Naturkunde hervor.*)

Den Grundstock der Sammlungen des neuen Museums bildeten die bereits vorhandenen und in den einzelnen städtischen Verwaltungsstellen verstreuten berlinischen Altertümer und der größte Teil der Friedelschen Sammlung, die dieser der Stadt Berlin im öffentlichen Interesse überwies. Die Gegenstände wurden im Berliner Rathause in den Zimmern 100g und 100f aufgestellt und dort von Friedel und seinen Hilfsarbeitern, Magistrats-Sekretär Ferdinand Meyer und dem in der Archiv-Verwaltung angestellten Kustos Rudolf Buchholz, geordnet und katalogisiert. Im Januar 1875 wurde die Museums-Direktion mit Friedel als Vorsitzendem und Leiter des Museums eingesetzt und ihr für wissenschaftliche Fragen ein wissenschaftlicher Beirat zugesellt.

Um die Sammlung, die sich von Anfang an großer Beliebtheit und Unterstützung erfreute, zu fördern, erließ Friedel im März 1875 einen Aufruf, in dem er um Zuwendungen für das neue Museum bat.

Dieser Aufruf lautet:

> Im Sinne der Städteordnung und dem Beispiel der übrigen Provinzen folgend, beabsichtigt der Magistrat von Berlin, den Bestand seiner vorhandenen Sammlungen allmälig zu einem Märkischen Provinzial-Museum zu erweitern und, etwa nach Art des Pommerschen Museums der Stadt Stralsund, einzurichten.
>
> Es soll hiernach die gesammte culturhistorische Entwicklung unserer Provinz, als des Stammlandes der Monarchie, von der ältesten vorgeschichtlichen Epoche bis zur Gegenwart im Zusammenhang mit dem Bildungsgange des weiteren deutschen Vaterlandes (woneben auch eine vergleichende Berücksichtigung der Cultur bei den hauptsächlichsten Nachbarvölkern nicht ausgeschlossen sein wird) durch eine fortlaufende Reihe interessanter und belehrender, öffentlich auszustellender und mit guten beschreibenden Katalogen auszustattender Gegenstände veranschaulicht werden.

---

*) Vgl. hierzu: Das Märkische Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin von 1874 bis 1899. Festzeitschrift zum 25jährigen Bestehen. Berlin 1901.



Dass ein solches, den Lehrenden wie Lernenden und dem grossen Publikum auf das Liberalste zugänglich zu machende Museum auf Belebung vaterländischen Sinnes, auf Förderung der Humanität und auf Verbreitung der nützlichsten Kenntnisse in allen Schichten der Bevölkerung außerordentlich einwirken wird, bedarf keiner Ausführung.

Das angestrebte Ziel kann jedoch nur erreicht werden, wenn die hohen Behörden, die märkischen Schwesterstädte, die märkischen Vereine und Gesellschaften, die wissenschaftlichen Sammler, die Gönner und Freunde der deutschen Reichshauptstadt im In- und Auslande, sowie überhaupt Alle, denen die Förderung gemeinnütziger und wissenschaftlicher Zwecke am Herzen liegt, nicht nur der Sache ihre moralische Unterstützung schenken, sondern sich auch geeignetenfalls mit freiwilligen Spenden von Objecten für das Museum, deren auch die unscheinbarsten, sofern sie culturgeschichtliches Interesse haben, gern aufgenommen werden, betheiligen.

Den Einsendern wird dankend quittirt, und ihr Name bei den in das Museum gestifteten Gegenständen vermerkt werden.

Sollten die Verhältnisse es in einzelnen Fällen nicht möglich machen, das volle Eigenthum wertvoller Schaustücke auf die Stadtgemeinde Berlin zu übertragen, so können dieselben unter Vorbehalt des Eigenthums der Einsender, ähnlich wie dies im hiesigen Gewerbe-Museum üblich, gleichwohl ausgestellt werden.

Einsendungen bittet man an den Magistrat von Berlin unter Adresse des unterzeichneten Commissarius, Rathhaus, Zimmer Nr. 100, zu richten, und sehr voluminöse Objecte gefälligst vorher anzumelden.

Berlin, im März 1875.

Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin.
Der Commissarius
für Archiv, Bibliothek und Sammlungen der Stadtgemeinde Berlin.
gez. Friedel, Stadtrath.

Der Aufruf hatte den gewünschten Erfolg: zahlreiche Zuwendungen wurden dem neuen Museum von Mitgliedern des Königlichen Hauses, von Reichs- und Staatsbehörden, von städtischen Verwaltungen, von Kirchen- und Schulbehörden, von gemeinnützigen und wissenschaftlichen Anstalten, von den verschiedensten Vereinen, von Gewerkschaften und Innungen und von Privatpersonen gemacht und das Interesse des Publikums für die neue Einrichtung zeigte sich durch den regen Besuch der Sammlungen.

Diese wuchsen durch die fortgesetzten Zuwendungen und durch die Sammeltätigkeit ihres Leiters schon im ersten Jahre des Bestehens derart an, daß die Räumlichkeiten im Rathause bald nicht mehr ausreichten und der Magistrat sich mit der Unterbringung des Museums an einem anderen Orte beschäftigen mußte. Gegen Ende des Jahres 1875

siedelte das Provinzial-Museum, das damals 14 199 katalogisierte Gegenstände umfaßte, in das der Stadt gehörige, ehemalige Gräflich Podewils'sche Palais in der Klosterstraße 68 über, wo es bis zum Sommer 1880 blieb. In dieser Zeit vermehrten sich die Sammlungen dank der fortgesetzten Anregung Friedels wieder derart — am 31. Dezember 1879 waren 29 582 katalogisierte Gegenstände vorhanden — daß eine nochmalige Verlegung des Museums notwendig wurde, es siedelte im Sommer 1880 nach dem alten Köllnischen Rathause über, wo es im 1. Stockwerk untergebracht wurde und dort bis zum Jahre 1899 verblieb.

Mannigfache Zuwendungen und Geschenke von Seiten der Freunde und der Pfleger des Museums und zahlreiche Erwerbungen durch Ankauf und Austausch vergrößerten den Bestand der Sammlungen in den nächsten Jahren dann so beträchtlich, daß die ziemlich umfangreichen Räume im Köllnischen Rathause schließlich auch nicht mehr ausreichten, und der Magistrat ernstlich daran denken mußte, für das Märkische Provinzial-Museum ein besonderes Gebäude zu errichten. Bereits im Jahre 1886 wurde in dem Verwaltungsbericht des Museums die Sache berührt und im Jahre 1890 eine Denkschrift über die Notwendigkeit eines Neubaues veröffentlicht. Daraufhin wurde in der Stadtverordneten-Versammlung 1892 ein diesbezüglicher Beschluß gefaßt und nun ein Wettbewerb ausgeschrieben, der die Einreichung von 76 Projekten zur Folge hatte. Den ersten Preis erhielt damals der inzwischen verstorbene Regierungs-Baumeister Möller, dessen im märkischen Backsteinstil geplanter Palastbau im Köllnischen Park zur Aufstellung gelangen sollte. Bei näherer Betrachtung ergab sich jedoch, daß der Möllersche Entwurf zur Aufstellung der Sammlungen des Museums nicht zweckentsprechend und auch zu teuer sein würde, die Ausführung wurde aufgeschoben und die Angelegenheit blieb nun wieder liegen, bis der neue Stadtbaurat Ludwig Hoffmann 1897 einen geeigneteren Entwurf anfertigte, der nunmehr die Billigung aller maßgebenden Persönlichkeiten erhielt und in den Jahren 1899 bis 1907 im Köllnischen Park im Rohbau zur Ausführung gelangte.

Dem Märkischen Museum war es aber nicht beschieden, direkt vom Köllnischen Rathause aus sein neues Heim zu beziehen, die Bauarbeiten und namentlich die innere bauliche Einrichtung des neuen Museums nahmen sehr viel Zeit in Anspruch, und es war, da das Köllnische Rathaus aus Verkehrsrücksichten 1900 abgebrochen werden mußte, eine nochmalige Verlegung des Museums notwendig. Im Sommer 1899 wurden die Sammlungen nach dem Markthallengebäude in der Zimmerstraße 90/91 gebracht und dort im ersten Stockwerke aufgestellt. Der beschränkten Räumlichkeiten wegen konnte aber nur ein Teil der Sammlungen dem Besuche des Publikums zugänglich gemacht werden,

ein beträchtlicher Teil märkischer Altertümer lagerte in unzugänglichen Räumen und harrte seiner Aufstellung in den Räumen des Neubaues. Im Oktober 1904 wurde das Märkische Museum für das Publikum geschlossen, da man mit den Verpackungen für den Umzug nach dem neuen Gebäude beginnen mußte, und diese Arbeiten, sowie der innere Ausbau des neuen Museums dauern zur Zeit noch fort, so daß an eine Wiedereröffnung des Märkischen Provinzial-Museums wohl erst im Jahre 1908 gedacht werden kann.

Wie die kurze Übersicht über die Geschichte des Märkischen Museums erkennen läßt, hat dieses sich dank der fortgesetzten Bemühungen und dem regen Eifer seines Leiters Ernst Friedel aus kleinen Anfängen zu einem beachtenswerten wissenschaftlichen Institut entwickelt, und wenn seine Schätze wegen der mißlichen lokalen Verhältnisse auch nicht in dem Maße zur Entfaltung gelangen konnten, wie sie es eigentlich verdienten, so hat das Museum selbst doch durch seine wissenschaftliche Tätigkeit eine Bedeutung erlangt, die es auf eine Stufe mit ähnlichen Instituten stellt und die weit über die Grenzen der Provinz Brandenburg hinausgeht.

Die Aufstellung der Sammlungen in den Räumen des neuen Gebäudes wird es der wissenschaftlichen Welt bald zeigen, welchen Schatz wir im Märkischen Museum besitzen, welche Fülle von Material zur Geschichte und Heimatkunde des märkischen Landes dort vorhanden ist und welchen wissenschaftlichen Wert selbst der geringste der gesammelten Gegenstände besitzt. Die Sammlungen des Museums werden dann den Gelehrten wie den Laien erkennen lassen, daß das Märkische Museum das Lebenswerk eines Mannes ist, der, von Liebe zur märkischen Heimat erfüllt, eine bedeutende Arbeitskraft in den Dienst dieses Unternehmens gestellt hat und nie müde geworden ist, zum Nutzen des Instituts zu arbeiten, zu sammeln und zu forschen. Diese Anerkennung wird Friedel schon seit Jahren von allen, die mit ihm in Berührung gekommen sind und seinen wissenschaftlichen Eifer kennen lernten, gezollt, aber in noch höherem Maße wird diese Erkenntnis sich Bahn brechen, wenn die Schätze des Märkischen Museums im neuen Gebäude in vollem Glanze zur Entfaltung kommen.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf den Bestand der Sammlungen des Märkischen Museums, die gegenwärtig an 100 000 Gegenstände der verschiedensten Art umfassen, einzugehen oder nur eine Übersicht über die verschiedenen Abteilungen des Instituts zu geben, der Hinweis mag genügen, daß Friedel jedes Gebiet der märkischen Heimatkunde berücksichtigt und in den Bereich seiner Sammeltätigkeit gezogen hat. Infolgedessen finden sich die verschiedenartigsten Gegenstände in den Sammlungen vor, und wenn es zuweilen den Anschein

hat, als ob das Vorhandensein dieses oder jenes Objekts im Museum sich mit der Heimatkunde nicht recht vereinigen läßt, so zeigt doch seine Einreihung in dies oder jenes Gebiet, daß es — wenn auch manchmal als unbedeutender Teil — zum Ganzen gehört und seinen Platz zweckentsprechend ausfüllt.

Neben den wissenschaftlichen Sammlungen enthält das Museum eine umfangreiche Bibliothek von Werken aus dem Gebiete der Heimatkunde und der mit dieser verwandten Gebiete und eine Sammlung von handschriftlichen Aufzeichnungen, die, teils nach Kreisen und Landschaften der Provinz, teils nach Bezirken Berlins, teils nach Materien geordnet, ein ansehnliches wissenschaftliches Material darbieten und eine wertvolle Ergänzung der Schausammlungen bilden. Friedel selbst hat in verschiedenen Schriften, die von der Verwaltung des Märkischen Museums herausgegeben worden sind,*) in Zeitschriften und Vereinsorganen über seine Tätigkeit im Dienste des Museums, über den Einteilungsplan und den Bestand der Sammlungen und über die wissenschaftlichen Erfolge des Unternehmens berichtet, und eine Durchsicht dieser Veröffentlichungen wird jeden, der der Sache ohne Voreingenommenheit gegenübertritt, davon überzeugen, daß durch die Errichtung des Märkischen Museums und durch seine Entwicklung und seine Erfolge der märkischen Heimatkunde ein Nutzen zugewandt worden ist, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann und dessen Vorteile teilweise schon jetzt erkennbar sind, sich aber in vollem Umfange erst späteren Generationen bemerkbar machen werden.

Mit dem Märkischen Museum ist Friedels Leben und Wirken seit Anbeginn an innig verknüpft gewesen, und so ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Nicht nur, daß er in Wort und Schrift für sein Lebenswerk eintrat und zur Unterstützung des Instituts und zur Vermehrung seiner Sammlungen aufforderte, er selbst sammelte nach wie vor eifrig weiter und vergrößerte die Bestände der einzelnen Abteilungen durch geeignete Ankäufe, durch Austausch mit anderen Instituten, durch eigene Zuwendungen und durch Geschenke von Freunden und Gönnern des Museums. Auf seinen Reisen studierte er die Einrichtungen der Museen anderer Städte, verglich und kritisierte und führte dann ihm praktisch erscheinende Einrichtungen alsbald im Märkischen Museum ein. So haben die Museen in München, Mainz und Stuttgart, in Wien, Bonn und Neapel, in Zürich, Amsterdam und London, in Kiel, Stralsund und Stockholm manchen Gedanken zu Verbesserungen in ihm angeregt und die ganze Anlage des neuen Märkischen Museums, das als eine Zusammenfassung einzelner Gebäude, die in den verschiedenen in der

*) Vgl. das Schriftenverzeichnis unter Nr. 8.

Mark vorkommenden Stilarten gehalten sind, erscheint, verdankt den Anregungen, die Friedel in Zürich, Nürnberg, München und Stockholm erhielt, seine Entstehung. Alle Arbeiten und Forschungen, die Friedel seit den siebziger Jahren auf dem Gebiete der märkischen Heimatkunde unternommen hat, dienten fast ausschließlich den Zwecken des Märkischen Museums, und so manche seiner Arbeiten auf anderen Gebieten wurden zu vergleichenden Studien herangezogen und im Interesse des Museums verwertet.

## 7. Pflegschaftsfahrten.

Als regsamer und eifriger Leiter seines Instituts wußte Friedel auch seine Fachgenossen und Freunde für seine Forschungen und seine Sammeltätigkeit zu interessieren und zur Mitarbeit heranzuziehen. Aus der kleinen Schar von Freunden und Bekannten, die ihn auf seinen Streifzügen durch die märkische Heimat begleiteten, entwickelte sich bald ein größerer Kreis von Anhängern und Mitarbeitern, und als im Herbst 1886 die General-Versammlung des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine den Provinzialmuseen eine bessere Organisation zum Schutze der beweglichen und unbeweglichen Kunst-, Altertums- und Geschichtsdenkmäler empfahl, da faßte Friedel den Gedanken, den Kreis seiner Wandergenossen und Mitarbeiter zu einem festen Bunde zu vereinen: er gründete die Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums, die dann am 1. Januar 1887 ins Leben trat. Diese Pflegschaft, für die er bald eine Geschäftsanweisung (Berlin 1887) veröffentlichte, sollte den Zweck haben, ihn bei seiner Sammeltätigkeit zu unterstützen und zu sammeln und zu retten, was von den vorhandenen Überresten der Volks- und Naturkunde und von den Geschichts- und Kunstdenkmälern noch zu schützen und zu retten war. Und die Einrichtung hat ihren Zweck in der gewünschten Weise erfüllt: die Zahl der Pfleger wuchs mit den Jahren und die über die ganze Provinz verbreiteten Pflegschaftsmitglieder haben sich das Gedeihen des Museums und die Vermehrung seiner Sammlungen stets angelegen sein lassen. Mancher Überrest aus der märkischen Vergangenheit, manches Denkmal brandenburgischer Geschichte oder Kunst ist vor dem Untergange gerettet worden, und infolge der Unterweisungen durch die Pfleger sind die Landbewohner über den Wert alter Überlieferungen, früherer Sitten und Gebräuche und der Denkmäler der märkischen Vergangenheit aufgeklärt worden und wirken nun vielfach im Interesse ihrer Erhaltung tätig mit.

Ferner ist auf den von der Pflegschaft unter Friedels Führung veranstalteten Wanderfahrten mancher Schatz der Vorzeit gehoben, mancher unbedeutend erscheinende Rest der Vergangenheit gesammelt

und manche Anregung zum Schutze von Kultur- und Naturdenkmälern gegeben worden. Diese Pflegschaftsfahrten, die meist an Sonn- und Feiertagen unternommen wurden und an denen Friedel fast stets in gewohnter Frische und mit großem Eifer teilnahm, förderten und vermehrten die Kenntnis der märkischen Heimat, führten den Sammlungen des Märkischen Museums neue Erwerbungen zu, ergänzten und vermehrten die Nachrichten über einzelne Ortschaften und Landschaften, über Sitten und Gebräuche aus früherer und aus gegenwärtiger Zeit und wirkten auf die Bewohner von Stadt und Land belehrend und aneifernd ein, kurz sie dienten den Zwecken der Heimatkunde mehr als lange Auseinandersetzungen in Wort und Schrift es vermocht hätten. Außerdem verstand Friedel es vortrefflich, auf diesen Pflegschaftsfahrten die Wandergenossen durch persönliche Liebenswürdigkeit an sich zu fesseln, ihnen mit seiner Sachkenntnis und seinem Forschersinn zu Rate zu gehen und ihre Sammeltätigkeit und ihre Liebe zur Heimat anzuregen, daß es eine Freude für die Beteiligten war, den Forscher Friedel auf diesen Wanderfahrten zu begleiten, und wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, Jahre hindurch an den Pflegschaftsfahrten teilgenommen hat, der wird großen Nutzen aus den Unterweisungen und Anregungen Friedels geschöpft haben und ihm persönlich zu großem Danke verpflichtet sein.

Über den Verlauf und die Ergebnisse der einzelnen Pflegschaftsfahrten hat Friedel stets genaue Aufzeichnungen gemacht, die in den Sammelkästen des Archivs im Märkischen Museum niedergelegt sind und von denen eine große Anzahl von Friedel in entsprechender Form in Zeitschriften und Vereinsorganen veröffentlicht wurde. Außerdem stattete Friedel in verschiedenen Vereinen, so in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, im Verein für die Geschichte Berlins, in der Gesellschaft naturforschender Freunde, im Deutschen Fischerei-Verein und später in der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, Bericht ab über die Erfolge der Pflegschaftsfahrten und über seine Tätigkeit auf den von ihm bearbeiteten Gebieten der märkischen Heimatskunde, und die Vereinsschriften dieser Gesellschaften und Vereine enthalten zahlreiche Abhandlungen und Mitteilungen aus Friedels Feder über die verschiedensten Gebiete der heimatkundlichen Forschung.

## 8. Weichtierkunde und Fischereiwesen.

Friedels Studien und Arbeiten bewegten sich nach wie vor auf allen Zweigen des ausgedehnten und vielfach noch unerforschten Gebietes der Landes- und Heimatkunde. Vor allem zog ihn, wie auch früher, sein Lieblingsgebiet, die Naturwissenschaft, an und sowohl in Botanik

wie in Zoologie hat er in den nächsten Jahren manches Beachtenswerte geleistet. Eine Studienreise, die er im Jahre 1873 nach Süddeutschland, Italien und Österreich unternommen hatte und auf der er, Verona, Mailand, Parma, Florenz, Rom, Neapel, Salerno Paestum, Amalfi, Ancona, Venedig, Triest und die Weltausstellung in Wien besuchte, gab ihm Gelegenheit, sich mit dem Tierleben in Italien zu beschäftigen, worüber er 1874 und 1875 Arbeiten in der Zeitschrift „Der Zoologische Garten" veröffentlichte. Wiederholte Reisen nach Greifswald, Stralsund, Neu-Vorpommern und Rügen in den Jahren 1874, 1876, 1877, 1880 und 1881 führten ihn zu Studien über die dortige Tierwelt, deren Ergebnisse er in derselben Zeitschrift im 18. Jahrg. als „Beiträge zur Kunde der Säugethiere in Neu-Vorpommern und Rügen" (1877) und im 23. und 24. Jahrg. unter dem Titel „Thierleben im Meere und am Strande von Neuvorpommern" (1882 u. 1883) veröffentlichte. Auf dem gleichen Gebiete bewegen sich Aufsätze, wie „Thierleben und Thierpflege in Irland" (Der Zoolog. Garten, 19. Jahrg. 1878) und „Thierleben und Thierpflege zwischen Donau und Adria" (a. a. O. 26. Jahrg., 1885), zu denen Friedel Anregungen auf seinen Reisen in den Jahren 1874 und 1883 empfing, das gemeinsam mit Dr. C. Bolle herausgegebene Werk „Die Wirbelthiere der Provinz Brandenburg" (Berlin 1886) und eine ganze Reihe kleinerer Aufsätze und Mitteilungen, die im Schriftenverzeichnis unter Nr. 7c verzeichnet stehen.

Eine besondere Vorliebe zeigte Friedel bei seinen zoologischen Studien, wie schon mehrmals erwähnt wurde, für die Weichtierkunde und für das Fischereiwesen, und auch hierüber finden sich mannigfache Arbeiten von ihm aus den siebziger und achtziger Jahren, so „Zur Pommerschen Weichthierfauna" (1882), „Austern und Perlen", „Zur Weichthierkunde Westpreußens", „Ostpreußische Conchylien" und „Kleine conchyliologische Notizen" (sämtlich im 7. Bde. der Neuen Folge der „Malakozoolog. Blätter", 1883), zu denen er den Stoff auf seinen Reisen in den Jahren 1881 und 1882 sammelte. Über das Fischereiwesen handeln die Aufsätze „Generalbericht über die Fischerei-Ausstellung zu Berlin im Jahre 1873 (Circul. des dtsch. Fischerei-Vereins 1873), „Die lebenden Wasserthiere auf der Internationalen Fischerei-Ausstellung zu Berlin 1880 (Der Zoolog. Garten, 21. Jahrg., 1880), „Märkische Fische" und „Brandenburgisches Fischwesen und Verwandtes" (beide in Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, 1884) und andere im Schriftenverzeichnis unter 5d, 7c und 8b aufgeführte Abhandlungen und Mitteilungen. Außer dem oben erwähnten „Führer durch die Fischerei-Abtheilung des Märkischen Provinzial-Museums" hat Friedel im Anschluß an die Internationale Fischerei-Ausstellung in Berlin 1880 eine „Geschichte

der Fischerei" (Berlin 1881) veröffentlicht, die eine Fülle von interessanten Beiträgen und Abbildungen zur Geschichte des Fischereiwesens enthält.

Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Fischerei in der vorgeschichtlichen Zeit gab Friedel in einem Vortrage, den er in Gegenwart des Kronprinzen 1884 in der General-Versammlung des Deutschen Fischerei-Vereins in Berlin hielt und der unter dem Titel

„Aus der Vorzeit der Fischerei"

(Berlin 1884) erschienen ist. Bei dieser Darstellung geht Friedel davon aus, daß die Fischerei von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart eine große wirtschaftliche Bedeutung gehabt hat und in der Vorzeit ebenso als Volkstätigkeit — und nicht als Sport — ausgeübt worden ist wie heutzutage. Er spricht dann von den ältesten Spuren des Fischfangs, den in der Kents-Höhle in Devonshire gefundenen Harpunen aus Knochen, schildert die Art des Fischfangs mit Steinen, Stöcken, Schlingen, Eisäxten und Harpunen bei den verschiedenen Völkern Europas während der Steinzeit, wie sie sich aus den Funden ergibt, dann die Fischerei mit der spindelförmigen Spitzangel, mit der Krummangel und dem Fischspeer, die sämtlich aus Flint oder Knochen gefertigt waren, in der Übergangsperiode zur Metallzeit, und die nun folgende Art des Fischfangs mit Netzen und Reusen, mit Knochen- und Metallangel, mit Stecher und vielzinkiger Gabel und den anderen aus zahlreichen Funden bekannten Gerätschaften der slawischen Fischer. Eine eingehende Besprechung widmet Friedel bei diesen Betrachtungen den geologischen Verhältnissen der Küsten- und Flußlandschaften, den Höhlenfunden und den Kjökkenmöddingern, jenen Anhäufungen von Wirtschaftsabfällen an den nordischen Küsten, die eine Fülle von Überresten früherer Kultur enthalten, ferner den Pfahlbauten in den schweizerischen und deutschen Seen, den Crannoges in Irland und den Terremaren Mittelitaliens, in denen sich viele auf die Fischerei bezügliche Überreste vorfinden. Gegen das Ende seiner Abhandlung geht Friedel näher auf die wendische Fischerbevölkerung der Mark Brandenburg und die bei ihnen übliche Art des Fischfangs ein und schließt mit einem Überblick über das Fischereiwesen im klassischen Altertum.

Die Abhandlung, deren Inhalt hier nur kurz skizziert worden ist, enthält eine Fülle von Material zur Geschichte der Fischerei der Vorzeit und läßt erkennen, wie eingehend Friedel sich mit dem Gegenstande beschäftigt hat, worauf auch die Angabe der für die Arbeit benutzten Literatur hindeutet. Wie in fast allen Studien Friedels werden auch in dieser Arbeit naturkundliche und prähistorische Forschungen gemeinsam benutzt, um gute Ergebnisse zu erzielen, und was von früheren Arbeiten dieser Art gesagt wurde, das gilt auch von dem oben erwähnten

Vortrage: der Verfasser gibt eine erschöpfende und überzeugende Darstellung des behandelten Gegenstandes und versteht es, seine Zuhörer oder Leser für die Sache zu interessieren.

Die „Fischerei-Verhältnisse in Österreich, Ungarn und Kroatien“ behandelte Friedel in einem Aufsatze, den er 1886 im Correspondenz-Blatt des deutschen Fischerei-Vereins veröffentlichte. Es sind Reiseberichte, die er im Auftrage des genannten Vereins zusammenstellte und zu denen er das Material auf Reisen nach Wien, Budapest, Agram, Fiume, Istrien und Triest in den Jahren 1883 und 1885 sammelte. Er spricht in diesen Berichten über den Verkauf und den Konsum von Fischen in Wien, über das Fischereiwesen in den Gewässern bei Wien und in der südlichen Hälfte Niederösterreichs, wobei er auf das Vorkommen der einzelnen Fischarten näher eingeht, über die Fischereiverhältnisse in Ungarn, wie sie auf der Landesausstellung in Budapest im Jahre 1885 zur Darstellung kamen, über volkstümliche Fischereigeräte in Ungarn und über das Fischereiwesen in Kroatien, das nach Friedels Ansicht sehr der Hebung bedarf. Die gehaltvollen Ausführungen trugen Friedel manche Anerkennung aus dortigen Kreisen ein, u. a. wurde er von der Kroatischen naturforschenden Gesellschaft in Agram zum korrespondierenden Mitgliede ernannt, außerdem verlieh ihm die österreichische Regierung den Orden der eisernen Krone.

## 9. Vorgeschichtliche Forschungen und Schriften.

Neben den naturkundlichen Studien zogen Friedel in hohem Grade die prähistorischen Forschungen an, und es gibt wohl keine Epoche der Vorzeit, der er nicht seine Aufmerksamkeit zugewendet und die er in das Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat. An den Küsten der Nord- und Ostsee, in Pommern, Rügen, Schleswig-Holstein, Jütland und Schweden hat er, wie oben erwähnt, seine ersten eingehenden Forschungen auf vorgeschichtlichem Gebiete unternommen und diese Studien später auf märkischem Boden mit emsigem Eifer fortgesetzt. Seit der Gründung des Märkischen Provinzial-Museums ging so mancher Fund durch seine Hände, gelangte so manche Nachricht von vorgeschichtlichen Funden zu seiner Kenntnis, wodurch ihm immer neue Anregungen zu Studien und Forschungen gegeben wurden. Stets war er bereit, den an ihn ergehenden Aufforderungen Folge zu leisten, und unermüdlich hat er mit Stecher und Spaten den heimatlichen Boden durchwühlt, um die Schätze der Vorzeit ans Tageslicht zu fördern. Seine Ausgrabungen und Untersuchungen waren meist von Erfolg gekrönt, und wer die im Märkischen Museum aufgestellten Funde betrachtet, wer die Fundberichte liest und die Reihe der unter Nr. 6 des Schriftenverzeichnisses aufgeführten Abhandlungen und Aufsätze durch-

geht, wird gestehen müssen, daß Friedel sich um die prähistorische Wissenschaft und um die Erforschung der märkischen Heimat besondere Verdienste erworben hat.

Beachtenswert sind Friedels Mitteilungen in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, der er in den siebziger und achtziger Jahren zahlreiche vorgeschichtliche Funde und Neuerwerbungen des Museums vorlegte und sachgemäß besprach, beachtenswert die in der Zeitschrift „Der Bär" veröffentlichten Aufsätze über „Märkische Altertümer" und seine Excursions- und Fundberichte, die er in verschiedenen Zeitschriften mitteilte, beachtenswert seine Abhandlungen über den „Bronzepfahlbau in Spandau" (im 14. Bande des Archivs für Anthropologie, 1883), über „die Brandpletter von Wilhelmsau bei Fürstenwalde" (Berlin 1888) und über den „Riesen-Ring von Groß-Buchholz" (Berlin 1888).

Eine Würdigung aller Schriften Friedels auf vorgeschichtlichem Gebiete würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten und trotzdem den Verdiensten des emsigen Forschers nicht gerecht werden können. Es sollen deshalb nur zwei Werke herausgegriffen werden, die Friedels Eigenart in vollem Lichte vorführen und einen Begriff von seinem umfassenden Wissen liefern können.

Das eine Werk führt den Titel

„Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg"

(Berlin 1878) und ist die erste zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse seiner Studien auf prähistorischem Gebiete.

In dieser Schrift versucht Friedel auf Grund der neuesten vorgeschichtlichen Forschungen und ihrer Ergebnisse ein übersichtliches Bild von dem Kulturzustande in der Mark Brandenburg während der Vorzeit zu geben. Er erwähnt zunächst, daß die nur in geringer Zahl vorhandenen geschichtlichen Quellen uns sehr dürftige Nachrichten über unsere Heimat in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung liefern und daß die Kulturgeschichte der Mark in der Vorzeit völlig in Dunkel gehüllt bleibt. Deshalb müssen die aus entlegener Vorzeit erhaltenen Reste als Zeugen einer früheren Kultur herangezogen werden, und durch die Zusammenstellung gleicher Fundstücke und durch die Vergleichung mit ähnlichen aus anderen Gegenden muß eine Kulturgeschichte aufgebaut werden, die uns durch Anlehnung an die kulturelle Entwicklung anderer Völker ein ungefähres Bild von dem Kulturzustande der ehemaligen Bewohner der Mark geben kann. Zunächst wird eine solche Kulturgeschichte sehr willkürlich und lückenhaft erscheinen, aber durch die neuerdings zahlreich gemachten Funde und die planmäßige Erforschung früherer Wohn- und Kultstätten werden diese Lücken allmählich ausgefüllt und die Bilder der einzelnen Kulturepochen klarer werden.

Auf Grund der vorhandenen Funde und Fundberichte behält Friedel die alte Einteilung der Kulturgeschichte der Vorzeit in drei Abschnitte, in die Stein-, Bronze- und Eisenzeit bei, bemerkt aber, daß bei dieser Teilung nicht an eine scharfe Abgrenzung der einzelnen Abschnitte zu denken ist, sondern daß eine Epoche allmählich in die andere übergeht und daß in der Metallzeit neben Bronze- und Eisenwaffen auch vielfach Steingeräte benutzt worden sind. Die Bewohner der Mark während der Steinzeit, die von Osten her in unsere damals unwirtlichen Gegenden eingewandert sind, haben nach Friedels Ansicht bereits „eine nicht ganz unverächtliche Kultur" besessen. Sie bedienten sich der Kleidung gegen die Unbilden der Witterung, kannten gewisse Werkzeuge und Geräte zum Fischfang und zum Ackerbau und hatten Waffen zur Verteidigung und zur Jagd. Während die Geräte und Waffen der älteren Steinzeit in der Mark noch rohe Formen und geringe Bearbeitung zeigen, läßt sich bei denen der jüngeren Steinzeit ein bedeutender Fortschritt in der Zurichtung in praktischer wie in künstlerischer Beziehung erkennen. Kultureinflüsse lassen sich an den Fundstücken sowohl aus den nordischen wie aus den südwestlichen Ländern nachweisen, neben Feuersteingeräten, die vornehmlich im Norden in Gebrauch waren, finden sich Waffen und Werkzeuge aus anderen Gesteinen, wie sie im Südwesten in großer Menge gefunden worden sind. Verschieden wie die Geräte und Waffen waren auch die Sitten und Gebräuche, namentlich die Bestattung, die in den nördlichen Gegenden der Mark in Steingräbern erfolgte, während die Toten im südlichen Teile des Landes entweder frei im Erdboden bezw. in hohlen Baumstämmen beigesetzt oder auf Scheiterhaufen verbrannt und ihre Aschenreste in Urnen bestattet wurden. Die Bewohner, die in jener Zeit in der Mark auf Inseln und Dünen oder in Pfahlbauten hausten, gehörten vermutlich dem germanischen Völkerkreise an, doch ist näheres darüber, sowie über die Zeit ihrer Einwanderung nicht festzustellen, ebensowenig kann die Frage, ob vor den Germanen nichtgermanische Stämme in der Mark lebten, nach dem damaligen Stande der vorgeschichtlichen Forschung mit Sicherheit beantwortet werden.

An die Stelle der Steingeräte traten dann nach und nach mit dem Vordringen der Kenntnis der Metalle Werkzeuge aus Bronze, deren feinere und kunstvollere Ausführung sich auch auf die Bearbeitung der noch immer benutzten Steingerätschaften ausdehnte. Diese Bronzezeit, in der die Bronze den Funden zufolge das leitende Metall war, schloß sich an die neolithische Periode an und reichte etwa bis in die Zeit der großen Völkerwanderung im 4. Jahrhundert n. Chr. Geb. Sie war nach Friedels Annahme von Anfang an bis zu ihrem Erlöschen vollständig germanisch und zeigte eine der vorigen Epoche ähnliche, nur viel stärker ausgeprägte Kulturverschiedenheit, die sich in den Sitten und Gebräuchen

der West- und Ostgermanen, besonders wieder bei der Bestattung der Toten, bemerkbar machte. Während der Bronzezeit herrschte eine hohe Kultur in der Mark, die sich in der besseren Ausführung der Waffen und Geräte, in dem Aufschwung der Töpferei mit ihren eigenartig gestalteten und künstlerisch verzierten Gefäßen, in der Kleidung und Haartracht und in den Schmucksachen ausprägt. Durch die Berichte des Tacitus werden die durch Fundstücke belegten Überlieferungen aus der märkischen Bronzezeit vielfach ergänzt und hinsichtlich der Verteilung der germanischen Volksstämme und des Kultus erweitert. Die Bronzezeit ist nach Friedel als die glorreichste Epoche des südgermanischen Volkslebens zu betrachten und ist für die Mark Brandenburg das heroische Zeitalter des Heidentums.

Die nun folgende Eisenzeit fällt nach Friedel wesentlich mit der nichtgermanischen, heidnischen Wendenzeit zusammen und reichte von der germanischen Völkerwanderung und dem Eindringen der Wenden in die Mark bis zum Beginn der deutschen Kolonisation und Mission, also bis zum Anfang der vollen geschichtlichen Zeit. In dieser Epoche der märkischen Vorzeit überwog der Gebrauch des Eisens, dessen Herstellung aus Raseneisenstein und dessen Verarbeitung zu Geräten aller Art den Wenden bekannt war, die Bronze verschwand mehr und mehr, nur Metallmischungen, die unserm Glockengut sowie unserm Messing entsprachen, kamen neben dem Eisen in Anwendung. Weder die Metallsachen noch die aus Knochen oder Horn gefertigten Gerätschaften und die Tongefäße der wendischen Eisenzeit weisen eine besondere Kunstfertigkeit auf, sondern sind roh gearbeitet und mit einer unruhigen, barbarisierenden Ornamentik verziert, doch war die Mannigfaltigkeit der Formen größer und die Verzierung besser und vollkommener als bei den christlichen Germanen, die den Wenden häufig im Kampfe gegenübertraten. Die altheidnische Töpferkunst verfiel immer mehr, da das allmählich vordringende Christentum die Leichenverbrennung verwarf und die kunstvoll verzierten Totenurnen außer Gebrauch kamen. Unter dem Einfluß des Christentums trat auch anstelle der anfangs üblichen, aus der germanischen Zeit übernommenen Leichenverbrennung und Beisetzung in Tongefäßen die Bestattung der unverbrannten Leichname in Erdhügeln oder im flachen Erdboden. Das Land war wie in der Bronzezeit unwegsam und sumpfreich, doch zogen sich durch die großen Wälder und Sumpfgebiete vielfach Heerstraßen hin, die Handelszwecken dienten und die großen Märkte des Wendenlandes mit den umliegenden Ländern verbanden. Funde von Münzen in der Mark aus fast allen europäischen Kulturländern der damaligen Zeit lassen erkennen, daß der Handelsverkehr in der wendischen Eisenzeit sich bis nach Byzanz und Bagdad und nach Irland und Schweden erstreckte. Auf die Beschäftigung der Wenden mit Jagd, Fischfang und Ackerbau

weisen zahlreiche Funde hin, ferner auf die Anlage von geschlossenen Ansiedlungen in Rundlingsform, auf das Vorhandensein von Pfahlbauten und von Burgwällen, die zu Kult- und Verteidigungszwecken dienten. Neben den Wenden wohnten damals in der Mark auch versprengte Reste der früheren germanischen Bevölkerung, die zwar von den slawischen Eindringlingen unterjocht wurden, deren Existenz sich aber in den streng lokalisierten, beträchtlich unter einander abweichenden, deutschen Dialekten und in der ebenso streng lokalisierten heidnisch-germanischen Göttersage innerhalb unserer Mark bis zum heutigen Tage erhalten hat. Durch diesen Umstand wurde auch den deutschen Eroberern die Regermanisierung des märkischen Landes wesentlich erleichtert.

Das hochinteressante Werk erregte damals berechtigtes Aufsehen, hatte es doch noch niemand gewagt, das überall verstreute Material zu sammeln und zu einer Kulturgeschichte der märkischen Vorzeit zusammenzustellen, und besitzt auch heute noch, obwohl es vielfach durch neuere Forschungen überholt ist, seinen Wert als zusammenfassende Darstellung auf diesem Gebiete. Wer sich über die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung in der Mark Brandenburg kurz unterrichten will, der wird stets zu Friedels Schrift seine Zuflucht nehmen.

Diesem Werke steht ein anderes mit dem Titel

„Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“,

das anläßlich der XI. allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin 1880 als 27. Heft der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“ erschienen und von Friedel als Leiter des Märkischen Museums bearbeitet worden ist, gleichwertig zur Seite.

In der Vorrede gibt der Verfasser seiner Freude darüber Ausdruck, daß die genannte Versammlung in Berlin abgehalten und damit eine vorgeschichtlich-anthropologische Ausstellung aller deutschen Museen und öffentlicher wie privater Sammlungen verbunden werden soll. Als Beitrag zu dieser Veranstaltung ist die Zusammenstellung der bisher in Berlin und in Umgegend im Umkreise von etwa 30 Kilometer gemachten vorgeschichtlichen Funde gedacht. Friedel liefert zunächst einen kurzen Überblick über die Urgeschichte des betreffenden Landstrichs, indem er die oro-hydrographischen Verhältnisse des unteren Spreetals und seiner Uferlandschaften im Barnim und Teltow schildert und sich ausführlich über die dortige Bodenbeschaffenheit und die in den verschiedenen Schichten des Diluviums aufgefundenen Überreste einer urgeschichtlichen Fauna und Flora verbreitet. In dem nun folgenden vorgeschichtlichen Teil führt Friedel zuerst die Funde und Fundberichte auf, die er in vier topographische Gruppen (Stadtkreis Berlin, Kreis

Nieder-Barnim, Kreis Teltow und Kreis Ost-Havelland) einteilt, alphabetisch ordnet und durch Erklärungen ergänzt, dann gibt er eine tabellarische Übersicht der örtlichen Verteilung der Funde sowohl in politischer als auch in natürlicher Gruppierung, wozu ein mit Fundbezeichnungen versehener Übersichtsplan beigegeben ist, und zum Schluß faßt er die chronologischen und ethnologischen Ergebnisse aus den beiden ersten Abschnitten zu einem kulturgeschichtlichen Überblick zusammen.

Auch in dieser Schrift, die eine reiche Fülle von vorgeschichtlichem Material enthält und den Leser über den damaligen Stand der prähistorischen Forschung hinsichtlich der Reichshauptstadt und ihrer Umgebung unterrichtet, zeigt Friedel, daß er das betreffende Gebiet genau kennt und beherrscht, daß er seine Tätigkeit als Leiter des Märkischen Museums zum Vorteile der prähistorischen Wissenschaft vorzüglich benutzt hat und namentlich folgerichtige Schlüsse aus dem vorliegenden Material zu ziehen weiß. Friedel hat in dieser Schrift eine Arbeit geliefert, die bisher unerreicht dasteht und jedem Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte Berlins und des unteren Spreetals zur Richtschnur dienen wird. Es wäre nur zu wünschen, daß dieses sowie das obengenannte Werk „Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit“ unter Benutzung der neueren Funde und Forschungen von dem Verfasser einer Umarbeitung unterzogen würden, für die prähistorische Wissenschaft wären diese Bearbeitungen sicherlich von hervorragendem Nutzen.

## 10. Volkskundliche Forschungen.

Die Untersuchungen und Forschungen auf vorgeschichtlichem Gebiet führten Friedel eigentlich von selbst dazu, sich mit den Lebensgewohnheiten und Gebräuchen, mit den Siedlungsstätten und Nahrungsmitteln, überhaupt mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der betreffenden Volksstämme zu beschäftigen, und eine ganze Anzahl der bisher genannten Veröffentlichungen aus seiner Feder zeigen, daß er die wirtschaftlichen und kulturellen Erscheinungen des Lebens der Völker der Vorzeit studierte. Aber er beschränkte sich nicht darauf, nur die Kulturgeschichte der Vorzeit zu durchforschen, auch die Weiterentwicklung der Kultur interessierte ihn, und deshalb zog er das Studium dieser Entwicklung, das ihn zur Volkskunde führte, gleichfalls in den Kreis seiner Arbeiten. Die zahlreichen Fundstücke und Objekte, die seit Beginn seiner Forschungen auf naturkundlichem und vorgeschichtlichem Gebiet durch seine Hände gingen und die den verschiedensten Zeitaltern und den verschiedensten Völkern angehörten, die mannigfachen Überlieferungen aus Vorzeit und Vergangenheit, die zu seiner Kenntnis kamen, mußten ihn notwendigerweise zu Vergleichen anregen und ihm die Nachforschung nach Alter und Herkunft, nach Weiterentwicklung

und Beständigkeit so mancher Dinge zur Pflicht machen, und diesen Anregungen hat sich Friedel keineswegs entzogen, sondern ihnen, wie ein Blick auf das Verzeichnis seiner Schriften zeigt, stets mit großem Eifer Folge gegeben.

Die Volkskunde war in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch im Werden begriffen. Zwar fehlte es nicht an wissenschaftlicher Bearbeitung so mancher Zweige der Volkskunde und an Gelehrten, die sich die methodische Durchforschung einzelner volkskundlicher Gebiete zur Aufgabe gemacht hatten, aber es war noch nicht gelungen, das gesamte Gebiet der Volkskunde zur Wissenschaft zu erheben. Dies war auch erst möglich, wenn das Material hierzu in solchem Umfange herbeigeschafft, gesammelt und gesichtet war, daß vergleichende Studien vorgenommen und wissenschaftliche Untersuchungen des ganzen weitverzweigten Gebietes angestellt werden konnten. An diesen vorbereitenden Arbeiten zur Erhebung der Volkskunde als Wissenschaft, an diesen Sammlungen zur Herbeischaffung, Ergänzung und Vervollständigung des volkskundlichen Materials hat sich Friedel energisch betätigt.

Seine Beschäftigung mit der Naturkunde führte ihn dazu, das Verhältnis, in dem der Mensch zur Natur steht, zu studieren, nachzuforschen, wie er sich zur Fauna und Flora, zu Land und Wasser, zu Naturerscheinungen und klimatischen Verhältnissen stellt, wie er die von der Natur gebotenen Gaben benutzt und verwertet und wie sich im Laufe der Zeiten aus dem Naturmenschen der Kulturmensch entwickelt. Friedels vorgeschichtliche Forschungen dienten ihm dazu, volkskundliche Untersuchungen der genannten Art zu erweitern und zu ergänzen, und regten neue Gedanken in ihm an, die ihn zu neuen Schlüssen, zu neuen Forschungen führten. Nachdem er einmal das Gebiet der Volkskunde betreten hatte, lag es nahe, daß er aus dem engen Kreise der einfachen wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung der Vorzeit heraustrat auf die breite Bahn der Kulturgeschichte und die Weiterentwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse weiter verfolgte von jener Zeit an bis zur Gegenwart. Alles was mit dem Leben des Menschen, seiner Entwicklung und seiner Kultur, seinen Arbeiten und Lebensgewohnheiten, seiner Religion, Dichtung und Sage zusammenhängt, hat Friedel in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, und ziemlich umfangreich ist daher die Zahl seiner Arbeiten, die sich mit volkskundlichen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Durch seine Studien am Strande der Nord- und Ostsee, durch seine Beobachtungen der Meeresfauna und durch seine Untersuchungen der Kjökkenmöddinger auf Sylt und an anderen Uferstrichen wurde Friedel mit einem Teil der Nahrungsmittel der Völker der Vorzeit bekannt, und Funde in vorgeschichtlichen Gräbern und botanische Exkursionen

und Studien erweiterten diese Kenntnis, bis er nach jahrelangen Forschungen ein beträchtliches Material über diesen Gegenstand zusammengebracht hatte. Über den Lebensunterhalt der Menschen in den verschiedensten Zeiten handeln die Aufsätze „Über primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Tier-Reich“ (Brandenburgia M. Bl. Jahrg. VI), „Über den Schaltier-Verbrauch in Berlin und den Marken“ (ebend. Jahrg. VII), „Mumien-Weizen und Mammut-Gerste“ (ebend. Jahrg. XII), „Über das von Kindern geübte Verzehren geringwertiger wilder Obstarten“ (ebend. Jahrg. II), „Das volkstümliche Backwerk der Deutschen“ (Korresp.-Blatt d. Gesamt-Verb. u.s.w. 1891), „Weihnachtsgebäck und Verwandtes“ (Brandenburgia M. Bl. Jahrg. V) und verschiedene Aufsätze naturwissenschaftlicher Art über die Speiseeichel, die echte Kastanie, die Moosbeere, die süße Vogelbeere, die Wassernuß, den Meerrettich und über Weichtiere und Fische. Die Studien über die menschliche Nahrung führten Friedel zur Beschäftigung mit den Mitteln zur Erlangung dieser Nahrung, zur Beschäftigung mit Fischfang und Jagd, mit Ackerbau und Gartenpflege, mit Viehzucht und Bienenwirtschaft, und diese Studien zogen andere hinsichtlich der Lebensweise und Wohnungsverhältnisse, der Wirtschafts- und Hausgeräte und der Tracht, des Handwerks und der Kunstfertigkeit und des Handels und des Verkehrs nach sich. Über alle diese Einzelheiten hat Friedel Arbeiten veröffentlicht, wie das Verzeichnis seiner Schriften unter Nr. 5 erkennen läßt.

Mit den Lebensgewohnheiten der Völker stehen eigenartige Sitten und Gebräuche, die sich auf das engere Familienleben, auf Satzungen und Rechte, auf Religion und Kultus beziehen, in innigem Zusammenhang. Diesem Teil der Volkskunde hat Friedel stets eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und Mitteilungen über eigenartige Gebräuche bei Geburt, Hochzeit und Tod, bei Rechtsprechungen und Grenzbegehungen, bei kulturellen und kirchlichen Handlungen und bei Volksfesten, sowie Sagen, Mythen und Überlieferungen aus heidnischer Vorzeit eifrig gesammelt. Aufsätze und Mitteilungen über den Weihnachtsbaum, die Ostereier und den Osterhasen, über Fastnacht und den St. Niklaustag, über das Bauopfer und die Hundetrappe, über volkstümliche Pferderennen und den Rosenbaum wechseln mit Schilderungen der Faustsage, der märkischen Fassung der Sage von den Kranichen des Ibikus und der Sage von den drei Linden ab, und ein großer Teil seiner Arbeiten handelt von abergläubischen Gebräuchen, einem Zweige der Volkskunde, für den Friedel eine besondere Vorliebe zeigt.

Fast auf jedem Gebiete der Volkskunde, das kann man aus den obigen Angaben und aus den unter Nr. 5 des Verzeichnisses angeführten

Schriften ersehen, hat Friedel Studien gemacht und gearbeitet, und zwar mit Erfolg gearbeitet, denn jede seiner Veröffentlichungen ist von Nutzen für die Hebung der wissenschaftlichen Volkskunde und für die Volkskunde als Wissenschaft geworden. Als Weinhold im Jahre 1891 den „Verein für Volkskunde“ ins Leben rief, war Friedel einer der ersten, die dem Verein beitraten und ihre Kräfte in den Dienst der volkskundlichen Sache stellten, und was er auf diesem Gebiete geleistet hat, das wird jeder, der mit den neueren Ergebnissen der volkskundlichen Forschungen bekannt ist, zu würdigen wissen.

## 11. Studien und Schriften zur märkischen Ortsgeschichte und zur Geschichte Berlins.

Friedels Verdienste um die Wissenschaft sind aber mit seiner Tätigkeit und seinen Forschungen auf den angeführten wissenschaftlichen Gebieten keineswegs erschöpft, er hat seine Arbeitskraft außerdem auf einem Gebiete, das bisher nur im Zusammenhang mit den anderen Wissensgebieten erwähnt wurde, entfaltet, auf dem Gebiete der engeren Heimatkunde, auf dem Gebiete der brandenburgischen Ortsgeschichte und dem der Geschichte der Stadt Berlin. Freilich bewegen sich Friedels Untersuchungen und Forschungen, welchem Zweige der Wissenschaft sie angehören mögen, alle mehr oder minder auf dem Boden der Heimat und haben, wie mehrfach hervorgehoben wurde, das gleiche Ziel, die märkische Heimatkunde zu fördern und zu heben und damit die Liebe zur Heimat zu wecken und zu festigen, aber man würde einen wesentlichen Teil der Tätigkeit Friedels außer acht lassen, wollte man nicht seiner Studien und Forschungen zur eigentlichen Landeskunde und Ortsgeschichte der Mark Brandenburg gedenken. Als Leiter des Märkischen Provinzial-Museums, als Beamter der Stadt Berlin, als Mitglied des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg und als langjähriger Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins hatte Friedel oft Gelegenheit und Veranlassung, sich mit der engeren Geschichte seines Heimatlandes und der Reichshauptstadt zu beschäftigen, daß es eigentlich selbstverständlich ist, daß er auch auf diesem Gebiete emsig gearbeitet hat. Seiner Forschungen und Arbeiten zur Vorgeschichte, Kulturgeschichte und Wirtschaftsgeschichte der Mark Brandenburg und der Stadt Berlin ist bereits gedacht worden, er hat aber auch einzelne Beiträge zur politischen Geschichte der Mark, zur Geschichte einzelner Ortschaften und namentlich zur Lokalgeschichte Berlins geliefert, die Beachtung verdienen.

Was zunächst die brandenburgische Landesgeschichte betrifft, so beschränken sich Friedels Forschungen auf einzelne Abschnitte des Gesamtgebietes, wie auf die Quitzowzeit, mit der er sich bei der Heraus-

gabe des Romanwerks von F. Klöden „Die Quitzows und ihre Zeit“ (Berlin 1890) beschäftigte, auf die „Treffen am Cremmer Damm“, über die er eine interessante Abhandlung im Monatsblatt der „Brandenburgia“ (5. Jahrg.) veröffentlicht hat, auf die „Husitenkriege“ (ebend. 1. und 10. Jahrg.) und auf das „Unglücksjahr 1806“ (ebend. 15. Jahrg.), umfassende Darstellungen der politischen Geschichte Brandenburgs hat er nicht veröffentlicht. Friedel kennt die märkische Landesgeschichte sehr genau — bei seinen Forschungen war ihm diese Kenntnis unumgänglich notwendig — aber er ist nicht in dem Maße Historiker, um weitgehende Quellen- und Archivstudien zu machen und umfangreiche geschichtliche Abhandlungen zu liefern, er begnügte sich mit der historischen Untersuchung kleinerer Abschnitte und ließ sich besonders die Erforschung der Vergangenheit einzelner Ortschaften oder Landstriche, mit denen seine Studien ihn in Berührung brachten, angelegen sein. So hat er sich mit der Geschichte verschiedener Städte (Brandenburg, Friesack, Kremmen, Fürstenwalde, Lychen, Mittenwalde, Dahme, Spandau usw.) und Dörfer (Tegel, Gatow, Cladow, Hönow, Paretz, Knoblauch, Glindow u. a.), wüster Dorfstellen (Thüren, Kastaven, Drehna, Ferch), einzelner Waldgebiete (Blumenthal, Brieselang, Zootzen und Grunewald), und Seen (Mariensee, Teufelssee, Lychener See, Tegeler See, Müggelsee, Dehmsee u. a.) beschäftigt und die Vergangenheit einzelner Landstriche und Volksstämme der Provinz Brandenburg studiert.

Wie eingehend und vielseitig Friedel solche Studien betrieb, zeigen beispielsweise seine bereits erwähnte Abhandlung über die „Stadtstelle im Blumenthal“ (Ztschr. f. Ethnologie 1871, S. 175 ff.), eine Arbeit über „Paretz und Umgegend“ (Der Bär, 24. Jahrg. [1898], S. 510 ff.), in der er geschichtliche, prähistorische und naturkundliche Mitteilungen vereinigt, und die nur teilweise in das Gebiet der brandenburgisch-preußischen Geschichte gehörigen Abhandlungen „Zollernsches Stillleben“ (Der Bär, 18. Jahrg., 1892), Hohenzollernsche Erinnerungen aus der Schweiz“ (ebend. 19. Jahrg.) und „Mölln und Till Eulenspiegel“ (ebend. 20. Jahrg.), in denen er eine Fülle von geschichtlichem und volkskundlichem Material darbietet.

Eine besondere Vorliebe zeigt Friedel für die geschichtliche Vergangenheit seiner Vaterstadt Berlin. Seine Tätigkeit im Dienste der Reichshauptstadt und als Leiter des Märkischen Museums gab ihm mannigfache Anregung hierzu, und da er dem Verein für die Geschichte Berlins seit dessen Gründung angehörte, seit 1884 erster Vorsitzender dieses Vereins war und vom 1. Oktober 1878 bis zum 1. März 1881 zusammen mit R. Schillmann, dann mit E. Dominik die vaterländische Zeitschrift „Der Bär“ herausgab, so hatte er auch hierdurch Gelegenheit, sich dem Studium der Vergangenheit Berlins zu widmen.

Friedels Schrift zur Vorgeschichte der Reichshauptstadt „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“ (Berlin 1880) ist bereits erwähnt. Auf demselben Gebiete bewegen sich Arbeiten und Mitteilungen über „Neue Funde in Berlin“, „Berlinische Altertümer“ und ähnliches, die sich in der „Zeitschrift für Ethnologie“, in der Zeitschrift „Der Bär“ und im Monatsblat der „Brandenburgia“ an vielen Stellen vorfinden. Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Reichshauptstadt in volkstümlicher Weise und eine Schilderung ihrer Sehenswürdigkeiten und Umgebungen giebt Friedel in dem Werk „Die Deutsche Kaiserstadt Berlin“, das zuerst in den „Bildern aus der Mark Brandenburg, vornehmlich der Reichshauptstadt“ (Leipzig 1882), die Friedel mit O. Schwebel zusammen herausgab, und dann als eigenes Werk (Berlin u. Leipzig 1882) erschien.

Das Werk, das Friedel im Spätsommer 1880 auf der Halbinsel Mönchgut verfaßte, schildert zunächst die Lage des Stadtgebiets und die geschichtliche Entwicklung Berlins von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart, wobei allerhand interessante Einzelheiten aus der Geschichte des Hohenzollernhauses mit in den Text verflochten werden, gibt dann Auskunft über hervorragende Berliner Bauten, ihre Erbauer und ihre Geschichte, über Berliner Industrie, Handel und Verkehr und über Berlin als Pflegestätte der Wissenschaft. Diesen Abschnitten, die eine Menge von geschichtlichen, biographischen und kunstgeschichtlichen Einzelheiten, sowie vielfache Hinweise auf die verdienstliche Tätigkeit des Herrscherhauses und der Stadtverwaltung enthalten, folgen andere über die nähere und weitere Umgebung Berlins, in denen ebenfalls auf die kultur- und kunstgeschichtliche Seite der einzelnen Örtlichkeiten Rücksicht genommen worden ist. Tiergarten und Humboldthain, Grunewald und Dreilinden, Charlottenburg und Tegel, das Tempelhofer Feld und die Hasenheide, Potsdam und Babelsberg ziehen an dem Auge des Lesers vorüber, und in kurzer, aber erschöpfender Darstellung werden die Schönheiten der Umgebung Berlins und ihre Beziehungen zur Reichshauptstadt geschildert. Das populäre Werk hat seiner Zeit großen Anklang gefunden und ist schnell vergriffen gewesen; eine Neubearbeitung wäre auch bei diesem Buche sehr zu empfehlen, es würde vielen Berlinern willkommen sein.

Außer diesem zusammenfassenden Werke hat Friedel verschiedene größere Arbeiten über einzelne Abschnitte der Berliner Geschichte und eine große Anzahl von Aufsätzen und Mitteilungen über Einzelheiten aus der Reichshauptstadt veröffentlicht. Zu der ersten Gattung gehören u. a. die Arbeiten „Wie sah Berlin nach den Freiheitskriegen aus“? — ein mit zeitgenössischen Abbildungen ausgestatteter, lokalgeschichtlicher Aufsatz in der Zeitschrift „Der Bär“ (25. Jahrg., 1899), „Berlin gegen Ende des Großen Kurfürsten“ in dem Werke

„Hie gut Brandenburg alleweg!“ von R. George (Berlin 1900), „Was von dem mittelalterlichen Berlin noch steht“, eine reiche Übersicht der noch vorhandenen alten Bauten in mehreren Nummern des Berliner Lokal-Anzeiger vom Dezember 1903, und „Aus Ecken und Winkeln des alten Berlin“ in demselben Blatte im August und September 1906. Aus der Fülle der kleineren Arbeiten seien angeführt „Zur Geschichte des Lützow-Platzes“ und „Zur Entstehung der Wilhelmstraße“ (beide in „Der Bär“, 9. Jahrg., 1883), „Die ältesten Postmarken Berlins“ (ebend., 12. Jahrg., 1886), „Ein Berliner Strohdach“ (ebend., 15. Jahrg., 1889), „Abschied vom Kaninchenwerder und von der Wulwe-Lanke“ (ebend. 25. Jahrg., 1899), „Die letzte der Moabiter Gondeln“ (Brandbgia. M. Bl. Jahrg. 1) und „Über die Judenwiese in Berlin“ (ebend. Jahrg. 12), die Mitteilungen zur Geschichte des Stadtteils Alt-Moabit bringen, Aufsätze über die Dorotheenstädtische Kirche (Berl. Tagebl. vom 11. 12. 1887) die Heilige Geist-Kirche (Brandenbgia. M. Bl. 13. Jahrg.), den neuen Dom (Berl. Lok.-Anzg. vom 19. 2. 1905), die Friedrich-Werdersche Kirche (ebend. vom 30. 8. 1905) und die Waisenkirche (ebend. vom 4. 8. 1906), ferner „Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13“, eine kleine Schrift, die anläßlich des Ablebens des Verlagsbuchhändlers Rud. Stricker (+ 5. 10. 1890) im Jahre 1891 erschien und außer der Geschichte der Buchhandlung Mitteilungen über Friedrich Nicolai, den Kaufmann Gotzkowsky, Theodor Körner und andere Personen, die zu der Familie des Besitzers der Buchhandlung in Beziehung gestanden haben, bringt, und schließlich „Die Herrscher-Galerie in der Sieges-Allee zu Berlin“, eine Reihe von Aufsätzen, die im 21. Jahrgang der Zeitschrift „Der Bär (1895) und dann als Sonderschrift (Berlin 1895) erschienen. In dieser Arbeit machte Friedel Vorschläge für die in der Siegesallee aufzustellenden Herrscherfiguren und ihrer Zeitgenossen, und seine Angaben zeigen, daß er nicht nur, wie schon erwähnt, umfassende Kenntnisse in der brandenburgisch-preußischen Geschichte besitzt, sondern auch diejenigen Persönlichkeiten, die sich um die Wohlfahrt des Staatswesens besonders verdient gemacht haben, kennt. Eine Anzahl der in seiner Schrift genannten Persönlichkeiten ist später als Hermen aufgestellt worden, ein Beweis, daß der Verfasser tatsächlich die geeignete Auswahl unter den verdienten Männern Brandenburg-Preußens getroffen hat.

Zugleich läßt diese Schrift erkennen, daß Friedel an den jeweiligen Vorgängen in Berlin und an den Bestrebungen zur Verschönerung des Stadtbildes und ähnlichen Unternehmungen stets regen Anteil nimmt und diesen Anteil in Wort und Schrift kundgibt. Bei Besprechung seiner Tätigkeit als Beamter der Reichshauptstadt ist dieser Anteilnahme

bereits gedacht worden, und es sind deshalb an dieser Stelle nur noch einige Arbeiten anzuführen, die gleichfalls Friedels Interesse für städtische Angelegenheiten, die nicht gerade innerhalb seiner Verwaltungssphäre lagen, bekunden. Hierher gehören die Aufsätze „Die kommunale Entwickelung der Reichshauptstadt 1872 bis 1896" (in „Der Zeitgeist" vom 4. Januar 1897), „Das Projekt der Umgestaltung der Schloßfreiheit" (Berl. Tagebl. vom 29. April 1892), „Bevorstehende Weichbildserweiterung Berlins" (Berl. Lok.Anzg. vom 17.Nov.1903), „Denkschrift betreffend die Einführung der Feuerbestattung" (Berlin 1892), „Die Feuerbestattung, System Friedr. Siemens" (Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879), „Über den neuen Städtischen Verbrennungsofen" (Brandenbgia., M. Bl. 7. und 9. Jahrg.) und verschiedene Arbeiten über Einzelanlagen im Humboldthain (1889 und 1890), über das Aufmarschgelände am Kreuzberg (1892) und über den alten Botanischen Garten (1897).

Obige Auswahl der Schriften Friedels über die Geschichte und Verwaltung Berlins läßt erkennen, daß er auch auf diesem Gebiete überall bewandert ist und sich fortgesetzt schriftstellerisch betätigt hat. Aus Berliner Kreisen sind ihm deshalb auch mannigfache Anerkennungen zuteil geworden, besonders haben die Berliner Vereine, zu denen Friedel in Beziehungen stand, seine Bestrebungen und Forschungen stets gebührend gewürdigt und ihrer Achtung und Anerkennung offen Ausdruck gegeben. Aus ihren Reihen sind ihm auch die Helfer und Mitarbeiter entstanden, die ihn in seinen oft durch Mißgunst und Hindernisse anderer Art gehemmten Bestrebungen, in seinen Forschungen und Untersuchungen unterstützten und ihn auf seinen Wanderfahrten und Excursionen begleiteten. Männer von Ruf und berühmte Gelehrte, wie Virchow, Voß, Nehring, Weinhold, haben Friedel mit Rat und Tat unterstützt, und mit einer großen Zahl von Gelehrten, Forschern und Geschichts- und Naturfreunden hat er stets in regem Briefwechsel gestanden. Persönlichkeiten aus den höchsten Kreisen haben sich für seine Forschungen interessiert, so die Kronprinzessin Viktoria bei Ausgrabungen auf der Römerschanze bei Potsdam, und wie Friedels wissenschaftliche Tätigkeit von Sr. Majestät dem Kaiser gewürdigt wird, zeigt seine Einladung zur Feier der Einweihung der Saalburg am 11. Oktober 1900.

Die Studien und Forschungen Friedels wurden nicht nur von der wissenschaftlichen Welt und von anderen maßgebenden Persönlichkeiten geschätzt, auch im Kreise seiner Familie fanden seine Unternehmungen gebührende Anerkennung und Unterstützung, und vor allem hatt seine Gattin ihn in aufopfernder Weise bei seinen Arbeiten unterstüzt.

Nach der Rückkehr von seiner Studienreise nach Rügen und Neu-Vorpommern im Jahre 1876 hatte Friedel am 1. Oktober d. J. seinen Wohnsitz aus der Dorotheenstraße 62 nach dem Schiffbauer Damm 38 verlegt und sich am 18. Oktober 1876 mit Marie Schenk, der Tochter des Apothekenbesitzers Ernst Schenk in Greifswald, vermählt. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor: ein Sohn, Erwin Wolfgang, der am 8. Oktober 1878, und eine Tochter, Gesa Gudrun, die am 7. Februar 1881 geboren wurde. Der Sohn ist zur Zeit Militär-Oberarzt.

Seit ihrer Vermählung hat die Gattin, die ihren Gemahl fast stets auf Reisen und Wanderungen begleitete, reges Interesse für seine Arbeiten und Forschungen bekundet, und die beiden Kinder blicken voll Erfurcht und Bewunderung zu dem Vater empor, den sie nicht nur als Haupt und Beschützer der Familie, sondern auch als fleißigen und verdienstvollen Forscher verehren. Beide haben sich bemüht, den Vater bei seinen Studien und Forschungen, soweit es in ihren Kräften stand, zu unterstützen, und sie sind oft seine Gefährten auf seinen Wanderfahrten gewesen. Aus dem engeren Familienkreise sind manche Anregungen zu diesen oder jenen Studien aufgetaucht, und dankbar gedenkt Friedel solcher Anregungen hier und dort in seinen Schriften. Häufig erwähnt er in diesen auch, daß seine greise Mutter Luise Friedel, die ihm am 5. Oktober 1882 durch den Tod entrissen wurde, ihm so manche Mitteilung aus ihrem reichbewegten Leben gemacht hat, die er als Bereicherung seines Wissens oder Anregung zu neuen Studien betrachten könne.

Einen eifrigen Förderer seiner Arbeiten und Forschungen fand Friedel ferner an seinem Bruder, dem Marinestabsarzt und späteren Oberstabs- und Regimentsarzt im 1. Garde-Regiment zu Fuß, Dr. Carl Friedel,*) der ihn, wie oben erwähnt, für seine kolonialpolitischen Arbeiten, besonders für sein Werk über „die Gründung preußisch-deutscher Colonien“ mit Material versah und gemeinsam mit ihm Studien auf dem Gebiete der Weichtierkunde betrieb. Ihre Erfolge in dieser Hinsicht wurden von der wissenschaftlichen Welt dadurch anerkannt, daß eine von Carl Friedel aufgefundene japanische Schneckenart — Helix Fridelii — ihren Beinamen von ihrem Entdecker erhielt.

*) Carl Friedel war am 13. Dezember 1834 in Berlin geboren worden, hatte dort Medizin und Naturwissenschaften studiert und sich nach beendetem Examen der militärärztlichen Laufbahn gewidmet. Als Schiffsarzt machte er im Jahre 1858 die Expedition nach Westindien, Mexiko und den Südstaaten von Amerika und in den Jahren 1860—63 die preußische Expedition nach Ostasien mit. Anfänglich war er bei der letzten Unternehmung als Arzt für den Schoner „Frauenlob“ bestimmt worden, kam aber schließlich auf ein anderes Schiff und wurde dadurch vor dem Untergange gerettet, denn der genannte Schoner ging in den ostasiatischen Gewässern bei einem Taifun mit Mann und Maus zu Grunde. Auf dieser zweiten Expedition besuchte Carl Friedel Siam, China und Japan, wo er noch den alten Feudalstaat des Mikado kennen

## 12. Friedel und die Gesellschaft für Heimatkunde.

Wie aus der bisherigen Betrachtung der wissenschaftlichen Tätigkeit Friedels hervorgeht, hatte er stets das Bestreben, ihm gleichgesinnte Forscher und Natur- und Geschichtsfreunde um sich zu vereinigen, um gemeinsam mit ihnen Studien und Untersuchungen zu betreiben. Daraus entsprang die Gründung der Pflegschaft des Märkischen Museums, daraus die Einrichtung der Wanderfahrten eser Pflegschaft und daraus das lebhafte Interesse Friedels für das Vereinsleben, da er es verstand, die ihm geeignet erscheinenden Mitglieder der Berliner Vereine zu seinen Unternehmungen und Forschungen heranzuziehen und im Interesse der Wissenschaft auch zu selbständigen Arbeiten anzuregen. Wie ihm bei der Gründung des Provinzial-Museums der Gedanke einer Sammlung aller für die Vergangenheit Berlins und der Provinz Brandenburg, für ihre Vorgeschichte und Heimatkunde wichtigen Gegenstände vorschwebte, wie er bei allen seinen Arbeiten von dem Gefühl der Sichtung und Klassifizierung geleitet wurde, so wollte er auch die Tätigkeit der Berliner Vereine, die sich mit der Geschichte und Heimatkunde Berlins und der Mark beschäftigten, nach solchen Gesichtspunkten regeln und zu einem gemeinsamen Ziele, dem der Erforschung und Bearbeitung der märkischen Heimatkunde nach bestimmten Grundsätzen, hinführen.

Viele Jahre hindurch hat Friedel als erster Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins in diesem Sinne gewirkt und gearbeitet und am 18. Februar 1884 in den „Mitteilungen“ des Vereins einen „Aufruf betreffend die Förderung einer allgemeinen wissenschaftlichen Landeskunde der Provinz Brandenburg“ erlassen, dem weitere Mitteilungen über die „Landeskundliche Litteratur der Provinz Brandenburg“ (März, April und Mai 1884) und ein „Normalschema für die landeskundlichen Bibliographien“ (1. Januar 1885) in derselben Vereinsschrift folgten. Hierdurch hat Friedel manche Erfolge, die seinen Absichten entsprachen, erzielt, aber die Verwirklichung seines Lieblingsplanes machte doch nur

---

lernte, nahm an den Landungversuchen und dem Gefechte auf Formosa (1860) teil und war Augenzeuge der Unruhen auf Java, als die Eingeborenen die Beisetzung der Leiche des holländischen Gouverneurs hindern wollten. Nach der Rückkehr von der ostasiatischen Reise wurde Carl Friedel als Marinestabsarzt zur preußischen Flotte einberufen und machte den Entwicklungsgang der preußischen Kriegsmarine mit durch. Durch die nun folgenden Gefechte (so am Dornbusch auf Hiddensoe) und die vielen Reisen wurde er mit dem Prinzen Adalbert von Preußen näher bekannt und durch diesen dem König Wilhelm I. vorgestellt. Infolge dieser Beziehungen wurde er zum Reisebegleiter des Kronprinzenpaares erwählt und später als Oberstabs- und Regimentsarzt im 1. Garde-Regiment zu Fuß angestellt. Bei einem Besuche des Prinzen Friedrich Carl von Preußen im Jagdschloß Dreilinden zog Carl Friedel sich eine schwere Erkältung zu, deren Folgen er am 20. April 1885 erlag.

geringe Fortschritte, und er mußte sich schließlich gestehen, dass er auf diese Weise nicht zum Ziele gelangen würde.

Unmöglich konnte aber ein für die Erforschung der märkischen Heimat so begeisterter Mann wie Friedel einen einmal gefassten Gedanken so ohne weiteres aufgeben. Er sah ein, dass ihm nur die Stiftung einer eigenen festorganisierten wissenschaftlichen Vereinigung zu dem erwünschten Ziele führen könne, und eine solche Vereinigung beschloss er ins Leben zu rufen. Noch blieb ihm ein kleiner Kreis treuer Freunde und Mitarbeiter, noch blieb ihm die Pflegschaft des Märkischen Museums zur Durchführung seiner Pläne, und an diese langjährigen Mitarbeiter, an diese ständigen Gefährten seiner Wanderfahrten wandte er sich jetzt, um die erwünschte Vereinigung zu gründen. In zwei Vorbesprechungen am 17. Januar und am 7. Februar 1892 wurden die leitenden Grundsätze für die Satzungen der Vereinigung festgestellt und am 20. März desselben Jahres von den Versammelten die Satzungen angenommen, dann wurde auf Grund der letzteren die Begründung der neuen Gesellschaft vollzogen. Friedels Ziel war erreicht, er konnte sich nun der Durchführung seiner Pläne, die wiederum, gleich der Leitung des Märkischen Museums ein Lebenswerk darstellten, mit voller Kraft widmen, und er hat es getan, wie die Entwicklung und die Arbeiten der von ihm gegründeten Vereinigung bewiesen haben und noch heute beweisen.

In der ersten Haupt-Versammlung der neugegründeten „Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg“ die am 6. April 1892 stattfand, sprach Friedel sich in einem längeren Vortrage über die „Entstehung und Ziele der Gesellschaft“ aus und hob hierbei hervor. dass „uns die Bezeichnung Heimatkunde für unsere Gesellschaft richtiger als das Wort Landeskunde erschienen ist, nicht bloß, weil das Wort Heimat eine engere Umschreibung unseres Forschungsgebietes andeutet, als das allgemeinere Wort Land, sondern auch weil das Wort Heimat allzeit unserm Ohr und Herz wohllautend, traut und anheimelnd und das Wort Heimatkunde im besten und edelsten Sinne volkstümlich klingt.“ Diesem von Friedelschen Geiste durchwehten Ausspruche folgten Angaben über die Entstehung der Gesellschaft und über ihre Ziele und ihre Arbeiten im Sinne der Heimatkunde. Die Gesellschaft soll sich in erster Linie die Förderung der Landeskunde, der Altertumskunde und der Geschichtskunde der Provinz Brandenburg angelegen sein lassen. In dieser Hinsicht soll sie sich mit der geologischen Beschaffenheit der Mark, mit den hydrographischen und klimatischen Verhältnissen, mit der Flora und Fauna, mit der Bevölkerung in alter und neuer Zeit und mit ihren Sitten und Gebräuchen beschäftigen, ferner mit der Erforschung der Vorzeit und der geschichtlichen Vergangenheit, mit der Kultur- und

Kunstgeschichte, mit der Volkskunde und den zu ihr gehörigen Gebieten und soll die Ueberreste der märkischen Vergangenheit sammeln und, wenn möglich, dem Märkischen Provinzial-Museum zuführen. Der Unterstützung und Förderung der Sammlungen des Märkischen Museums soll die Tätigkeit der neuen Gesellschaft in zweiter Linie gewidmet sein. Wie die Pflegschaft des Museums sollen auch die Mitglieder der Gesellschaft für Heimatkunde für das Museum sorgen, und als Gegenleistung werden ihnen in den Sitzungen die Neuerwerbungen des Museums vorgeführt und erklärt werden. Als drittes Ziel hat sich die Gesellschaft den Schutz der unbeweglichen Kultur-, Kunst- und Naturdenkmäler der Provinz Brandenburg gesetzt und soll in dieser Beziehung mit der Denkmalschutz-Kommission der Provinz Hand in Hand gehen, und als viertes Ziel soll das wissenschaftliche Zusammenarbeiten und die kollegialische Verständigung mit den innerhalb der Provinz Brandenburg vorhandenen Vereinen verwandter Richtung angestrebt werden.

Diesem Programm entsprechend sind die Arbeiten der „Brandenburgia“, wie die Gesellschaft für Heimatkunde fortan genannt wurde, unter Friedels Leitung ausgeführt worden, und in den fünfzehn Jahren ihres Bestehens hat sie auf allen Gebieten der märkischen Heimatkunde, in der Unterstützung des Märkischen Museums und für den Schutz der Natur- und Kunstdenkmäler ganz Erhebliches geleistet. Selbstverständlich fiel der Hauptanteil an diesen Arbeiten ihrem Vorsitzenden Friedel zu, der in jugendlicher Frische und in unermüdlichem Eifer forschte und sammelte, Anregungen gab und seine Mitarbeiter anfeuerte und unterstützte, der die Mitglieder hinausführte ins märkische Land und ihnen die denkwürdigen Stätten brandenburgischer Vergangenheit, Land und Leute, Naturdenkmäler und andere interessante Dinge zeigte, der Vorträge hielt und mit Spaten und Hacke die Schätze der Vorzeit ans Tageslicht förderte. Wie mit dem Märkischen Provinzial-Museum, so ist Friedel auch mit der Brandenburgia innig verwachsen, und die märkische Heimatkunde verdankt ihrem Zusammenarbeiten eine Fülle von wissenschaftlichem Material.

Das Jahr 1892 bildet einen denkwürdigen Abschnitt im Leben unseres Jubilars, nicht einen neuen Lebensabschnitt, denn die Ziele und Arbeiten, die er verfolgt, bleiben die gleichen, aber einen beachtenswerten und denkwürdigen Abschnitt, da seine Forschungen und Studien nicht nur der Wissenschaft im allgemeinen zu gute kamen, sondern fast ausschließlich auf die Erforschung und Klärung der märkischen Heimatkunde hinzielten, und alle Unternehmungen, alle wissenschaftlichen Arbeiten in ihren Dienst stellten.

Die Forschungsgebiete, auf denen Friedel arbeitete, blieben, wie erwähnt, die gleichen wie bisher, und man müßte vieles, was oben

gesagt worden ist, bei einer Schilderung seiner Tätigkeit seit 1892 und besonders als Vorsitzender der Brandenburgia wiederholen. Es sollen deshalb in dieser Beziehung nur einige besonders wichtige Arbeiten und Forschungen angeführt werden.

Geologische Studien hatte Friedel früher nur in geringem Maße und soweit sie für spezielle Fälle in Betracht kamen, getrieben. Die Fortschritte der Geologie und die Untersuchungen von Wahnschaffe, Keilhack, Berendt, Potonié, Zache u. a. im norddeutschen Tieflande und in der Mark, die Arbeiten dieser und anderer Forscher über die Eiszeit und die Gletscherwanderungen, über Moränenlandschaften und Strudellöcher, über die Fauna und Flora der Urzeit und ähnliche Themata erregten aber Friedels Interesse in solchem Maße, daß er diesen geologischen und vorzeitlichen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwandte und selbst Forschungen im Diluvium und Tertiär vornahm. Gelegenheit hierzu boten ihm insbesondere fossile Funde, die in beträchtlicher Menge in den Körnerschen Kiesgruben in Rixdorf und Britz gemacht worden waren und ihn veranlaßten, die dortigen Ablagerungen und ihre Einschlüsse zu wiederholten Malen zu besichtigen und zu untersuchen. Die Ergebnisse seiner Abhandlungen legte Friedel in zwei Abhandlungen nieder, so im J. 1895 „Über den Neu-Britzer Skelett-Fund und den sogen. Mammuth-Menschen“ (Brandenburgia M. Bl. 4. Jahrg., S. 162—174) und im J. 1898 „Geologisches über Rixdorf“ (ebend. 7. Jahrg., S. 201—211), in denen er über das Alter und die Entstehung der Rixdorfer Kieslager, über die verschiedenen Ablagerungen und ihre Einschlüsse, die vorzugsweise der vorzeitlichen Fauna angehören, berichtete.

Diese und andere geologische Untersuchungen in Rüdersdorf, Westend, Sperenberg und Senftenberg, sowie die Besichtigung zahlreicher Kies- und Sandgruben führten Friedel zu eingehenderer Beschäftigung mit der Fauna und Flora der Urzeit, und auf diesem Gebiete bewegen sich seine Aufsätze über das Mammut und über fossile Elchreste, über den Riesenhirsch und über das Vorkommen von Löwen in der Mark, über die Sumpf-Cypressen-Stämme in den Gruben von Groß-Räschen, über Bernsteinfunde und ähnliches, die sämtlich im Monatsblatte der Brandenburgia (vgl. Verzeichnis der Schriften unt. No. 7) erschienen sind. In allen diesen Arbeiten zeigt Friedel sich wohlunterrichtet über die neuesten Ergebnisse der einschlägigen Forschungen und weiß das, was Gelehrte an anderen Orten Deutschlands oder im Auslande erkundet haben, zweckentsprechend auf die Verhältnisse in der Mark Brandenburg anzuwenden und wichtige Schlüsse für die märkische Urzeit daraus zu ziehen. Zahlreiche Beispiele aus seinen Schriften bestätigen dies in fast jedem einzelnen Falle.

Einer dieser Schlüsse war, daß zusammen mit den Tieren der Diluvialzeit auch der Mensch an den betreffenden Fundstellen, also auch in der Mark Brandenburg, gelebt habe, und wenn Friedel diese Annahme zuerst (1892) in Form einer Frage „Lebten das Mammut und die Tiere, deren Gebeine bei Artefakten in den verschiedenen Diluvialschichtungen vereint gefunden werden, mit dem Menschen zusammen?“ (vgl. Brandenburgia, M.-Bl. 1, 178) aussprach, so gelangte er, obwohl Virchow die Frage verneinte, doch bald durch Nehrings, sowie durch seine eigenen weiteren Forschungen zu der festen Ansicht, daß der Diluvial-Mensch zusammen mit jenen Tieren gelebt habe und dass die bestimmt und künstlerisch geformten Werkzeuge der Diluvialzeit auf den Tertiär-Menschen hindeuteten, da eine unendliche Reihe von Jahren vergangen sein müßte, bis die Gestalt der Werkzeuge sich zu solcher Vollkommenheit entwickelt haben könne. Da aber bei der Vergänglichkeit menschlicher Gebeine und der Geräte aus Holz und Knochen kaum derartige Funde aus den zwischeneiszeitlichen Ablagerungen zu erwarten sind, so muss man auf steinerne Gerätschaften mit Merkmalen menschlicher Tätigkeit in jenen Schichten achten, um hieraus auf das Vorhandensein des Menschen in der Tertiärzeit Schlüsse ziehen zu können.

Auf diese sogenannten Eolithe, meist Feuersteine ohne besondere Zurichtung, aber mit energischen Gebrauchsspuren, richtete Friedel nun bei seinen Wanderungen und Forschungen seine ganz besondere Aufmerksamkeit, und es glückte ihm, auf der Insel Rügen und in Hannover in diluvialen Schichten und später auch an einigen Stellen der Mark Brandenburg eine Reihe von Feuersteinknollen aufzufinden, die jene charakteristischen Schlagmarken aufwiesen, welche Rutot, Klaatsch und andere Forscher auf diesem Gebiete für untrügliche Merkmale echter Eolithe erklärt haben. Friedel hat über seine Untersuchungen auf dem Gebiet der Eolithenfrage verschiedene Aufsätze und Mitteilungen im Monatsblatt der Brandenburgia veröffentlicht, so „Neolithisches, Palaeolithisches und Eolithisches“ (a. a. O. 12. Jahrg., S. 325 ff., 13. Jahrg., S. 51 ff., S. 251 ff. und 15. Jahrg. S. 323 ff.), „Der eolithische Mensch“ (ebend. 12. Jahrg., S. 354 ff.), „Neue Eolithische Funde“ (ebend. 13. Jahrg., S. 121 ff., 315 ff.,) „Zur Palaeontologie und Urgeschichte des Menschen (ebend. 13. Jahrg, S. 304 ff.), „Der Kampf um die Eolithe“ (ebend. 14. Jahrg., S. 516 ff.) und „Zur Eolithe-Frage“ (ebend. 14. Jahrg, S. 292 ff., S. 337), ferner eine volkstümliche Schilderung seiner Eolithe-Forschungen auf märkischem Boden unter dem Titel „Der Dämmerungsmensch in der Mark Brandenburg“ (in der Unterhaltungsbeilage des Berliner Lokal-Anzeiger vom 22. März 1904). Übersichtliche Darstellungen der bis zum Jahre 1904 erzielten Erfolge auf dem Gebiete der urgeschichtlichen Forschung und der

Eolithenfrage enthalten Friedels Aufsätze „Bericht über die ur- und vorgeschichtliche Tätigkeit der Brandenburgia in den 10 Jahren ihres Bestehens", „Beschreibung und Erläuterung der urgeschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums am 22. April 1902" und die reich illustrierte Abhandlung „Neolithe — Palaeolithe — Eolithe", die sämtlich im 10. Bande des Archivs der „Brandenburgia", anlässlich des 10. Stiftungsfestes der Gesellschaft für Heimatkunde erschienen sind.

Die urgeschichtlichen Forschungen Friedels gingen, wie dies in der Natur der Sache liegt, mit den vorgeschichtlichen Hand in Hand, und ausser mit den eolithischen Werkzeugen des Menschen beschäftigte er sich mit den Gerätschaften und Waffen, mit den Siedlungen und Grabstätten, mit der Kultur und den Sitten und Gebräuchen der paläolithischen und neolithischen Zeit und gab sich mit gleichem Eifer wie vorher der Erforschung der jüngeren vorzeitlichen Perioden hin. Die praehistorische Wissenschaft hatte seit Virchow einen ganz erheblichen Aufschwung genommen, eine große Anzahl von Forschern hatten sich gleich Friedel fast ausschließlich der Erkundung vorgeschichtlicher Zeiten gewidmet, die Zahl der praehistorischen Funde hatte sich ganz bedeutend gemehrt und mit dem beständig anwachsenden Material ließ sich schon etwas auf vorgeschichtlichem Gebiete leisten.

Friedel zog aus diesem Aufblühen der Praehistorik großen Nutzen, und seine einschlägigen Arbeiten aus den Jahren 1892 bis 1907 lassen erkennen, daß er über den augenblicklichen Stand dieser Wissenschaft, über die neuesten Funde und die neuesten Forschungsergebnisse stets gut unterrichtet war. Was die Mark Brandenburg anbetrifft, so ging der größte Teil der hier gemachten Funde durch seine Hand und die neuesten literarischen Erscheinungen wurden ihm zugesandt, und da er keine Mühe scheute und alles durcharbeitete, um die Ergebnisse seiner Studien der Gesellschaft für Heimatkunde vorzulegen, so erwarb er sich bald ein umfassendes Wissen und beherrschte alle Epochen der Vorgeschichte in gleich trefflicher Weise.

Der bedeutendste Fund in den neunziger Jahren war, um nur eins hervorzuheben, die Entdeckung des Königsgrabes bei Seddin in der Westprignitz, das im September 1899 eröffnet und von Friedel und der Pflegschaft des Märkischen Museum besichtigt wurde. Dieses durch seine Grösse wie durch den Inhalt sehr interessante Kulturdenkmal erregte die Beachtung der gelehrten Welt in hohem Grade, und Friedel war sehr stolz darauf, daß er die in der Grabkammer gemachten Funde für das Märkische Museum erwerben und es außerdem durchsetzen konnte, daß der gewaltige Grabhügel von der Provinzialverwaltung angekauft wurde und als märkisches Kulturdenkmal erhalten blieb. Mit großem Eifer hat Friedel sich der Unter-

suchung des Grabhügels und seines Inhaltes hingegeben, auch andere in der Umgegend von Seddin befindliche kleinere Hünengräber durchforscht und durch Vergleichung der Seddiner Funde mit anderen gleichartigen Funden festgestellt, daß der Grabhügel die Begräbnisstätte eines germanischen Edelings ist und der Beschaffenheit und den Formen der Fundstücke nach in die Uebergangszeit von der Bronze zum Eisen, in die Hallstatt-Zeit, gehört. In verschiedenen Aufsätzen, so im Monatsblatt der Brandenburgia im 8. Jahrg., S. 339 ff. und in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1900, S. 68 f. und 1901, S. 64—73, hat er den Gegenstand ausführlich behandelt und in einer besonderen Arbeit „Die Funde aus dem Königsgrab von Seddin", die 1901 als Anhang zu einer Festschrift des Märkischen Provinzial-Museums erschien, die abschließenden Ergebnisse seiner Untersuchungen mitgeteilt.

Diesen Arbeiten, die typisch für Friedels eingehende Untersuchungsmethode sind, schliessen sich andere über Funde aus der Bronzezeit — „Der Bronzefund von Spindlersfeld" und „Das Königsgrab von Stubbenkammer auf Rügen" —, aus der Hallstatt- und La Tène-Zeit — „Germanischer Goldbrakteat und Silberfibula" und „Merowingische Wurfaxt" — und aus der wendischen und frühmittelalterlichen Zeit — „Hacksilberfund aus der Odergegend", „Burgwall bei Kliestow" und „Über slavische Rassentypen" — gleichwertig an*). Es gibt, wie schon mehrfach erwähnt wurde, kaum eine Periode der Vorgeschichte, in der Friedel nicht bewandert ist und mit Erfolg geforscht und gearbeitet hat.

Neben den vorgeschichtlichen Forschungen wurden indes die Arbeiten auf dem Gebiete der Naturkunde von Friedel keineswegs vernachlässigt, sie bildeten und bilden nach wie vor eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. In der Zoologie sind es vorzugsweise die Weichtiere und Fische, die fortgesetzt seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und die er in verschiedenen Aufsätzen behandelt**) hat, ferner einzelne Tiere, wie das Meerschweinchen, der Biber und der Hamster, oder edle Vogelarten, wie Spielhahn, Fasan, Trappe, Truthahn und Perlhuhn, über deren Lebensgewohnheiten und über deren Verbreitung in der Mark er Untersuchungen anstellte. Auch in der Botanik forschte er einzelnen Pflanzen mit grosser Vorliebe nach, so dem Vorkommen der Vogelbeere und der Moosbeere, der Eibe und des Elsbeerbaumes, der Verbreitung des Hauslauchs, der Wasserpest und der Wassernuß und der Entstehung der Hexenbesen und der Verkehrtbäume, und unternahm häufig ausgedehnte Exkursionen, um Exemplare seltener Pflanzen zu besichtigen oder ihren Standort zu ermitteln.

*) Vgl. das Verzeichnis der Schriften unter No. 6.

**) Vgl. hierzu und zum folgenden das Schriftenverzeichnis unter No. 7.

Wie die Beschäftigung mit der Naturkunde Friedel mit der Vorgeschichte in Berührung brachte, indem er beispielsweise über Schnecken und Menschen, über Fische und Vögel, über ausgestorbene Pflanzen und Tiere, über Kjökkenmöddinger und Mumienweizen archaeologische wie naturkundliche Untersuchungen anstellte, so brachte sie ihn in noch viel höherem Masse mit der Volkskunde in Berührung, da die mannigfache Verwendung von Tier- und Pflanzenstoffen zu menschlicher Nahrung und Kleidung, zu Gerätschaften, Waffen und Schmuck und zu kulturellen Zwecken Beziehungen genug boten, um neben den naturwissenschaftlichen auch volkskundliche Untersuchungen anzustellen. Naturwissenschaft, Vorgeschichte und Volkskunde greifen somit in einander und Arbeiten auf dem einen Gebiet ziehen bei einem Forscher wie Friedel notwendigerweise Arbeiten auf dem anderen Gebiete nach sich, und für seine Forschungen in der Volkskunde gilt für die Jahre 1892—1907 das gleiche, was oben bereits angeführt worden ist: er war unermüdlich auf allen Gebieten dieser weitverzweigten Wissenschaft tätig. Seine Arbeiten aus der letzteren Zeit sind an jener Stelle im Zusammenhange aufgeführt worden, und es erübrigt nur einiger Studien zu gedenken, die in jüngster Zeit Friedel mehrfach beschäftigt haben, so über abergläubische Gebräuche und Gegenstände, wie über „Böten", „Gesundbohren" und „Gesundbeten" oder über Alraune, Schwalben- und Krötensteine und ähnliche Sachen, ferner über die Wünschelrute und über die Rolandfrage. Die fortgesetzten Versuche mit der Wünschelrute, die alle Welt lebhaft interessierten, riefen auch Friedels Interesse wach. Er verfolgte die Berichte darüber mit grosser Aufmerksamkeit und hat das Für und Wider in der Frage in verschiedenen Aufsätzen erwogen, ohne indes, wie dies bei dem Stande der Sache auch nicht möglich ist, ein abschließendes Urteil zu fällen. Ebenso hat die Rolandfrage, welche die deutschen Forscher seit den Tagen der Brüder Grimm fortgesetzt beschäftigt hat, Friedels Interesse erregt und ihn zum Sammeln und Forschen veranlaßt. Georg Sellos Veröffentlichungen über diesen Gegenstand boten Friedel die Grundlage für seine Untersuchungen, außerdem zog er aber alle neueren Erscheinungen über die Rolandfrage in den Kreis seiner Betrachtungen. Eigene Arbeiten hat er über den „Berliner Roland" (in „Der Weltspiegel" vom 28. Aug. 1902) und den „Brandenburger Roland als Donnergott" (Berl. Lokal-Anz. vom 8. Okt. 1905), ferner „Vom Roland" (ebend. vom 18. Oktober 1903) veröffentlicht, außerdem hat er eine Fülle von Mitteilungen und Untersuchungen in verschiedenen Bänden des Monatsblattes der Brandenburgia gesammelt. Zu einem endgiltigen Ergebnis über die Bedeutung der Rolandfiguren, das allen Anforderungen entsprechen könnte, ist Friedel indes so wenig wie einer der anderen Forscher gekommen, doch dürften manche seiner Untersuchungen neues Licht auf die ganze Frage werfen.

Friedels Arbeiten auf dem Gebiete der engeren Heimatskunde, der Landes- und Ortsgeschichte und der Geschichte Berlins, die in die Zeit von 1892—1907 fallen, sind bereits oben im Zusammenhange mit früheren gleichen Inhalts erwähnt worden, so daß ein Hinweis an dieser Stelle genügen mag. Ebenso wurde hervorgehoben, daß Friedels Studien und Arbeiten in der angeführten Zeit insgesamt dahin zielten, zur Erforschung und Klärung der märkischen Heimatkunde beizutragen, und daß seine Bestrebungen als Leiter des Märkischen Museums darauf gerichtet waren, das vorhandene heimatkundliche Material zu sammeln, zu ordnen und wissenschaftlich zu verwerten.

Zu diesen Bestrebungen gehörte auch ein Teil des Programms, das Friedel als Gründer der Gesellschaft für Heimatkunde aufgestellt hatte, nämlich der Schutz der Kultur- und Naturdenkmäler der Provinz Brandenburg. Für den Denkmalschutz ist Friedel in jeder Hinsicht mit ganzer Kraft eingetreten und hat alle Bemühungen in dieser Beziehung mit Freuden begrüßt und das Beispiel anderer Länder, Gemeinden oder Körperschaften zur Nachahmung empfohlen. Zu Männern gleicher Richtung, wie Conwentz, Bluth, Büttner, hat Friedel stets n Beziehungen gestanden und ihre Bestrebungen zum Schutze der Natur- und Kulturdenkmäler unterstützt und in gleicher Weise der Denkmalschutz-Kommission und Vereinigungen, wie dem „Bund für Heimatschutz", seinen Beistand zuteil werden lassen. In Wort und Schrift hat er auf die großen Verdienste solcher Einrichtungen hingewiesen und gesetzliche Maßregeln zum Schutze der unbeweglichen Überreste aus der märkischen Vergangenheit anempfohlen, und auf Pflegschaftsfahrten und auf Wanderfahrten der Brandenburgia hat er jede Gelegenheit benutzt, um sich für die Erhaltung und den Schutz so manches Kultur- und Naturdenkmals zu verwenden. Seinen Bemühungen ist es zum Teil mit zu verdanken, daß nunmehr gesetzliche Bestimmungen zum Schutze von Naturdenkmälern und von Überresten aus der märkischen Vorzeit erlassen worden sind und daß die Herstellung von Inventarien und Merkbüchern auch für die Provinz Brandenburg in die Wege geleitet worden ist.

Schließlich hat Friedel als Vorsitzender der Gesellschaft für Heimatkunde sich die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Vereinigungen verwandter Richtung und den Austausch von Schriften und wissenschaftlichem Material mit diesen Vereinen angelegen sein lassen. Durch regen Briefwechsel mit den Vorständen dieser Gesellschaften und Vereinigungen, durch Einladungen derselben zu Versammlungen und Wanderfahrten der Brandenburgia oder durch Besuch der Forschungsgebiete solcher lokalen Vereinigungen durch Mitglieder der Pflegschaft oder der Brandenburgia und durch Unterstützung mannigfacher Art hat es Friedel verstanden, überall Beziehungen zu den wissenschaftlichen

Gesellschaften und den heimatkundlichen Vereinen Berlins und der Mark Brandenburg anzuknüpfen, und das wiederholte Zusammenarbeiten mit diesen Vereinen hat auch gute Erfolge gehabt und ist für die märkische Heimatkunde vielfach von großem Nutzen gewesen.

So stand Friedel und durch ihn die Brandenburgia in guten Beziehungen zu der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, zur Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte und zur Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte in Görlitz, ferner zum Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg, zum Verein für die Geschichte Berlins, zu den Historischen Vereinen in Brandenburg a. H., Potsdam, Frankfurt a. O., Prenzlau und Salzwedel und zum Verein für die Geschichte der Neumark und schließlich zum Verein für Volkskunde, zum Botanischen Verein der Provinz Brandenburg und zur Gesellschaft naturforschender Freunde, sowie zum deutschen und zum brandenburgischen Fischereiverein, zum Touristenklub für die Mark Brandenburg und einer ganzen Anzahl kleinerer lokaler Vereinigungen. Auf Friedels Anregung sind verschiedene heimatkundliche Vereine, wie in Nowawes, Eberswalde, Prenzlau, Nauen, Nackel, Friesack und Petershagen ins Leben gerufen worden und zum Teil der Brandenburgia als korporative Mitglieder beigetreten. Das märkische Vereinsleben hat, durch sein Beispiel angeregt, einen großen Aufschwung genommen, und die Tätigkeit der lokalen Vereinigungen ist auf seine Ratschläge hin in ersprießliche, der Heimatkunde förderliche Bahnen gelenkt worden.

Einzelne Vereine der Provinz Brandenburg haben deshalb auch nicht versäumt, dem märkischen Forscher Friedel ihren Dank abzustatten oder ihrer Hochachtung für ihn Ausdruck zu geben, indem sie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede oder zum korrespondierenden Mitgliede ernannten oder ihm Auszeichnungen in Gestalt von Medaillen oder Ehrengaben verliehen.

Friedel ist, um dies hier im Zusammenhange aufzuführen:

I. Vorsitzender der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg;

II. Ausschuß-Obmann des Vereins für Volkskunde;

III. Ausschuß-Mitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte;

IV. Korresp.-Mitglied der Archaeologischen Gesellschaft zu Agram in Kroatien;

V. Vize-Präsident des Deutschen Seefischerei-Vereins;

VI. Ehrenmitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin (seit 1893);

VII. Ehrenmitglied der Mecklenburgischen naturforschen- Gesellschaft (seit 1906);

VIII. Ehrenmitglied der Pommerschen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Greifswald (seit 1878);

IX. Ehrenmitglied der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte in Görlitz (seit 1904);

X. Ehrenmitglied der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte;

XI. Inhaber der silbernen Medaille des Vereins für die Geschichte Berlins;

XII. Korrespondierendes Mitglied der Kroatischen naturforschenden Gesellschaft zu Agram.

In gleicher Weise haben Fachgenossen und Freunde den verdienten Forscher durch Ehrungen in Wort und Schrift ausgezeichnet und die Stadt Berlin hat ihrem langjährigen Beamten dadurch ihre Anerkennung bewiesen, daß sie ihn nach Ablauf seiner Dienstzeit sowohl 1884 wie 1897 auf weitere 12 Jahre zum besoldeten Stadtrat gewählt hat. Auch die Regierung hat Friedels Tätigkeit auf wissenschaftlichem wie auf kommunalem Gebiet anerkannt, indem sie ihm im Dezember 1880 den Roten Adler-Orden IV. Kl. und wegen seiner Bemühungen um die Errichtung eines Denkmals für Kurfürst Friedrich I. von Hohenzollern in Friesack 1894 den Titel „Geheimer Regierungs-Rat" verliehen hat.

Neue Ehrungen werden dem Jubilar zu seinem 70. Geburtstage von Vereinen und von Fachgenossen und Freunden zuteil werden, vor allem werden die Brandenburgia durch Überreichung einer eigens zu diesem Tage geprägten „Friedel-Medaille" und eines silbernen Ehrengeschenks und die Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums durch Widmung einer Silberschale ihm für seine langjährigen Bemühungen um die Erforschung und Förderung der märkischen Heimatkunde ihren Dank ausdrücken, und alle, die dem Jubilar an seinem Ehrentagen mit Glückwünschen nahen oder seiner in Liebe und Hochachtung gedenken, werden wohl auch dem Wunsche Ausdruck geben, daß Ernst Friedel uns zu Nutzen und Frommen der heimatkundlichen Sache noch recht lange erhalten bleiben und daß ihm ein glücklicher und genußreicher Lebensabend beschieden sein möge.

Diesem Wunsche kann sich der Verfasser dieser Zeilen nur aus vollem Herzen anschließen, und wenn es ihm gelungen sein sollte, Friedels Verdienste um die Wissenschaft und speziell um die märkische Heimatkunde in dem engen Rahmen dieser biographischen Skizze nur einigermaßen gebührend zu schildern, so würde er stolz darauf sein, seinerseits zu der Ehrung des Jubilars beigetragen zu haben.

# Verzeichnis

## der von Ernst Friedel bis zum 23. Juni 1907 veröffentlichten Schriften und Abhandlungen.

Zusammengestellt von Dr. Gustav Albrecht.

**(Die im Buchhandel erschienenen Schriften und Sonderabdrücke sind mit * bezeichnet.)**

### 1. Rechtswissenschaft.

Über das preußische Gemüthsuntersuchungsverfahren mit besonderer Berücksichtigung der Praxis des Königlichen Stadtgerichts zu Berlin in: Deutsche Gerichtszeitung 1867, S. 201 bis 222.

Rechtszustände der Uthlands-Friesen in: F. v. Holtzendorffs Allgem. deutsche Strafrechts-Zeitung 1868, S. 507—12.

Zur Lehre von der Entmündigung. Mit Berücksichtigung der Praxis des Königlichen Stadtgerichts zu Berlin in: Zeitschrift für Gesetzgebung u. Rechtspflege in Preußen. Bd. 2, 1868, S. 249—262.

Die geminderte Zurechnungsfähigkeit nach dem Entwurf des Norddeutschen Strafgesetzbuches. Rechtspsychologisch betrachtet in: F. v. Holtzendorffs Allgem. deutsche Strafrechts-Zeitung 1870. Heft 2, S. 98—118.

Über das Liberum Arbitrium (Zur Criminal-Psychologie) in: F. v. Holtzendorffs Allgem. deutsche Strafrechts-Zeitung 1871, S. 324—332.

Der Dessauer Trog. Zur Geschichte der Folter in der Mark Brandenburg in: Der Bär, 4. Jahrg. 1878, S. 141—143, 187.

Aus der Geschichte des Preußischen Obertribunals in: Der Bär, 6. Jahrg. 1880, S. 367f.

Über Armsünder-Glöckchen und Miniatur-Gerichtslauben („Lübscher Baum") in: Brdbgia M.-Bl. I (1892/93), S. 216—219.

Das Königliche Fassadenrecht in den Residenzen Berlin und Potsdam. Nach den Akten des Magistrats zu Berlin geschildert in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 195f.

Über die Bedeutung von Wik — Inwik — Wikbild — Weichbild etc. in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 295.

Enteignung für Denkmals-Schutzzwecke in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 378f.

Das Fassadenrecht der Krone in: Unterh.-Beilg. d. Berl. Lokal-Anzg. vom 6. Juli 1904.

Gesetzliches Einspruchsrecht gegen den Abbruch von Gebäuden in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 455—457.

## 2. Handels- und Wirtschaftspolitik.

Die umbrischen Gemeinden und die deutschen Elemente in Venetien und Wälschtirol. (Reiseerinnerungen) IX Berichte in der Vossischen Zeitung vom 30. November 1863 bis 4. Januar 1864.

Anfänge Preußischer Colonial-Politik in Ost-Asien in: Norddeutsche Allg.-Zeitg. I. vom 1. Jan. 1865. II. vom 2. Juni 1865. — III. vom 4. Juni 1865. — IV. vom 8. Juni 1865. — V. vom 11. Juni 1865. — VI. vom 16. Juni 1863.

Über deutsche Colonisation unter preußischer Führung in: Vossische Zeitg. I. vom 13. Oktober 1865. — II. vom 15. Oktober 1865. — III. vom 18. Oktober 1865. — IV. vom 19. Oktober 1865.

Das Projekt einer preußisch-deutschen Colonie auf Formosa in: Vossische Zeitg. I. vom 3. Februar 1866. — II. vom 7. Februar 1866.

*Die Gründung preußisch-deutscher Colonien im Indischen und Großen Ocean mit besonderer Rücksicht auf das östliche Asien, eine Studie im Gebiete der Handels- und Wirthschafts-Politik. 8°. VIII + 206 S. Berlin, Eichhoff, 1867.

## 3. Landeskunde. Reiseberichte.

Die Sylter Sand- und Wassernoth in: Vossische Zeitung No. 235 vom 7. Oktober 1868.

Der Uglei. Zur Kunde und Vorgeschichte des ostholsteinschen Seengebiets in: Ztschr. f. Ethnol. 1870, S. 204—210.

Felssculpturen beim Königssee in Oberbayern in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 574—577.

Aus Wittenberg in: Mitt. Gesch. Berl. 1887, S. 101f.

Schloß Wrangelsburg in: Der Bär, 15. Jahrg. 1889, S. 554—556.

Aus Schloß Ambras in: Mitt. Gesch. Berl. 1890, S. 136—138.

Mönchsguter Altertümer in: Monatsblätter d. Gesellsch. f. Pommersche Gesch. u. Altertumsk. 1890, S. 49—53, 65—68, 82—87, 101—103, 113—116.

Zollernsches Stillleben. Eine Reiseerinnerung aus dem Frühling 1892 (1. Sigmaringen, 2. Der Hohenzollern) in: Der Bär, 18. Jahrg. 1892, S. 531—533, 547f., 549f. (Auch als Sonderabdruck, Berlin 1892, erschienen.)

Hohenzollersche Erinnerungen aus der Schweiz. Reiseberichte aus dem Jahre 1892 (1. Friedrich Wilhelm III. im Berner Oberland, 2. Neuenburg im Juni 1892) in: Der Bär, 19. Jahrg. 1893, S. 9—11, 20—22, 30—32, 40—44. (Auch als Sonderabdruck, Berlin 1893, erschienen.)

Mölln und Till Eulenspiegel. Eine Wanderstudie (1. Das Polaben-Land, 2. Die Stadt Mölln i. L., 3. Eulenspiegelei, 4. Möllns Umgebungen) in: Der Bär, 20. Jahrg. 1894, S. 7—9, 19—21, 34f., 46—48, 58f., 70f., 80—82, 91f., 105—108. (Auch als Sonderabdruck, Berlin 1894, erschienen.)

Aus Trient. Reiseplauderei in: Berl. Tageblatt vom 11. Mai 1895.

Bericht über einen Ausflug in den Naugarder Kreis in: Der Bär, 21. Jahrg. 1895, S. 3—5, 16—18, 29—31.

Die Letzlinger Heide in: Brdbgia. M.-Bl. V. (1896/97), S. 431f.
In Sankt Maria Waldrast (bei Innsbruck) in: Berl. Tageblatt vom 19. u. 20. Juli 1898.
Corona Schröter's Grabstätte zu Ilmenau in: Niederlaus. Mitt. Bd. 6, 1901, S. 311—13.
Auf den kleinsten Wohninseln der Ostsee in: Der Roland II (1903/04), S. 150f.
Ein Blick ins Groninger Land in: Berl. Lokal-Anzg. vom 31. Juli 1905.
Der Bremer Rigi in: Berl. Lokal-Anzg. vom 18. Oktober 1905.
Maiglöckchenfahrt nach Rügen in: Berl. Lokal-Anzg. vom 6. Juni 1906.
Erinnerungsblätter aus Auerstedt und Jena in: Unterh.-Beilg. des Berl. Lokal-Anzg. vom 11. und 13. Juni 1906.

## 4. Heimatkunde.

### a) Allgemeines.

*Bilder aus der Mark Brandenburg, vornehmlich d. Reichshauptstadt. Hrsgb. zusammen mit Oscar Schwebel in: „Unser deutsches Land u. Volk.“ Band 9. Mit Abb. u. Karten. 8°. IX+522 S. Leipzig, O. Spamer, 1882. — Wohlfeile Ausg. ebend. 1895.
Entstehung und Ziele der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 20—32.

### b) Landesgeschichte.

Fermor's Manifest an die Märker [1758] in: Der Bär, 4. Jahrg. 1878, S. 189—191.
Husitisches in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 88f.
Der Spandauer Deserteur und die Mutter Gottes von Peringen, Eine wahre Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege in: Der Bär. 22. Jahrg. 1896, S. 139f.
Über Cremmen und die Treffen am Cremmer Damm in: Brdbgia M.-Bl. V (1896/97), S. 94—103.
Wie sahen die Husiten aus? in: Brdbgia M.-Bl. X (1901/02), S. 369f.
Das Unglücksjahr 1806 (Saalfeld, Auerstedt u. Jena) in: Brdbgia M.-Bl. XV S. 339—349.

### c) Ortsgeschichte.

Die Fuchspredigt in Brandenburg in: Der Bär, 14. Jahrg. (1888), S. 216.
Kein heiliger Bielbogsweg in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1888, S. 586f.
Staatsrath Kunth's Grab in Tegel in: Der Bär, 15. Jahrg. 1889, S. 240—242.
Excursion des Märkischen Provinzial-Museums nach Casel, Kr. Luckau, und Umgegend in: Niederlaus. Mitt. Bd. 2, 1891.
Spandau-Gatow-Cladow in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 79—82.
Dorf Hönow und die große Schildkröte in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 82—89.
„Thüren“ (wüste Dorfstelle am Müggelsee) in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 216f.

Von Fürstenberg nach Lychen. Eine Herbstfahrt in: Der Bär, 20. Jahrg. (1894), S. 576—578, 585f.

Angebliche Erwähnung der Stadt Brandenburg a. H. im Jahre 911 in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 52—54.

Aus Paretz und Umgegend. Untersuchungen und Nachforschungen im osthavelländischen Kreise. (1. Paretz. 2. Der Kirchwerder bei Paretz. 3. Die germanische Hochburg bei Knoblauch. 4. Das Belvedere bei Knoblauch. 5. Das Dorf Knoblauch) in: Der Bär, 24. Jahrg. (1898), S. 510—512, 519f., 534—436, 545—547, 555f. (Auch als Sonderabdruck 1898 erschienen.

Mittenwalde, Gläubiger — Berlin, Schuldner in: Der Bär, 25. Jahrg. 1899, S. 215f.

Der Mariensee bei Kloster Chorin in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 292—295.

Ein Insel-Idyll bei Berlin [Valentinswerder] in Unterh.-Beilg. d Berl. Lokal-Anzg. vom 11. Juni 1904.

Der Grunewald in Vergangenheit und Gegenwart in Unterh.-Beilg. d. Berl. Lokal-Anzg. vom 7. Januar 1905.

Der Berliner Berg bei Glindow in Unterh.-Beilg. des Berl. Lokal-Anzg. vom 24. Mai 1905. [unt: Pseudonym „Marchicus".]

## d) Berlin.

### α. Allgemeines.

*Die Deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Mit Abb. 8°. VI + 256 S. Leipzig, Otto Spamer, 1882.

*Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktischer Wegweiser. 31. Aufl. 8°. Mit 6 Kart. u. Pl., 218 S. Griebens Reisebibliothek Bd. 6 Berlin 1885. (Desgl. sind die folgenden Auflagen von E. Friedel bearbeitet.)

Der neu aufgefundene Berlinische Annalist von 1434 in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 51—54.

Wie sah Berlin nach den Freiheitskriegen aus? in: Der Bär, 25. Jahrg. 1899, S. 229f., 245—247, 261—264.

Berlin gegen Ende der Regierung des Großen Kurfürsten in: „Hie gut Brandenburg alleweg!" (Hrsgb. v. Rich. George), S. 450—463. Berlin 1900.

Was von dem mittelalterlichen Berlin noch steht in: Berl. Lokal-Anzg. vom 20. Dezember 1903.

Aus dem mittelalterlichen Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 42f.

Das versetzte Berlin in: Berl. Lokal-Anzg. vom 1. Oktober 1905.

Aus Ecken und Winkeln des alten Berlin

1. Bei der Heiligen-Geist-Kirche in: Berl. Lokal-Anzg. vom 26. August 1906.
2. Am Bauhof in: ebend. vom 9. September 1906.
3. Schiffbauerdamm und Albrechtstraße in: ebend. vom 23. September 1906.

### β. Einzel-Schilderungen.

Der Totentanz von St. Marien zu Berlin in: „Berliner Beobachter“, Jahrg. I, 1863.

Geschichte des Lützow-Platzes in Berlin in: Der Bär, 9. Jahrg. 1883, S. 330f.

Zur Entstehung der Wilhelms-Straße in Berlin in: Der Bär, 9. Jahrg. 1883, S. 405f.

Der Wusterhausensche Bär in: Der Bär, 9. Jahrg. 1883, S. 632f.

Die ältesten Postmarken Berlins in: Der Bär, 12. Jahrg. 1886, S. 87.

Die Jubelfeier der Dorotheenstädtischen Kirche [in Berlin] in: Deutsche Lesehalle (Beibl. zum Berl. Tagebl.) vom 11. Dezember 1887.

Die alten Weiden von Berlin in: Abhandlungen des Botan. Vereins der Prov. Brandenburg, 29. Jahrg. 1888, S. 127.

Ein Berliner Strohdach in: Der Bär, 15. Jahrg. 1889, S. 6—8.

Im Schützenheim [Schönholz]. Eine Vorortsplauderei, in: Festzeitung f. d. 10. deutsche Bundesschießen am 20. Juni 1890.

Der Waidgraben in Berlin in: Mitt. Gesch. Berl. 1890, S. 61f.

*Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin. Mit Abb. 8°. 55 S. Berlin, Nicolai's Verl., 1891.

Die letzte der Moabiter Gondeln in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 105f

Aus der Lichtschen Karte des kleinen Tiergartens zu Berlin von 1782 in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 137—139.

Das Koppe-Denkmal zu Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 231f.

Die Herrschergalerie in der Sieges-Allee zu Berlin in: Der Bär, 21. Jahrg. 1895, S. 80—82, 91—94, 102—105, 113—115. (Auch als Sonderabdruck 8°. 36 S., Berlin 1895, erschienen).

Zur Geschichte des Kurfürsten-Denkmals auf der Langen Brücke in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 382f., VI (1897/98), S. 48—50.

Die Rippe am Hause des Molkenmarkt zu Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 342f.

Abschied vom Kaninchenberg und von der Wulwe-Lanke in Berlin in: Der Bär, 25. Jahrg. 1899, S. 90f., 101f.

Über die Judenwiese in Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 158—162.

Der Abbruch der Heiligen Geistkirche in Berlin in: Brdbgia M.-Bl. XIII (1904/05), S. 90—92, 469f.

Die Geschichts- und Rechtsverhältnisse des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 341—348.

Altes zum neuen Dom in: Berl. Lokal-Anzg. vom 19. Februar 1905.

Am Krögel in: Berl. Lokal-Anzg. vom 30. April 1905.

Der Friedrichswerder und sein Kirchhügel in: Berl. Lokal-Anzg. vom 30. August 1905.

Das Waisenhaus und die Waisenkirche in der Stralauer Straße in: Berl. Lokal-Anzg. vom 4. August 1906.

Zur Baugeschichte des Pariser Platzes in: Berlin Brdbgia M.-Bl. XV (1906/07), S. 197—200.

### γ. Städtisches.

*Berichte, betreffend Central-Friedhofs-Angelegenheit. Berlin 1877.

Die Feuerbestattung, System Friedr. Siemens in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879, S. 159f.

Die neuen Filter-Anlagen in Tegel in: Der Bär, 9. Jahrg. 1883, S. 423—425.

Erläuterungsbericht zum Humboldtdenkmal im Park gleichen Namens zu Berlin in Mitt. Gesch. Berl. 1889, S. 120f.

Das Freiland-Vivarium im Humboldthain, im: Bär-Kalender für 1890. Berlin.

Das Freiland-Vivarium [im Humboldthain] in: Naturw. Wochenschr. 1890, No. 21.

Das Projekt zur Umgestaltung der Schloßfreiheit in: Berl. Tageblatt vom 29. April 1892.

*Denkschrift betreffend die Einführung der Feuerbestattung auf dem Friedhof der Stadtgemeinde Berlin. 8°. 16 S. Berlin 1892.

Das Aufmarsch-Gelände des Kreuzbergs als Park-Anlage in: Der Bär, 18. Jahrg. 1892, S. 64—66.

„Nachtlager und warmes Essen". Vorläufiges Ergebnis der städtischen Obdachsenquete in: Berl. Tageblatt vom 3. Februar 1894.

Über die Ursache der Verunreinigung des Berliner Leitungswassers im November 1895 in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 375—388.

Die kommunale Entwickelung der Reichshauptstadt 1872—1896 in: Der Zeitgeist (Montagsbeilg. d. Berl. Tagebl.) vom 4. Januar 1897.

*Bericht über den Königl. Botanischen Garten zu Berlin, abgestattet in der Gemischten Deputation des Magistrats, Sitzung vom 21. Juni 1897. Berlin 1897.

Berliner Volksbibliotheken und Volkslesehallen in: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Korporation der Berliner Buchhändler. Berlin 1898.

Über den neuen Städtischen Verbrennungsofen in: Brdbgia. M.-Bl. VII (1898/99), S. 79—82.

Der neue Nordpark für Berlin in: Berl. Tagebl. vom 21. Dezember 1898.

Der Park von Berlin N. Ein Zukunftsbild in: Der Bär, 25. Jahrg. 1899, S. 14f.

Urkunden zur Geschichte der Berliner Anatomie. Aus den Akten der Armen-Direktion zu Berlin mitgeteilt in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 213—216.

Die Städtische Leichen-Sammelstelle und der Verbrennungsofen in der Diestelmeyerstraße in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 358—361.

Bevorstehende Weichbildserweiterung Berlins [Einverleibung von Plötzensee] in: Berl. Lokal-Anzg. vom 17. Nov. 1903.

Das neue Leitungswasser der Stadt Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 402f.

## 5. Volkskunde.

### a) Sitten und Gebräuche.

Über alte märkische Gebräuche in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1877, S. 471f.

Fastnacht und Aschermittwoch in: Der Bär, 7. Jahrg. 1881, S. 268f.

Oster-Eier. Volkstümliches in: Der Bär, 9. Jahrg. 1883, S. 320f.

Brandenburgische Altertümer, Sitten, Sagen und Gebräuche in: Mitt. Gesch. Berl. 1884. S. 74f., 91f., 99f., 123f.

Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus? in: Der Bär, 12. Jahrg. 1886, S. 142f.

Vom Glückstopf oder Glückshafen in: Ztschr. Volkskd. 1891, S. 446—449.

Beobachtungen zur Ethnologie und Volkskunde in Pommern und Tirol in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1893, S. 554—556.

Über das Osterei in: Brdbgia M.-Bl. III (1894/95), S. 8—13.

Die Christmette und der Christbaum in Berlin und der Provinz Brandenburg in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 314—338, Nachträge ebend. V, S. 386—388, 430—431.

Zum Sankt-Nikolastag (6. Dezember) in Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 335—337.

### b) Wohnung und Gerätschaften.

Über eine alte Wohnstätte bei Wilmersdorf in der Nähe von Berlin in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1872, S. 248—250.

Über die Verwendung der Süßwassermuschelthiere als Schweinefutter in Norddeutschland in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1873, S. 22f.

Über Gnidelsteine in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1874, S. 155—160.

Pferdeschädel als Schlitten in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 54f., 1884, S. 291.

Das Vorkommen von Hochäckern [in der Prov. Brandenburg] in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 229—231.

Schwung-Hämmer zum Zerspalten des Granits in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 291f.

Überlebsel aus alter Zeit (Gnidelsteine, Wursthörner, Hirschzinke als Pflanzstock) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1889, S. 50f.

Kleine Metallfiguren zweifelhaften Alters in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1889, S. 51—61.

Knaster, der gelbe, und Apollo in: Der Bär, 15. Jahrg, 1889, S. 182f.

Volkstümliche Spinn- und Webegeräte in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 273—275.

Anfänge der Webekunst in: Ztschr. Volksk. 1895, S. 134—147. Nachtrag dazu ebend. S. 326f.

Mitteilungen über altertümliche Geräte [Tintenstecher, Gnidel- oder Glättsteine, Näh- und Stopfsteine, Glättknochen, Schlittschuh- und Schlitten-Knochen] in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 315—327.

Warum ist unser heimischer Weinbau zurückgegangen? in: Brdbgia M.-Bl. IX (1900/1901), S. 295f.

Über Haus- und Hofmarken der Provinz Brandenburg in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 424—428.

Das Wächterhorn von Wandlitz in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 430—433.

## c) Nahrung.

Die Speiseeichel in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1890, S. 137f.

Das volkstümliche Backwerk der Deutschen in: Korresp.-Bl.Gesamtverb. 1891, No. 2.

Über das von Kindern geübte Verzehren geringwertiger wilder Obstarten in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 156f., 187—190.

Kaffee und Thee bei unseren Altvorderen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Heimat in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 84—88.

Zum Kapitel „Weihnachtsgebäck“ in: „Aus der Heimat“ (Sonntagsbl. d. Nordhäuser Courier) vom 5. Januar 1896.

Weinachtsgebäck und Verwandtes in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 248—250.

Über primitive Nahrungsmittel aus dem Pflanzen- und Tier-Reich (Brot, Butter und Käse, Schnecken und Muscheln) in: Brdbgia M.-Bl. VI. (1897/98), S. 381—422. — Nachträge ebend. S. 486—491.

Über den Schaltier- (Muschel- und Schnecken-) Verbrauch in Berlin und den Marken in: Brdbgia. M.-Bl. VII (1898/99), S. 348—350. — Nachtrag dazu ebend. S. 496.

Mumien-Weizen und Mammut-Gerste in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 395f.

## d) Fischerei und Jagd.

Über das Werben der Wasserpflanzen in den Gelegen in: Corresp. Blatt d. deutschen Fischereivereins 1874. S. 63f.

Fischereiwesen in Scandinavien und Schleswig-Holstein (Reisenotizen) in: Corresp.-Blatt d. deutschen Fischereivereins 1874, S. 83ff.

*Geschichte der Fischerei auf der Internationalen Fischerei-Ausstellung von 1880. Berlin 1881.

*Aus der Vorzeit der Fischerei. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge hrgb. von Virchow u. v. Holtzendorff. XIX. Serie, Heft 441/42). 8°. 63 S. Berlin 1884.

Über Einbäume in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 573f.

Brandenburgisches Fischwesen und Verwandtes.

1. Müggelsee
2. Teufelssee b. Coepenick
3. Tiergartengewässer

} Mitt. Gesch. Berl. 1884. S. 53f.

4. Sonnenburg (Kr. Ost-Sternberg)
5. Maränen und Muränen
6. Ursprung der Fischangel
7. Die Stinte des Tegeler Sees b. Berlin
8. Störfang an der Oder

} ebend. 1885. S. 42f.

Fischerei-Verhältnisse in Oesterreich, Ungarn und Kroatien. Reiseberichte im Auftrage des deutschen Fischereivereins zusammengestellt, in: Corresp.-Blatt d. deutschen Fischereivereins 1886, S. 1—23.

Gutachten, betreffend das plötzliche massenhafte Absterben der Fische in den öffentlichen Wasserläufen Berlins in: Corresp.-Blatt d. deutschen Fischereivereins vom 19. Februar 1887.

Der Unterspree-Herren Grenze und Fischerei in: Mitt. Gesch. Berl. 1889. S. 177—180.

Wolf und Wolfsjagd in Deutsch-Lothringen in: Zoolog. Garten, 34. Jahrg. 1893, S. 5—10.

Französische und churbrandenburgische Jagden im 17. Jahrhundert in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 158—160.

Über Einbäume in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 414.

## e) Kultgebräuche. Aberglauben.

Über symbolische Eiersteine in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1872, S. 267f.

Adams tänze in Norddeutschland in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1877, S. 470f.

Über Rundmarken und Rillen in: Prüfers Archiv f. kirchl. Bauknnst 1877, S. 56ff.

Über Schrecksteine in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1877, S. 472.

Über Näpfchen- und Rillensteine in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 56—57.

In den Zwölften in: Der Bär, 6. Jahrg. (1880), S. 7—10.

Über symbolische Kröten und Verwandtes in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 145—148.

Zum Kapitel der Mythenbildung und des Aberglaubens in: Mitt. Gesch. Berl. 1886. S. 94.

Über ein Tollholz [geg. Hundswut] in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1886, S. 200f.

Der Satans Stuhl in Pergamon und Berlin in: Der Bär, 13. Jahrg. (1887), S. 42f.

Christliche Cultusgeräthe in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1887, S. 541.

Wann ward unser Heiland geboren? — Wann ward unser Heiland gekreuzigt? in: Der Bär, 15. Jahrg. (1889), S. 517f., 528f.

Der Zwiesel-Baum im Elisenhain in Greifswald in: Ztschr. Volksk. 1892, S. 81f.

Der Hase legt die Ostereier in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 226—228.

Über modernen Aberglauben in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 104, II (1893/94), S. 92.

Das „Wunder“ beim Richtfest der Kaiser Friedrich-Gedächtnis-Kirche zu Berlin [über Bauopfer] in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 246—253.

Über den Donnerbusch oder Hexenbesen in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 289—300, V (1896/97), S. 41—43.

Berliner Aberglaube (Aus der Praxis eines Geistlichen) in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 176—178.

Beiträge zum Volks- und Aberglauben (Gegenstände aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich) in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 491—519.

Vom „Böten“, ein Beitrag zum Volksglauben in Berlin in: Brdbg. M.-Bl. VI (1897/98), S. 374—376.

Über Neidköpfe in: Brdbgia. M.-Bl VII (1898/99), S. 327—333.

Zum Kapitel der Bauopfer in: Brdbgia. M.-Bl. X (1901/02), S. 4—8, 351.

Böten und Beten in: Brdbgia, M.-Bl. XI (1902/03), S. 70—72.

Das „Gesundbohren“ in: Brdbgia. M.-Bl. XI (1902/03), S. 102f.

Die Wünschelrute in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 154—156.

Irrlichter — brennende Brunnen und Verwandtes in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 404-408.

Neues von der Wünschelrute in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 461—465, 562—564.

Zum Kapitel der Alraune in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 472—474.

Über Schwalbensteine in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 249f.

In den Zwölften in: Greifswalder Tagebl. vom 8. Januar 1906.

## f) Sprache, Dichtung und Sage.

Ein Hakka-Lied in: Magazin für Literatur des Auslandes (J. Lehmann), Septemberheft 1868.

Fränkische Thier- und Pflanzennamen aus dem 11. Jahrhundert in: Ztschr. f. Ethnol., Jahrg. 5, 1873, S. 70—76.

Über die Thieralter im Volksmunde in: Zoolog. Garten, 20. Jahrg. 1879.

Die Faust-Sage und das Faust-Spiel in Berlin in: Mitt. Gesch. Berl 1888, S. 50—55.

Ein Berliner Mörder und — die Kraniche des Ibykus in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 264—268.

Poésie fin de siècle 1800 in: Der Bär, 21. Jahrg. 1895, S. 127f.

Die Spree-Norne in: Der Bär, 22. Jahrg. 1896, S. 75f.

Die Verkehrtlinden-Sage in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 400—403.

Die Sage von den 3 Linden auf dem Heiligen Geist-Kirchhof in Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 181—183.

Vineta in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 521—525.

## g) Rolandfrage.

Vom Berliner Roland in: „Der Weltspiegel“ (Beibl. z. Berl. Tagebl.) vom 28. August 1902.

Zur Rolandfrage in: Brdbgia M.-Bl. XI (1902/03), S. 76—79.

Vom Roland in: Berl. Lokal-Anzg. vom 18. Oktober 1903.



Roland-Rundschau in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 57—59, 166f., 414—416, XIII, 130, 133, 337—341, 398—406, 462—468.

Der Brandenburger Roland als Donnergott in: Berl. Lokal-Anz. vom 8. Oktober 1905.

Roland-Rundschau in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 19—23, 231—235, 436—442, 468—478, 564—565, XV (1906/07), S. 21—23, 142.

## 6. Vorgeschichte.

### a) Allgemeines.

Ethnologische Ursachen der Verbreitung einiger europäischer Landschnecken in: Ztschr. f. Ethnol., Jahrg. 1, 1869, S. 301—313.

Der Uglei. (Zur Kunde und Vorgeschichte des ostholsteinschen Seengebietes) in: Ztschr. f. Ethnol., Jahrg. 2, 1870, S. 204—210.

Archäologische Streifzüge durch die Mark Brandenburg.

I. Der Blumenthal und seine Alterthümer in: Ztschr. f. Ethnol. Jahrg. 3, 1871, S. 175—197.

II. Alterthümer der nordöstlichen Zauche ebend. Jahrg. 5, 1873, S. 245—258.

Über märkische Horste in: Verh. d. B. G. f. Anthrop., 1871, S. 92f.

Über Kesselurnen [und andere Tongefässe] in Verh. d. B. G. f. Anthrop., 1875, S. 242—245.

Märkische Alterthümer.

| Nr. | Titel | Fundort |
|---|---|---|
| 1. | Ausgrabungen bei Vetschau | in: Der Bär I., 1875, S. 73—75, |
| 2. | Der Burgwall bei Stradow | |
| 3. | Der Valentins-Werder im Tegeler See | ebend. I., S. 95f. |
| 4. | Der Norden des Berliner Weichbildes | |
| 5. | Das Innere von Berlin | „ I., S. 153f. |
| 6. | Märkische Kesselurnen und Krusen | „ II., 1876, S. 24f., |
| 7. | Der Schwertpfahl von Triplatz | „ II., S. 48f. |
| 8. | Der Bischofsstein und das Urnenfeld bei Niemegk | „ III., 1877, S. 211—213 u. 221f. |
| 9. | Havelberg | „ IV., 1878, S. 191f. |
| 10. | Stralow, Kreis Nieder-Barnim | „ IV., S. 192f. |
| 11. | Treptow — Eierhäuschen | „ V., 1879, S. 251f. |
| 12. | Vorgeschichtliche Funde im Stadtteil Kölln | „ V., S. 252f. |

Urgeschichtliche Funde aus der Gegend von Nieder-Landin (Kr. Angermünde) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1876, S. 45—47.

Über Schwertstäbe oder Schwertpfähle in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1877, S. 35—39.

*Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg. 8° 43 S. Berlin, Nicolai, 1878.

Alterthümer von Prenzlau und Umgegend.

1. Die Stadt Prenzlau
2. Hindenburg-Sternhagen
3. Die Buchholzer Koppel
4. Der Schlackenwall im Ober-Uckersee

} Der Bär IV, 1878, 218—23.

5. Potzlow
7. Drense

} Der Bär IV, 1878, S. 231—234.

Neuerwerbungen des Märkischen Provinzial-Museums (Urnen der Steinzeit, Brorzefunde, Mäandergefäße u. Schalen) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879, S. 163—165.

Neue Funde aus Berlin und von Leest bei Potsdam.

(1. Münzfund von Leest (Kr. Zauch-Belzig); 2. Urnenreste aus Berlin.) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879, S. 371—372.

*Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Mit einer Karte in Farbendruck. Festschrift für die XI. Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 8° VI + 113 S. Berlin 1880. (Zugleich 17. Heft der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins.)

Neuerwerbungen des Märkischen Provinzial-Museums (Steinwerkzeuge, Bronzen, Schildbuckel, Gefäße) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1880, S. 23—27.

Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald in: Catalog der 3. vom baltischen Central-Verein für Thierzucht und Thierschutz veranstalteten Ausstellung vom 11.—15. März 1881 S. I—VI. Greifswald 1881.

Funde aus Berlin und der Umgegend in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1882, S. 135—141.

Vorgeschichtliche Gefäßstrichler in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 115f.

Neue Gegenstände aus den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums (Löser zum Besenbinden, Torques, Bronzesachen, Fingerring mit Gemmen) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 38—46.

Märkische Altertümer. Sperenberg in: Der Bär, 10. Jahrg.. 1884, S. 375—378.

*Vorgeschichtliche Ortskunde der Kreise Angermünde und Arnswalde, Prov. Brandenburg. Festschrift zur Feier des zehnjährigen Bestehens des Märkischen Provinzial-Museums. Berlin 1884.

Steinskulpturen und Verwandtes in Nordtirol in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1885, S. 70—76.

Ein künstlicher Ei-Stein vom Scharfenberg bei Berlin in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1886, S. 658f.

Sammlung in Uetersen bei Hamburg in: Nachr. Altertfd. 2. Jahrg., 1891, Heft 2.

Vorgeschichtliche Altertümer aus dem Nachlass des Dichters Adelbert von Chamisso in: Brdbgia. M. Bl. IX, (1900/01), S. 494—501.
Bericht über die ur- und vorgeschichtliche Tätigkeit der Brandenburgia in den 10 Jahren ihres Bestehens in: Brdbgia. Archiv Bd. 10, 1904, S. 22—30.

## b) Urgeschichte. Ältere Steinzeit.

Paläolithische Flintwerkzeuge aus dem Haveldiluvium zwischen Potsdam und Brandenburg in: Ztschr. f. Ethnol., 2. Jahrg. 1870, S. 158—162.
Mammut und Mensch in: Brdbgia., M. Bl. I (1892/93), S. 178—180.
Über den Neu-Britzer Skelett-Fund und den sogen. Mammuth-Menschen in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 162—174.
Der eolithische Mensch in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 354—361.
Neolithisches, Palaeolithisches und Eolithisches in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 325—333, XIII (1904/05), S. 51—55, 251f.
Der Dämmerungsmensch in der Mark Brandenburg in: Unterh.-Beilg. d. Berl. Lokal-Anzg. vom 22. März 1904.
Beschreibung und Erläuterung der urgeschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums am 22. April 1902 in: Brdbgia. Archiv, Bd. 10 (1904), S. 31—41.
Neolithe-Palaeolithe-Eolithe. Beschreibung und Erläuterung der am 20. Januar 1904 in der Brandenburgia aufgestellten Fundstücke des Märkischen Provinzial-Museums. Mit 15 Tafeln. In: Brdbgia. Archiv Bd. 10 (1904), S. 42—57.
Neue Eolithe-Funde in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 121—125, 315—317.
Zur Palaeontologie und Urgeschichte des Menschen in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 304—315.
Der Kampf um die Eolithe in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 516—519.
Eolithisch-Palaeolithisch in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 323—326.
Zur Eolithe-Frage in: Brdbgia. M.-Bl. XV (1906/07), S. 292—299, 337.

## c) Jüngere Steinzeit.

Kjökkenmöddinger der Westsee in: Ztschr. f. Ethnol., Jahrg. 1, 1869, S. 82—85.
Höhlenbauten aus der jüngeren Steinzeit auf Sylt in: Ztschr. d. G. f. Erdk., Bd. 4, 1869, S. 259—266.
Kaurischnecken (Cypraea moneta L.) in einem vorgeschichtlichen Grabe bei Stolpe in Pommern in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1872 S. 156.
Über Knochenpfeile aus Deutschland in: Archiv f. Anthropologie Bd. V, 1872, S. 433ff.
Über Steinwerkstätten der Mark Brandenburg in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1874, S. 197—200.

Hirschhornhacken und Steinbeile in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1876, S. 232f.

Beschreibung einiger geschafteter Feuersteinbeile aus dem Gebiete der unteren Weser und Elbe in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879, S. 161f.

Funde menschlicher Gerippe aus der Uckermark in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1880, S. 226—228.

Der Runenstein von Dreilinden, Kreis Teltow in: Der Bär, 6. Jahrg., 1880, S. 441f.

Über messerklingenförmige Feuersteinschneiden in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 361—363.

Das Riesengrab von Mellen bei Lenzen a. E. in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1885, S. 168f.

Über den Fund von Unio sinuatus Lamarck in einem vorgeschichtlichen Grabe bei Westeregeln in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1886, S. 42f.

Steinkammergrab bei Tempelberg (Kr. Lebus) in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 167f.

Bernsteinfund in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 59f.

Über Hünen-Hacken in: Brdbgia. M.-Bl. X (1901/02), S. 37—39.

## d) Kupfer- und Bronzezeit.

Über nordische Bronce-Wagen und Bronce-Stiere in: Verh. d. B. G f. Anthrop. 1873, S. 205—207.

Über Bronzegeräte und Bronzegefäße [aus den Sammlungen des Märk. Museums] in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1875, S. 44—47.

Über den Schwertpfahl von Triplatz (Kr. Ruppin) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1876, S. 18—20.

Schwerter und Dolche nebst einem Miniatür-Hohlcelt aus Bronze in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1877, S. 349—351.

Ausgrabungen bei Selchow, Kreis Teltow. Nachtrags-Bericht in: Der Bär, 4. Jahrg. 1878, S. 57f.

Stein- und Bronze-Celt aus einem Hünengrabe bei Crossen a. d. Oder in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 158f.

Vorgeschichtliche Gräberfunde aus Triglitz (Kr. Ostprignitz) in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 434f.

Die Fundstücke aus den Kegelgräbern bei Weitgensdorf (Kr. Ostprignitz) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 435f.

Vorgeschichtliche Funde von Mönchswerder bei Feldberg (Mecklenburg-Strelitz) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1880, S. 308 bis 313.

Excursion nach Alt-Rüdnitz, Kreis Königsberg N. M. [vorgeschichtliche Gräberfunde] in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1882, S. 512—515.

Der Bronzepfahlbau in Spandau in: Archiv f. Anthropologie, Bd. XIV, 1883, S. 373—386.

Objecte aus dem Märkischen Provinzial-Museum (Bronzeschlüssel, goldener Fingerring) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 204—206.

Die Hausurne von Gandow, Kreis West-Priegnitz in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1885, S. 166—168.

Mützenurnen und dergleichen bei Königsberg in der Neumark in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1885, S. 169f.

Bronzekessel von Hennickendorf [Kr. Nieder-Barnim] in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1887, S. 534—536.

Gesichtsurne und Bronzfund von Pehlitz [Kr. Angermünde] in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1887, S. 536—541.

Der sogenannte Riesenring von Groß-Buchholz, Kreis West-Priegnitz, in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1888, S. 587f.

*Der Riesenring von Groß-Buchholz [Kr. West-Priegnitz], Festschrift zur Haupt-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine vom 10.—12. Sept. 1888 zu Posen. Berlin, Mittler & Sohn, 1888.

Der Sammelfund von Bronze aus Murchin in Neu-Vorpommern in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1888, S. 588—591.

Der Bronzefund von Spindlersfeld bei Coepenick in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 37—38, 127.

Bronzewagen von Burg im Spreewald in Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 154f.

Zwei Bronzeschwerter von Französisch-Buchholz (Kr. Nied.-Barnim) in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 111—113, 130.

Vorwendische Ansiedlungsstellen an der Wuhle bei Biesdorf-Ostbahn in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 375f.

Das Königsgrab von Stubbenkammer auf Rügen in: Berl. Lokal-Anz. vom 4. August 1905.

## e) Hallstadt-, La Tène- und Völkerwanderungszeit.

Eisen- und Bronze-Funde und kleine Thongefässe von einem Urnenfelde bei Rampitz a. O., Kreis West-Sternberg, in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879, S. 372—374.

Depot-Fund (Bronzen und Eisen) von Carlsstein, Kreis Königsberg N. M., in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 117.

Ein Reihen-Gräberfeld bei Reichenhall in Ober-Bayern in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1885, S. 76—78.

Vorgeschichtliche Funde von Wilhelmsau bei Hangelsberg in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1886, S. 724f.

Grabfund von Südende-Lankwitz an der Anhaltischen Eisenbahn bei Berlin in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1888, S. 591—593.

*Die Brandpletter von Wilhelmsau bei Fürstenwalde. Aufdeckung eines german. Gräberfeldes aus der Zeit der Völkerwanderung. Mit 1 Tafel. Festgabe zur Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine in Mainz vom 14. bis 16. Sept. 1887. Berlin 1888.

Germanischer Goldbrakteat und Silberfibula von Rosenthal bei Berlin in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1890, S. 518—520.

Silberner Finger-Ring von Brüssow, Uckermark, in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1897, S. 594.

Das Riesen- oder Königsgrab von Seddin, Kreis Westprignitz, in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 271ff., 339—342, 381.

Das Königsgrab bei Seddin, Kreis West-Prignitz, in Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1900, S. 68f., 1901, S. 64—73.

Die Funde aus dem Königsgrab von Seddin, Kreis West-Prignitz. Anhang H zu „Das Märkische Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin von 1874—1899." Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen. Berlin 1901.

Neue Funde aus Berlins weiterer Umgebung aus der merowingischen Periode (Wurfbeil-Franziska bei Lehnitz, eiserne Speerspitze, Speer mit Widerhaken) in: Brdbgia. M.-Bl. X (1901/02), S. 346 bis 351.

## f) Wendische und frühmittelalterliche Zeit.

Über die Aufdeckung einer vorgeschichtlichen Wohnstätte im Vollkropp bei Cöpenick in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1872, S. 246 bis 248.

Über den Silber-Fund von Nieder-Landin (Kr. Angermünde) in: Verh d. B. G. f. Anthrop. 1876, S. 115—118.

Burgwall bei Nächst-Neuendorf bei Zossen in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 12f.

Silberfund von Tempelhof bei Soldin in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 13f.

Fünf Schädel, der letzten heidnischen Wendenbevölkerung angehörig, von der Oder-Insel Neuenhagen in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1879, S. 375.

Silberfund (Wendenpfennige) von Clementinenhof, Kreis Luckau, in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1880, S. 225f.

Über wendische Graburnen in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1882, S. 444 bis 446.

Der Silberberg bei Wollin als Stätte der Jomsburg in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 111—115.

Der Michendorfer Fund [Kr. Zauch-Belzig] in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 115.

Über einen vorgeschichtlichen Fund aus dem Innern Berlins in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1884, S. 252f.

Über einen neuen Hacksilberfund aus der Oder-Gegend in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1895, S. 141—145.

Vorgeschichtliches Gefäß aus dem salzigen See bei Eisleben in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1897, S. 591—593.

Eine neue vorgeschichtliche Fundstätte auf der Judenwiese in Berlin [wend. Ansiedlg.] in Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 21f.

Der Schlossberg im Spreewald in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 385f.
Der Burgwall bei Kliestow unweit Trebbin in: Brdbgia. M.-Bl. VII (1898/99), S. 227f.
Burgwall von Brunne in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 177.
Burgwallstelle zu Seegefeld bei Spandau in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 325f.
Altertümliches aus Seddin und Kreuzburg, Kreis West-Prignitz, in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 320–326.
Über slavische Rassentypen in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 477 bis 479.

## 7. Naturwissenschaft.

### a) Geologie.

Ein einem Menschenkopf ähnliches Naturspiel von Wilsnack, Kreis West-Priegnitz, in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1890, S. 524 f.
Berliner Beinbruch-Stein. Beitrag zur Kenntnis des Bodens des Reichshauptstadt in: Mitt. Gesch. Berl. 1891, S. 126—128.
Mitteilung über auftauchende und schwimmende Inselbildungen in: Brdbgia. M.-Bl. IV (1895/96), S. 404—409.
Geologisches über Rixdorf in: Brdbgia. M.-Bl. VII (1898/99), S. 201—211.
Die Kalktufflager auf dem Grossen und Kleinen Werl und im Scharmützelsee bei Fürstenwalde an der Spree in: Brdbgia. M.-Bl. VII (1898/99), S. 366—378.
Der rote Sandstein von Trebus bei Fürstenwalde a. Spr. in: Brdbgia. M.-Bl. VII (1898/99), S. 378—387.
Über den Koschenberger Diabas in: Brdbgia. M.-Bl. X (1901/02), S. 286—288.
Der Riesenstein von Französisch-Buchholz in: Die Weite Welt vom 5. Juli 1901.
Ein neu entdeckter Riesenstein bei Berlin (Franz.-Buchholz) in: Der Roland I (1902/03), S. 2.
Über Hexenschüsseln in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 383 f.

### b) Palaeontologie.

Renthiergeweih aus dem Wiesenthon bei Brandenburg a/H. in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1878, S. 433 f.
Ein Leichnam von Rhinoceros Merckii aus Sibirien in: Zool. Garten, 21. Jahrg. 1880, S. 353—359.
Bernstein in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1880, S. 38 f.
Das Vorkommen des Riesenhirsches in der Mark in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1882, S. 212—214, 418.
Neue Funde in der Unterspree innerhalb Berlin (Muscheln, Schnecken, Wildtierknochen) in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1883, S. 68 f.
Vorgeschichtliche Funde aus Berlin, Luisenstraße 33/34 [Fossile Wildtierknochen] in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1890, S. 523 f.
Seltene Schnecken aus den Rüdersdorfer Kalkbergen (Zur 50. Wiederkehr des Knappschaftsfestes) in: Naturw. Wochenschr. 1892, S. 16 f.

Bernstein-Fund in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 59.
Die jüngsten Ausgrabungen und Funde in den Braunkohlenwerken bei Groß-Räschen, Kreis Calau, in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 212—228, 271—275.
Blitzröhren in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 108 f.
Fund eines Löwenschädels bei Gräbendorf, Kreis Teltow, in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 130—134.
Eine in Berlin neu aufgefundene Elch- oder Elentierschaufel in: Brdbgia. M.-Bl. X (1901/02), S. 259—262.
Über fossile Elch-Reste in: Brdbgia M.-Bl. XII (1903/04), S. 322 f.
Über neuerliche Mammut-Funde in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 330—333, 383.
Mammut oder Nichtmammut in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 465—468.
Merkwürdiger Mammutfund in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 514—516.

## c) Zoologie.

Ueber den nordamerikanischen Biber in: Zoolog. Garten, 9. Jahrg. 1868, S. 218—220.
Alte Mittheilung über den Walgvogel in: Zoolog. Garten, 9. Jahrg. 1868, S. 286.
Ein Hahn als Capitalverbrecher in: Zoolog. Garten, 9. Jahrg. 1868. S. 384.
Neues über Züchtung und Eingewöhnung der Auster in: Zoolog. Garten. 9. Jahrg. 1868, S, 247—251, 298—304, 333—336.
Zur Kunde der Weichthiere Schleswig-Holsteins in: Malakozoolog. Blätter, 16. Bd. 1869, S. 23—32, 56—69; Nachtrag S. 69—72 und ebend. 17. Bd. 1870, S. 36—81.
Seltene Fische aus der Havel in: Zoolog. Garten, 10. Jahrg. 1869, S. 93—94.
Entdeckung lebender Krokodile in Palästina in: Zoolog. Garten. 10. Jahrg. 1869, S. 129—135, 161—166.
Neue Thiere aus der Mark Brandenburg in: Zoolog. Garten, 11. Jahrg. 1870, S. 386 f.
Eine Buschspinne (Theraphosa avicularia) in Berlin in: Zoolog. Garten, 11. Jahrg. 1870, S. 360 f.
Papageien in der englischen Vogelwelt in: Zoolog. Garten, 12. Jahrg. 1871, S. 65—73, 118—125, 324—329.
Der kleine Stichling und sein Nestbau in: Zoolog. Garten, 12. Jahrg. 1871, S. 28—31.
Verhalten des Pirols in: Zoolog. Garten, 13. Jahrg. 1872, S. 93 f.
Scrobicularia piperata und Balanus improvisus in: Nachrichtsblatt der Deutschen Malakozoolog. Gesellsch. IX, 1872, S. 82.
Krähen als Nußdiebe in: Zoolog. Garten, 13. Jahrg. 1872, S. 94.
Wilde Pferde und Rinder in Neuholland in: Zoolog. Garten, 13. Jahrg. 1872, S. 319 f.

Thierleben und Thierpflege in Holland, England und Belgien in: Zoolog. Garten, 13. Jahrg. 1872, S. 225—236, 327—337, 353—364.

Thierleben und Thierpflege in Italien in: Zoolog. Garten, 15. Jahrg. 1874, S. 100f.

Ein junges Nilpferd in Berlin in: Zoolog. Garten, 16. Jahrg. 1875.

Ueber die Kameelstüterei von San Rossore bei Pisa in: Zoolog. Garten, 16. Jahrg. 1875.

Die drei Anthropomorphen des Berliner Aquariums in: Zoolog. Garten, 17. Jahrg. 1876.

Beiträge zur Kunde der Säugethiere in Neuvorpommern und Rügen in: Zoolog. Garten, 18. Jahrg. 1877.

Salamandra maculosa in der Altmark in: Zoolog. Garten, 18. Jahrg. 1877.

Ein wüthender Hirsch in: Zoolog. Garten, 18. Jahrg. 1877.

Thierleben und Thierpflege in Irland in: Zoolog. Garten, 19. Jahrg. 1878, S. 271—277, 339—344, 366—375, 20. Jahrg. S. 144—149, 181—184, 207—212, 270—275, 309—314.

Syllogismus des Hundes in: Zoolog. Garten, 20. Jahrg. 1879, S. 157.

Die Engerling-Plage im Humboldthain zu Berlin in: Zoolog. Garten 20. Jahrg. 1879, S. 373—375.

Das australische Wildpferd in: Zoolog. Garten, 23. Jahrg. 1882, S. 61 f.

Verschleppte Alligatoren in: Zoolog. Garten, 23. Jahrg. 1882, S. 124.

Zur Pommerschen Weichthierfauna in: Nachrichtsblatt der deutschen Malakozoolog. Gesellsch. 1882, S. 86—88.

Thierleben im Meer und am Strand von Neuvorpommern in: Zoolog. Garten, 23. Jahrg. 1882, S. 141—148, 175—181, 201—206, 243—251, 275—280, 304—313, 336—346. — Nachträge im 24. Jahrg. 1883, S. 105—109, 142—147.

Ein lebender Gorilla in Europa [im Berliner Aquarium] in: Zoolog. Garten, 24. Jahrg. 1883, S. 86 f.

Austern und Perlen in: Nachrichtsblatt d. deutsch. Malakozoolog. Gesellsch. 1883, S. 46—48.

Beitrag zur diluvialen Nordseefauna Hinterpommerns in: Nachrichtsblatt d. dtsch. Malakozoolog. Gesellsch. 1884, S. 22—25.

Zur Weichthierkunde Westpreußens in: Malakozoolog. Blätter, N. F. Bd. 7, 1885, S. 49—53.

Ostpreußische Conchylien in: Malakozoolog. Blätter, N. F. Bd. 7, 1885, S. 54—60.

Kleine conchyliologische Notizen in: Nachrichtsblatt d. dtsch. Malakozoolog. Gesellsch. 1883, S. 183—188.

Märkische Fische in: Mitt. Gesch. Berl. 1884, S. 30.

Thierleben und Thierpflege zwischen Donau und Adria in: Zoolog. Garten, 26. Jahrg. 1885, S. 97—104, 134—140.

Der Kea-Nestor (Neuseeländischer Papagei) in Hamburg in: Zoolog. Garten, 26. Jahrg. 1885, S. 90.

*Die Wirbelthiere der Provinz Brandenburg. Verzeichniss und Eintheilungsplan für das Märkische Provinzial-Museum der Stadtgemeinde





Berlin im Auftrage der Städtischen Behörden als Festschrift für die 59. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Berlin. Zsm. mit Carl Bolle. 8°. 67 S. Berlin 1886.

Zur Familien- und Lebensgeschichte des Meerschweinchens (Cavia cobaya Marcgrave) in: Zoolog. Garten, 30. Jahrg. 1889, S. 97—108.

Branchipus Grubei und Limnetis brachyuras [seltene Krebse] in: Naturw. Wochenschr. 1889, S. 135.

Tierleben der Provinz Brandenburg. Schnecken und Muscheln in: Brdbgia. M.-Bl. II (1893/94), S. 36—41. Lurche und Kriechtiere, ebend. III (1894/95), S. 109.

Zur Weichtierkunde der Provinz Brandenburg in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 136—142.

Alte Abbildung des gezähmten Meerschweinchens (Cavia cobaya Marcgrave) in: Zoolog. Garten, 37. Jahrg. 1896, S. 31 f.

Die Schwäne und Enten in den Berliner Gewässern in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 54—56.

Truthahn und Perlhuhn in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 522—526.

Über das Vorkommen des Hamsters in der Provinz Brandenburg in: Brdbgia. M.-Bl. VIII (1899/1900), S. 134—137; XI (1902/03), S. 24—27.

Neue Fundstellen des Hamsters (Cricetus frumentarius Pallas) in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 361 f.

Wanderung und Schädlichkeit der Krähen in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 261 f., 303 f.

Edles Vogelwild in der Mark (Spielhahn, Fasan, Trappe, Wildgänse, Rebhuhn) in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 301 f.

## d) Botanik.

Die Wasserpest (Elodea canadensis) und ihr Einfluß auf die Thierwelt in: Zoolog. Garten, 11. Jahrg. 1870, S. 361 f.

Über das Werben der Wasserpflanzen in den Gelegen in: Corresp.-Blatt d. deutschen Fischereivereins 1874, S. 63 ff.

Zum Kapitel der „Doppeltanne“ in: Naturw. Wochenschr. 1889, S. 118 f.

Über die süße Vogelbeere (Sorbus aucuparia var. dulcis) in: Naturw. 1890, S. 478.

Über die Wassernuß (Trapa natans L.) in: Naturw. Wochenschr. 1892, S. 7.

Die Wassernuß (Trapa natans L.) in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 104 f., 183.

Pflanzengeschichtliches aus Padua in: Naturw. Wochenschr. 1896, S. 25—27.

Drei Nachrichten aus dem Grunewald (Alter Windbruch, Die Jazko-Linde bei Schildhorn, Die Rieseneiche am Pechsee) in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 31 f.

Merrettig, Name und Herkunft in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 111 f.

Nachträge zu den Verkehrtbäumen in: Brdbgia. M.-Bl. V (1896/97), S. 284—288.

Nachlese zur Eibenkunde in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 197—200.

Über Hauslaub (Hauslauch), Sempervivum soboliferum Sims. und Sempervivum tectorum L., in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 328 bis 330.

Der Elsbeerbaum und seine nächsten Verwandten in: Brdbgia. M.-Bl. (1900/01), S. 330—335.

Das Dorf Eichholz mit den zwei großen Eiben (Taxus baccata L.) bei Finsterwalde, Kreis Kalau, in: Brdbgia. M.-Bl. X (1901/02), S. 14—16.

Am Großen Fenster des Grunewalds in: Der Roland II (1903/04), S. 55 f.

Über die Sumpfcypresse (Taxodium distichum) in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 459—461.

Hauslauch (Sempervivum tectorum) in: Brdbgia. M.-Bl. XIV (1905/06), S. 474—476.

### e) Naturerscheinungen.

Der Schneesturm vom 12. und 13. Juli 1890 in Tirol. Nach eigenen Beobachtungen. In: Naturw. Wochenschr. 1890, No. 38.

Über die Erhaltung von Schneefeldern durch Staub und Detritus im Hochgebirge in: Naturw. Wochenschr. vom 15. März 1891.

Staub- und Blutregen in der Mark Brandenburg in: Brdbgia. M.-Bl. X. (1901/02), S. 16—20, XI (1902/03), S. 65—66.

## 8. Ausstellungen und Museen.

### a) Ausstellungen.

Uber vier alte für die Ausstellung zum Besten der Verwundeten und der Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger bestimmte Originalgemälde (altspanische Gemälde: Mazzolino da Ferrara; Schule des Dürer; Alonzo Cano; Palomino de Velasco, von Dr. Franz Lemm aus Spanien mitgebracht) in: Neue Preuß. Zeitung vom 27. Juli 1866.

Über das Aquarium der Pariser Weltausstellung von 1867 in: Zoolog. Garten. 9. Jahrg. 1868, S. 187—189.

Ostindien auf der internationalen Ausstellung in London 1871 [zur Kulturgeographie des Orients] in: Ztschr. d. G. f. Erdk. 1871, S. 314 bis 336.

Generalbericht über die Fischerei-Ausstellung zu Berlin im Jahre 1873 in: Circulare des deutschen Fischerei-Vereins 1873, S. 63—77.

Weltausstellungsbriefe [von der Pariser Weltausstellung] in: Berl. Tagebl. 1878, No. 155 u. ff.

*Verzeichnis der vom Märkischen Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1879 niedergelegten Gegenstände. 8°. 28 S. Berlin 1879.

*Führer durch die Fischerei-Abtheilung des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin [im Anschluß an die internationale Fischerei-Ausstellung]. 8°. 36 S. Berlin 1880.



Die lebenden Wasserthiere auf der Internationalen Fischerei-Ausstellung zu Berlin im Jahre 1880 in: Zoolog. Garten, 21. Jahrg. 1880, S. 289—298, 323—335.

Das kommunale Paris auf der Weltausstellung von 1889 in: Berl. Tagebl. 1889, No. 438 u. ff.

*Schützen-Führer. Praktischer Wegweiser für Berlin. 8°. Mit 3 Pl. 194 S. Berlin, A. Goldschmidt, 1890.

*Verzeichniss der Fischereigeschichtlichen Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Übersichten. 8°. 46 S. Berlin 1896.

Im Pavillon der Stadt Berlin [Berliner Gewerbe-Ausstellung] in: Berl. Tagebl. vom 22. September 1896.

## b) Museen.

Niederländische Alterthümer in: Ztschr. f. Ethnol., Jahrg. 5, 1873, S. 33—42.

Das Städtische Museum in Wien in: Der Bär, 4. Jahrg. 1878, S. 133 f.

Brandenburgisch-Preußische Beutestücke in Dänemark und Schweden. Nach amtlichen Quellen und Zeichnungen, sowie nach eigener Anschauung beschrieben in: Der Bär, 5. Jahrg. 1879, S. 2—5, 13—17.

*Eintheilungs-Plan des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin. 4. verbesserte und mit einem Anhang betreffend das Sammeln und Aufbewahren von Alterthümern u. s. w. versehene Ausgabe. 8°. 20 S. Berlin 1880.

dasselbe. 5. Aufl. Berlin 1880.
— 6. Aufl. Berlin 1882.
— 7. Aufl. Berlin 1883.
— 8. Aufl. Berlin 1885.
— 9. Aufl. Berlin 1887.
— 10. Aufl. Berlin 1893.

*Übersicht der vorgeschichtlichen Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums. [Als Anlage zum Verwaltungsbericht für das Jahr 1879]. Berlin 1880.

*Führer durch das Köllnische Rathhaus. Im Auftrage der Städtischen Behörden herausgegeben bei der Wiedereröffnung des Märkischen Provinzial-Museums. 8°. 12 S. Berlin 1881.

*Eintheilungs-Plan der geologischen Abtheilung $A^{I}$ [des Märk. Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin]. 2. verbess. Ausgabe. 8°. 11 S. Berlin 1883.

*Eintheilungs-Plan der Kulturgeschichtlichen Abtheilung B [des Märk. Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin]. 8°. Berlin 1883.

*Eintheilungs-Plan der Zoologischen Abtheilung [des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin] Abtheilung $A^{III}$ des Gesammtplans.

Wirbelthiere. 8°. 12 S.
Lurche und Kriechthiere. 8°. 15 S.
Fische. 8°. 14. S. Sämtl. Berlin 1885.

*Denkschrift betreffend das Märkische Provinzial-Museum der Stadtgemeinde Berlin, insbesondere das Raumbedürfniss und die Ausstattung desselben. 8°. 22 S. Berlin 1890.

Das Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes in: Mitt. Gesch. Berl. 1890. S. 6—10.

Über das neue Museum für Naturkunde in: Der Bär, 16. Jahrg., 1890, S. 201—203.

*Eintheilungs-Plan der Sammlungen für allgemeine Geologie [des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin]. 8°. 15 S. Berlin 1893.

Dresdener Erinnerungen an Brandenburg-Preussen in: Brdbgia. M.-B. III (1894/95), S. 190—196.

Die Ansichtspostkarten-Sammlung des Märkischen Provinzial-Museums in: Der Bär, 25. Jahrg., 1899, S. 474—476.

Die Umwandlung des Volkstrachten-Museums in: Berl. Lokal-Anzg. vom 19. Dezember 1903.

## c) Zoologische Gärten.

Der Zoologische Garten von Friedrichsberg bei Kopenhagen in: Zoolog. Garten. 11. Jahrg. 1870, S. 54—58.

Das Aquarium in Kopenhagen in: Zoolog. Garten, 13. Jahrg. 1872, S. 304—309.

Der Zoologische Garten in Kopenhagen in: Zoolog. Garten, 13. Jahrg. 1872, S. 380f.

Die Königlichen Menagerien zu Potsdam im Jahre 1702 in: Zoolog. Garten, 16. Jahrg. 1875.

Der neue Thiergarten in Baden-Baden in: Zoloog. Garten, 16. Jahrg. 1875.

Der Zoologische Garten und das Aquarium in Dublin in: Zoolog. Garten, 19. Jahrg. 1878, S. 271—277.

Zoölogisches aus Paris (Jardin d'Acclimatation, Jardin des Plantes und Aquarium der Weltausstellung von 1878) in: Zoolog. Garten, 20. Jahrg. 1879, S. 303—312.

Die Menagerie auf der Pfaueninsel bei Potsdam in: Zoolog. Garten, 21. Jahrg. 1880, S. 119—121.

Die Krisis in der Verwaltung der öffentlichen Aquarien in: Zoolog. Garten, 23. Jahrg. 1882, S. 82—85.

Der neue Zoologische Garten in Posen in: Zoolog. Garten, 24. Jahrg. 1883, S. 46—48.

Zoologisches aus Bremen und Bremerhafen in: Zoolog. Garten, 24. Jahrg. 1883, S. 266—268.

Der Zoologische Garten in Prag in: Zoolog. Garten, 25. Jahrg. 1884, S. 55.

Der neue Tiergarten und das ehemalige Aquarium in München in: Zoolog. Garten 26. Jahrg. 1885, S. 180—183.

Das adriatische Aquarium in Wien in: Zoolog. Garten, 26. Jahrg. 1885, S. 140.

Im Zoologischen Garten zu Hannover in: Zoolog. Garten 26. Jahrg. 1885, S. 196—200.

Das Aquarium zu Hannover in: Zoolog. Garten 26. Jahrg. 1885, S. 216—218.

Im Maximilians-Museum zu Augsburg [Zoolog. Sammlg.] in: Zoolog. Garten, 28. Jahrg. 1887. S. 323.

Tierleben und Tierpflege in Leipzig und Umgegend.

1. Der Zoologische Garten.
2. Das Freiland-Vivarium in Stötteritz.
3. Im Zoologischen Institut.

in: Zoolog. Garten, 28. Jahrg. 1887, S. 331—338, 361—367.

Im Hamburger Zoologischen Garten in: Zoolog. Garten, 29. Jahrg. 1888, S. 45—53.

Im Kölner Zoologischen Garten in: Zoolog. Garten 29. Jahrg. 1888, S. 83—87.

Im Zoologischen Garten zu Posen in: Zoolog. Garten, 30. Jahrg. 1889, S. 152—154.

Aus Hamburg [Hagenbeck, Aquarium Zoologischer Garten] in: Zoolog. Garten, 30. Jahrg. 1889, S. 312—314.

Im Breslauer Zoologischen Garten in: Zoolog. Garten, 30. Jahrg. 1889, S. 370—376.

Der Zoologische Garten zu Straßburg in: Zoolog. Garten, 31. Jahrg. 1890, S. 54—56.

Zoo-Biologisches aus Paris in: Zoolog. Garten, 31. Jahrg. 1890, S. 245—251.

Im Zoologischen Garten zu Basel in: Zoolog. Garten, 31. Jahrg. 1890, S. 343—345.

Der Zoologische Garten in Düsseldorf in: Zoolog. Garten, 31. Jahrg. 1890, S. 370—372.

Der Zoologische Garten in Lübeck in: Zoolog. Garten, 35. Jahrg. 1894, S. 17—21, 55—58.

Der Zoologische Garten zu Dresden im Sommer 1894 in: Zoolog. Garten, 36. Jahrg. 1895, S. 71—78.

Die Tiersammlung im Nymphenburger Volksgarten bei München in: Zoolog. Garten, 37. Jahrg. 1896, S. 23—25.

## 9. Kunstgeschichte und Kunstgewerbe.

Der Kaiser-Pokal im Berliner Rathause in: Der Bär, 9. Jahrg., 1883, S. 566—568.

Die Darmstädter Glasgemmen und die Briesenhorster Gemme in: Verh. d. B. G. f. Anthrop. 1887, S. 704—706.

Über Erinnerungs-Tücher in: Brdbgia. M.-Bl. III (1894/95), S. 305—315, IV (1895/96), S. 257—273.

Die Berlinische Bildwirker-Kunst in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01). S. 369—374.

„Bei Gustav Kühn gedruckt in Neu-Ruppin“ (Ruppiner Bilderbogen) in: Brdbgia. M.-Bl. IX (1900/01), S. 484 f., X (1901/02). S. 8—12.

Zwei neue Erinnerungstücher des Märkischen Provinzial-Museums in: Brdbgia. M.-Bl. XI (1902/03), S. 83—85.

Über mittelalterliche getriebene Bronzeschalen in: Brdbgia. M.-Bl. XI (1902/03), S. 10—13.

Interessanter Fund aus Jagdschloss Grunewald [Gusseiserne Kamin-Zierplatte] in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 419—423.

Nachlese zu den Erinnerungs-Tüchern und Erinnerungs-Bändern in: Brdbgia. M.-Bl. XII (1903/04), S. 39—41.

Über Wasserzeichen in: Unterh.-Beilg. des Berl. Lokal-Anzg. vom 21. Mai 1904.

## 10. Biographisches und Familiengeschichte.

Max von Forckenbeck, Oberbürgermeister von Berlin in: Berl. Tagebl. vom 27. September 1878.

Ein Gedenkblatt von Scharnhorst's Hand in: Der Bär, 6. Jahrg. 1880, S. 118 f.

Der Philosoph Hegel und das „Thürmchen“ in: Der Bär, 15. Jahrg. 1889, S. 151 f.

Zur Geschichte der Familien von Goßler und von Mühler in: Mitt. Gesch. Berl. 1890. S. 17—19.

Moltke in Uetersen in: Der Bär, 17. Jahrg. 1891, S. 51—54.

Marggraf und Achard in: Brdbgia. M.-Bl. I (1892/93), S. 77—82.

Über ein älteres märkisches Stammbuch mit besonderer Rücksicht auf Goethe's Freundin Minna Herzlieb in: Brdbgia. M.-Bl. V. (1896/97), S. 11—24.

Über die Berliner Familie Ravené (Vortrag) in: Brdbgia. M.-Bl. VI (1897/98), S. 57—69.

Generalleutnant von Ramin, ein fridericianischer Held in: Der Bär, 25. Jahrg. 1899, S. 189 f.

Amos Comenius: Sein Orbis Pictus und sein Aufenthalt in Berlin in: Brdbgia. M.-Bl. XI (1902/03), S. 79—82.

Alfred Nehring als Erforscher unserer Heimat in: Brdbgia. M.-Bl. XIII (1904/05), S. 289—301.

## 11. Herausgeber von:

Der Bär. Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte und Altertumskunde vom 1. Oktober 1878 bis 1. März 1881 (anfangs zusammen mit R. Schillmann, seit 1880 mit E. Dominik).

Friedrich von Klöden, Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollernschen Regenten. 3. Ausg. in 3 Bdn. Berlin 1890.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. Teil 1—3. 3 Bde. Berlin 1898 bis 1900.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungs-Jahren 1895—1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und Karten. Teil 1—3. 3. Bde. Berlin 1904—1905.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901—1905. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und Karten. Teil 1—3. 3 Bde. Teil 1 und 2. Berlin 1907. Der Schlußteil erscheint 1908.

Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. Neu herausgegeben (getreu dem Original) und mit einer Einleitung sowie Anmerkungen versehen. 2 Bde. Berlin 1907.

## Abkürzungen

einiger im Verzeichnis angeführten Zeitschriften.

**Brdbgia. M.-Bl.** = „Brandenburgia", Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

**Brdbgia. Archiv** = Archiv der „Brandenburgia", Gesellschaft u. s. w.

**Korresp.-Bl. Gesamtverb.** = Korrespondenz-Blatt des Gesamtverbandes der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

**Mitt. Gesch. Berl.** = Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins.

**Nachr. Altertfd.** = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie.

**Naturw. Wochenschr.** = Naturwissenschaftliche Wochenschrift.

**Niederlaus. Mitt.** = Niederlausitzer Mitteilungen. Organ der Niederlausitzer Gesellschaft für Urgeschichte und Altertumskunde.

**Verh. d. B. G. f. Anthrop.** = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

**Zoolog. Garten** = Der Zoologische Garten. Zeitschrift für Beobachtung, Pflege und Zucht der Tiere.

**Ztschr. d. G. f. Erdk.** = Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

**Ztschr. f. Ethnol.** = Zeitschrift für Ethnologie. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

**Ztschr. Volksk.** = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin.

# Namen- und Sachregister zu Teil I.

Die Zahlen geben die Seiten an.



**Ernst Friedel's Geburtshaus in der Kommandantenstr. 16,**
**mit sieben Fenstern Front, erbaut von dem Bauconducteur Friedel 1790, umgebaut 1896.**
**Nach einer photographischen Aufnahme von F. Albert Schwartz, Hofphotograph,**
**aus dem Jahre 1887.**

# II. Teil.

# Hat in Jüterbog früher eine Münzstätte bestanden?

Von **Dr. Emil Bahrfeldt.**

---

Die gesamte numismatische Literatur, die ich mit Bezug auf die überschriftlich aufgeworfene Frage geprüft habe, schweigt darüber. Weder aus der Jüterboger vormagdeburgischen Zeit bis 1157, noch aus magdeburgischer bis 1680, noch vielweniger aus der brandenburgisch-preußischen von 1680 ab ist darin irgend ein Wort über eine Münzstätte in dem Städtchen zu finden. Die numismatische Forschung scheint also bisher einmütig die Frage verneint zu haben, zu deren definitiven Beantwortung deshalb folgende Ausführungen gestattet sein mögen.

In den Niederlausitzer Bracteatenfunden aus etwa dem letzten Viertel des 13. und dem Anfange des 14. Jahrhunderts kommen Stücke vor, die unbestritten magdeburgischen Ursprunges sind, teils den Erzbischof, teils den heiligen Moriz tragen. Es sind jene kleinen Bracteaten einer einfachen Fabrik, die sich in allen niederlausitzischen Funden wiederholen, so in denen von Wolkenberg, Finsterwalde, Jessen, Groß-Briesen, Lübben und dem jüngsten, dem von mir noch nicht publizierten von Starzeddel bei Guben. Anderweit werden diese Typen seltener angetroffen.

Da nun unbestritten ist, daß die Erzbischöfe von Magdeburg nicht nur in dieser Stadt geprägt haben, sondern auch in anderen Orten ihres Gebietes, so in Halle, Jerichow und Schönebeck, beispielsweise auch der Erzbischof Burghard 1309 verspricht, wie in alter Zeit sein Münzrecht in Magdeburg, aber nicht auswärts ausüben zu wollen, so sind damit anderweite erzbischöfliche Münzstätten bezeugt. Aber die mit Namen bekannten unter ihnen sind nicht zahlreich genug für die Menge der vorhandenen Sorten und Typen; es müssen noch mehr gewesen sein.

Da habe ich mich nun umgesehen, an welchem Orte wohl in der Nähe der Niederlausitz auf magdeburgischem Gebiete eine Prägestätte gewesen sein möge, die ihre Erzeugnisse an die Nachbarschaft abgegeben

haben könnte. Und so habe ich denn die gelegentlich meiner brandenburgischen Arbeiten*) früher angestellten Untersuchungen, die sich in dieser Hinsicht auch auf die Stadt Jüterbog erstreckten, wieder aufgenommen. Ich bin damals dazu gelangt durch das Buch von Carl Christian Heffter, „Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbog“, aus dem Jahre 1851. Dort wird über die Münze gehandelt, aber in der verkehrten Weise, wie das in solchen Stadtchroniken oft geschieht von Verfassern, die keine Ahnung von der Münzkunde haben, es jedoch verschmähen, bei einem Numismatiker sich Rat zu holen.**)

Waren nun auch bei Heffter die Betrachtungen über das Münzwesen Jüterbogs selbst für den damaligen Stand der numismatischen Forschung völlig unsinnig, so enthielt die Chronik doch Hinweise urkundlicher Art, denen nachzugehen ich für Pflicht hielt. Ich habe deswegen einen mehrmaligen Aufenthalt in Jüterbog nicht gescheut, um der Sache auf den Grund zu kommen. Meine Untersuchungen dieserhalb zerfallen in zwei Teile: die Forschungen in dem geschriebenen Wort und die Ermittelungen in der Örtlichkeit selbst.

Über die ersteren bemerke ich folgendes. Im Stadtarchiv zu Jüterbog befinden sich 2 Handschriften:

1. die „Annalen der Kreisstadt Jüterbog von 1159 ab,“ zus. getr. von Bürgermeister Ettmüller,
2. ein Folioband, dessen erster Teil „Nachrichten von den Einkünften der Stadt Jüterbog“ enthält, beginnend mit dem Jahre 1002 und als letzte Eintragung mit dem Jahre 1789 schließend, und dessen zweiter Teil die „Antiquitäten der Stadt Jüterbog“ von Ao. 416 vor Christi bis 1693 nach Christi gehend.

Vom Jüterboger Archiv führte die Spur weiter ins Hauptstaatsarchiv Dresden und ins Geh. Staatsarchiv zu Berlin. Im ersten liegen Jüterboger Urkunden und im zweiten die beiden sogenannten Rathausbücher der Stadt. Auch im Staatsarchiv zu Magdeburg befinden sich Jüterboger Urkunden. Verschollen sind dagegen die noch in der Heffterschen Chronik genannten „Antiquitäten“ des Pfarrers Dionysius aus der Zeit um 1590 und eine „Geschichte von Jüterbog“ geschrieben vom Kammerdirektor

---

*) Emil Bahrfeldt, Das Münzwesen der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten bis zum Grossen Kurfürsten, Bd. I. u. II. Berlin 1889, 1895.

**) Das ist neuerdings nicht überall besser geworden: Bringt doch ein ungenannter Verfasser im X. Jahrg. des Monatsbl. der Brandenburgia (1901) Nr. 2 auf S. 56 flg. in dem Artikel „Noch einige losere Nachträge zur Dorfchronik von Niedergörsdorf auf Grund der Chronik von Jüterbog“ unter dem Abschnitt „Münzwesen“ wieder all die haltlosen, falschen und gegen die fundamentalsten Grundsätze der Numismatik verstoßenden Nachrichten der Heffterschen Chronik, ohne daran nur im geringsten Kritik zu üben oder sie nach irgend einer Seite hin einzuschränken, sie also in allen Teilen billigend.

Schlombach in Mehlsdorf, die sich in dem alten Kirchenbuche von Mehlsdorf befunden hat; aber weder an letzterem Orte noch in Knippelsdorf, dessen Filiale Mehlsdorf ist, noch auf der Superintendentur in Dahme ist das Kirchenbuch vorhanden. Sein Verbleib ist unbekannt.

Gehe ich nun die einzelnen Nachrichten, die sich auf die Jüterboger Münze beziehen, durch, so sind als die wichtigsten davon zu vermerken:

Ao. 1192. Der Bischof erlaubte zur besseren Aufnahme der Handlung eine Münzstätte zu bauen und Geld zu schlagen. Diese wurde an der Mauer, der Kirche gleich über, hinter des im Jahre 1797 lebenden Kürschner Hausmanns Garten erbaut. Die Münze war von Silber mit der Aufschrift moneta nova Flamingorum Jutreboc (Neue Münze der Flaminger zu Jüterbog) versehen.

Das ist eine Ettmüllersche Aufzeichnung. Worauf sie sich gründet, ist nicht ersichtlich, sie darf also in ihrem ersten auf das Jahr 1192 gehenden Teile als unbedingt verlässlich nicht genommen werden. Auch ihr letzter Teil, die moneta nova Flamingorum Jutreboc, ist hinfällig: es hat m. D. ohne Zweifel einer der häufigen Groschen aus dem 15. u. 16. Jahrhundert mit moneta nova vorgelegen, der, schlecht erhalten, verlesen worden ist. Aber die Nachricht von der Örtlichkeit des Münzgebäudes scheint mir sicher. Ettmüller, der 1810 starb, hat bei seiner Eintragung sicher noch Kenntnis der Ortsverhältnisse von 1797 gehabt. An einer andern Stelle präzisiert er die Lage des Münzhauses noch genauer: bei dem südlich vom roten Meergässchen erbauten Mauerturm, einer früheren Bastei.

1337 verordnet der Erzbischof von Magdeburg, Otto, daß das Nonnenkloster zu Jüterbog aus dem Zolle daselbst jährlich 2 ℔ jüterboger Pfennige, wie vormals, wieder erheben soll. (Urkunde im Staatsarchiv zu Magdeburg.)

1370. Da die Stadt Jüterbog die Münzgerechtigkeit hatte, so befahl der Bischof dem Rat zu Jüterbog, daß sie 75 Pfge. auf 1 nürnberger Lot schlagen und zu einer halben Mark fein Silber den halben Zusatz nehmen sollten, dabei wurde verordnet, daß auf allen Münzen ein sichtlich Zeichen geprägt und die Stadt Jüterbog den Bock darauf schlagen sollte bei Verlust ihres Münzrechts.

Eine Ettmüllersche Aufzeichnung ohne Quelle und daher nicht nachzuprüfen. Doch könnte die Angabe für Pfennige damaliger Zeit wohl stimmen, die sich nach den genannten Angaben berechnen auf 0,2 Gm. Gewicht und 6 Lot Feingehalt. Auch ist die Wappenangabe zutreffend, denn ein nach links schreitender Bock findet sich auf dem Sekretsiegel Jüterbogs von etwa 1400 im Staatsarchiv Magdeburg.

1372 erwähnt Ettmüller, daß man damals verschiedene Münzen hatte, schwarze und weiße Pfennige, zu dem Wiedergeben, ferner die Meißener, Freiberger, Böhmischen und Magdeburger Groschen. Aber in

1*

den Tractaten oder Kaufbriefen wurde in Jüterbog kein ander Geld angenommen als Jüterboger Münze; man zählte aber damals die Groschen nicht zu Gulden sondern zu Schocken und Mandeln.

Von 1411 fand ich im Ratsbuche die Abschrift einer auch von Heffter erwähnten Urkunde, die ich ihrer Wichtigkeit halber wörtlich zitiere:

Umb dy munthe
Platow quondas monetas

Wisliken sye allen vnsen nakomelingke . . . . . dat wy Rathmanne uns . . . . . von unss gnädigsten Herrn von Magdeb. med Johann Plath wegen um die munthe alſo geynet hebben, da ha ſol und wil ſlan negentiyn ſchillinge pennighe dye die wegen ſollen eynen vardungk vnd dye vierdungk ſoll hebben und maken eyn lodich lodt ſcharff und dar boven 11 pennigh meir von dan negentiyn ſchillingh ſolen em nicht zu vare ſten.

Hier haben wir also auch einen Jüterboger Münzmeister, den Johann Platow. Und was das Schrot und Korn der Münzen angeht, so werden auch darüber Bestimmungen getroffen, die allerdings noch näherer Aufklärung bedürfen.

Ferner werden in den Ratsbüchern erwähnt:

1446. 4 Schock 4 Schilling Groschen, halb in gutem Gelde und halb an juterbogscher Munthe und

1453. 10 Schock guter Groschen an juterbogscher Münze.

Gleichzeitig werden aber auch 12 Schock gute schildige meissner Groschen, zu je 3 gemeinen Kreuzgroschen, und rheinische Goldgulden, der fl. zu 24 guten Groschen aufgeführt.

Die 1337 genannten „jüterboger Pfennige“ und die „jüterboger Münze“ von 1446 und 1453 sind allerdings bemerkenswert, aber ihre Erwähnung kann, wie das ja auch anderwärts in ähnlichen Fällen geschieht, keinen Beweis dafür abgeben, daß in Jüterbog wirklich Geld geschlagen worden ist, ganz gleichgültig ob herrschaftlich oder etwa städtisch. Jüterboger Geld ist im allgemeinen nur Geld, wie es in Jüterbog aus mancher Herren Länder gang und gebe gewesen ist.

Den Schluß der Nachrichten macht eine Aufzeichnung vom Jahre 1478, daß bei dem damaligen großen Feuer in der Stadt auch das Haus des Stadtschreibers Valentin Pilichy abbrannte, darin zuvor eine Münze gewesen.

Dies die hauptsächlichsten geschriebenen Nachrichten, denen ich dann noch aus der Jüterboger Örtlichkeit die Mitteilung hinzufüge, daß es daselbst auch heute noch eine in der Nähe der Nikolaikirche liegende Gasse unter dem Namen „Rotes Meer“ gibt, unzweifelhaft identisch mit

dem vorhin genannten „roten Meergässchen." Nach meiner Vermutung ist die Münze auf dem Grundstück Nr. 7 daselbst gewesen.

Wenn ich nun auch all den Ungenauigkeiten Rechnung tragen will, die solchen nach langen Jahren erfolgten Aufzeichnungen erklärlicher Weise anhaften, wenn ich gar kein Gewicht auf die Fälle der Erwähnung Jüterboger Geldes lege, so bleiben doch mindestens zwei Punkte übrig, die unbestreitbar und als ausschlaggebend zu bezeichnen sind:

1. nach dem Ratsbuche die Abmachung der Stadt mit dem Münzmeister Johann Platow über die Ausprägung von Pfennigen, also von Stadtgeld.
2. das frühere Vorhandensein zweier verschiedenen Münzgebäude, oder wenn etwa des Stadtschreibers Pilichys Haus in dem roten Meergässchen gelegen hat, nur eines solchen.

Dies berechtigt mich die eingangs aufgeworfene Frage: hat in Jüterbog eine Münzstätte bestanden, bejahend zu beantworten und damit diesen Ort in die Reihe der Münzstätten einzuführen. Mögen nun die Münzforscher des Weiteren versuchen, ihr auch Münzgepräge zuzuweisen.

---

# E. T. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen.

Von **Otto Pniower.**

---

Die Überschrift lenkt den Gedanken zunächst auf die Offenbachsche Oper „Hoffmanns Erzählungen“, die in den letzten Jahren so häufig auf dem Repertoire eines Berliner Theaters erscheint. Nun dazu steht mein Thema in einer recht losen Beziehung. Unter Hoffmanns Berlinischen Erzählungen verstehe ich diejenigen, die in unsrer Stadt entstanden und zugleich hier lokalisiert sind, deren Schauplatz Berlin bildet. Manche unter den Novellen sind in der Weise an die Residenz geknüpft, daß eine hier gemachte Wahrnehmung ihre Entstehung bewirkte. So regte ein Bild Erdmann Hummels, das in der Berliner Kunstausstellung vom Jahre 1814 zu sehen war und eine Gesellschaft in einer italienischen Locanda zeigte, Hoffmann zu der Novelle „Fermate“ an. Oder ein Bild des Malers Kolbe, das auf der Berliner Kunstausstellung von 1816 zu sehen und „Doge und Dogaressa“ betitelt war, inspirierte ihn zu der gleichnamigen Erzählung. Derartige Stücke sind hier ausgeschlossen, wenn auch „Fermate“ unmittelbar nach dem Besuch der Kunstausstellung im blauen Stübchen bei Sala Tarone querüber von der Akademie bei einer Flasche italienischen Weines erzählt wird.

Daß ich das Thema gewählt habe, hat seinen Grund einmal darin, daß E. T. A. Hoffmann in den letzten Jahren wieder in den Vordergrund des literarischen und literarhistorischen Interesses getreten ist. Es gab eine Zeit, da er im Ausland bekannter, wenigstens geschätzter war als in Deutschland, während einst auch hier seine Werke sehr verbreitet waren. Sie wurden früh ins Französische übersetzt. Und so groß war jenseit des Rheins sein Ruf, daß im Jahre 1835 Balzac seine Erzählung l'Elixir de longue vie für ein verschollenes Werk Hoffmanns ausgab. Alfred de Musset beruft sich in einem Gedicht auf ihn (Namouna 1833), und Charles Baudelaire preist ihn in seinen Curiosités esthétiques als bewunderungswürdigen Vertreter des absolut Komischen. Die auch von Heinrich Heine in seinen Briefen aus Berlin gerühmte Er-

zählung „Prinzeß Brambilla" nennt er einen Katechismus der hohen Aesthetik. In Frankreich erschien i. J. 1841 die erste und bis heute nicht erreichte Sammlung von Hoffmanns Schriften, Briefen und Tagebuchfragmenten (Märchen der Serapions-Brüder von E. T. A. Hoffmann hrsg. v. Hans v. Müller, Berlin, 1906, S. 326 Anm.) Und nicht nur Verbreitung und Beifall fanden Hoffmanns Werke sogleich in Frankreich, sondern auch unter den Vertretern der dortigen Romantik eifrige Nachahmer. (vgl. G. Thurau: E. T. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich Königsberg, 1896.) So erklärt es sich, daß der Dichter zum Helden einer französischen Oper wurde. Das Libretto erwuchs aus einem 1851 erschienenen Schauspiel, das Jules Barbier und Michel Carré verfaßt hatten. Den Stoff hatten sie aus der Hoffmannschen Erzählung „Der Sandmann", dem vierten Teil der „Abenteuer der Sylvester-Nacht", der die „Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde" betitelt ist und aus der in die „Serapionsbrüder" eingeschalteten Erzählung „Rat Crespel" geschöpft. Die Offenbachsche Oper erschien im Jahre 1881.

Neuerdings wächst nun aber Hoffmanns Ansehn und Schätzung auch wieder im Vaterland. Die Originalausgaben seiner Werke sind sehr gesucht und werden teuer bezahlt. Man beeilt sich, seine Korrespondenz herauszugeben. Besonders ein jüngerer Literarhistoriker, Hans v. Müller, ist eifrig bemüht, die merkwürdige Persönlichkeit Hoffmanns zu ergründen. Zu dem Zwecke sammelt er mit der größten Pietät alle Dokumente, die auf sein Leben und seine Entwicklung irgend Licht werfen. Diese Vorarbeiten denkt er mit einer umfassenden Biographie zu krönen.

Deren gibt es freilich schon einige. Hat doch Hoffmanns Freund Hitzig sein Leben gleich nach seinem Hinscheiden beschrieben. Dann hat vor einem Dutzend Jahren Georg Ellinger das Leben und die Werke des Dichters in einer Monographie behandelt. Vor etwa fünf Jahren erschien eine Charakteristik Hoffmanns, deren Verfasser einen bemerkenswerten Standpunkt einnimmt. Seit Lombrosos Werk „Der geniale Mensch" ist es hergebracht, geistig hervorragende Männer als Abnormitäten, als pathologische Erscheinungen hinzustellen. Am weitesten ging darin der in Paris lebende Arzt und Schriftsteller Max Nordau, der in seinem Buch „Entartung" Richard Wagner, Ibsen, Tolstoi, Nietzsche, die englischen Präraphaëliten und ich weiß nicht noch wen alles für geisteskrank erklärt hat. Ihm folgte der kürzlich verstorbene Anthropologe Moebius, der an Goethe, Nietzsche und andern das Krankhafte aufwies und sogar so ungalant war, das ganze weibliche Geschlecht als minderwertig, wie man heute sagt, abzustempeln, indem er ein Buch über den Schwachsinn des Weibes herausgab. In einer Zeit, in der so etwas möglich ist, kann es nicht wundernehmen, daß von Hoffmann, den schon Goethe einen leidenden Mann nannte und dessen Werke er als krankhaft bezeichnete, eine Biographie vom Standpunkte eines Irren-

arztes aus geschrieben wurde. Ihr Verfasser heißt Klinke. (Braunschweig o. J. [1902]). Klinke betrachtet es als seine eigentliche Aufgabe, den vielen von Hoffmann so häufig behandelten „Problemen aus den Grenzgebieten von Gesundheit und Geisteskrankheit mit den Augen des Arztes und Irrenarztes entgegenzutreten, um zu sehen, wie weit sie überhaupt und nach dem heutigen Stande der Wissenschaft einer derartig kritischen Prüfung gegenüber noch bestehen" (S. 59 f.). Er beschäftigt sich aber auch mit der Frage der Geistesbeschaffenheit Hoffmanns, bei dem er viele psychopathische Eigenschaften zugibt. Er hält ihn für einen erblich schwer belasteten, nervösen und oft kranken Mann (S. 203). Aber dieser Umstand dient ihm nur zum Beweis, daß „die Degeneration, diese geistige, oft freilich einseitige Hypertrophie als notwendige Grundlage der Entwicklung aller Talente und genialen Naturen überhaupt zu erkennen ist." Übrigens ist das Buch literarisch betrachtet recht dilettantisch. Die Ausführungen leiden an Unklarheit und übermäßigen Wiederholungen. — Auch von französischen Gelehrten ist die Persönlichkeit unsres Dichters mehrfach auf ihre pathologischen Elemente hin betrachtet werden. Man vergl. darüber die Märchen der Serapionsbrüder von E. T. A. Hoffmann, hrsg. von Hans v. Müller, Berlin o. J. S. 355f.

Hoffmanns schriftstellerische Eigenart besteht vornehmlich darin, daß er in seinen Erzählungen das Wirkliche mit dem Märchenhaften mischt, daß sich in seinen Schriften prosaische Alltäglichkeit und phantastische Übersinnlichkeit, Natürliches und Unbegreifliches fortwährend berühren. Was Goethe die dritte Welt nannte, die Welt der Phantasien, Ahnungen und Träume, darin bewegte er sich mit Vorliebe. Er wurde deshalb auch wohl kurz der Gespenster-Hoffmann genannt. Nun klingt es fast wie ein Hoffmannsches Märchen, daß dieser Mann in dem nüchternen Königsberg, der Stadt der reinen Vernunft, geboren wurde und einen großen Teil seines Lebens und gerade den, in welchem er seine dichterischen Werke schuf, in unserer Stadt, dem aufgeklärten Berlin, verbracht hat. Bekannt und fast schon von der Legende umwoben ist seine Freundschaft mit dem geistesverwandten großen Schauspieler Ludwig Devrient, mit dem er in der Weinstube von Lutter und Wegner zechte. Das paßt ja einigermaßen zu dem Bilde, das man sich von seiner Persönlichkeit zu machen geneigt ist. Weniger will, wenigstens nach dem gemeinen Menschenverstand, dazu stimmen, daß er Rat am Kammergericht war und als solcher ein höchst korrekter und gewissenhafter Beamter. Schon ein Zeitgenosse und Freund Hoffmanns, einer der Serapionsbrüder, selbst Schriftsteller, sagte in einem öffentlichen Brief an ihn: „Daß Sie es mit Ihrer Phantasie oder trotz aller Phantasie dennoch bis zum Kammergerichtsrat gebracht haben, gehört unter die Dinge, über die sich der Vernünftige nie genug wundern kann. (Rheinisches Taschenbuch für das Jahr 1820 S. 187.)

Er hat übrigens auch gerade als Beamter einen schönen Beweis seines Mannesmuts und unerschütterlichen Rechtssinnes geliefert. Er war 1819 zum Mitgliede der Immediatkommission zur Untersuchung demagogischer Umtriebe ernannt worden. Damals wurde der Turnvater Jahn auf grund ziemlich haltloser Verdächtigungen hochverräterischer Gesinnungen bezichtigt und verhaftet. Hoffmann wurde mit der Führung des Prozesses betraut. Er aber erklärte die Festnahme für ungerechtfertigt. Als trotzdem die Freilassung nicht erfolgte, wiederholte die Kommission in einem von Hoffmann verfaßten Schriftstück den Antrag auf Entlassung aus der Haft, mit der Erklärung, daß, wenn auch er unberücksichtigt bliebe, sie Seine Majestät den König anrufen würde. Erst jetzt wurde dank dem Eingreifen des Verteidigers Jahns durch eine Kabinettsorder seine Befreiung aus der Untersuchungshaft verfügt. — Auch in einem Beleidigungsprozeß, den Jahn gegen den Urheber seiner Verhaftung, den berüchtigten Demagogenriecher von Kamptz, anstrengte, wahrte Hoffmann tapfer den Rechtsstandpunkt, indem er gegenüber höheren Instanzen, wie dem Justizminister von Kircheisen und dem Staatskanzler v. Hardenberg die Berechtigung der Klage verfocht. Hier freilich mußte er der Macht weichen, indem der König die Aufhebung des Prozesses befahl.

Weil aber Hoffmann hier in unsrer Stadt gelebt und gewirkt hat, wollte ich ihn einmal an dieser Stelle zum Gegenstand der Behandlung machen. Und da liegt es natürlich nahe, diejenigen seiner Schöpfungen ins Auge zu fassen, die zu Berlin in innerer Beziehung stehn.

Zum ersten Mal traf Hoffmann hier am 29. August 1798 ein. Damals war er zwei und zwanzig Jahre alt. Es war die Zeit, da sich in der deutschen Literatur eine neue Richtung emporarbeitete. Die Romantik stellte sich dem Klassizismus in den Weg, mit dem sie doch auch wieder in einem genetischen Zusammenhang stand. Und gerade Berlin war an ihrem Ursprung beteiligt. Ein Jahr vor Hoffmanns Ankunft hatte Ludwig Tieck die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, die sein früh verstorbener Freund Wackenroder, wie Tieck ein Berliner, verfaßt hatte, herausgegeben. In demselben Jahr erschien sein Roman „Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte“. Beide Werke wurden für die neue Richtung, von der Hoffmanns Produktion einen Ableger darstellt, bahnweisend. Allein damals nahm er von diesen Erscheinungen kaum Notiz. Sein Interesse war hauptsächlich der Musik und Malerei zugewandt, in welchen beiden Künsten er sich auch praktisch betätigte. Der Schriftsteller in ihm trat in dieser Zeit fast ganz zurück. Übrigens verließ er nach kaum zwei Jahren, Ende März 1800, wieder die Hauptstadt.

Erst sieben Jahre später, im Juli 1807, sah er sie wieder und zwar unter wenig erfreulichen Umständen. Die Niederlage Preußens

hatte ihn um sein Amt gebracht, das er zuletzt bei der Justizverwaltung in Warschau bekleidete. Warschau gehörte damals zum preußischen Staat und war die Hauptstadt von Südpreußen. Mittellos war er hergeeilt, um ein Unterkommen zu finden. Ein Jahr, das traurigste seines Lebens, verbrachte er hier, ohne daß es ihm gelang, eine staatliche Anstellung zu finden. Mühselig schlug er sich durch Fronarbeiten durch. Er geriet in die bitterste Not. Einmal hatte er, wie er an seinen Freund Hippel schreibt (7. Mai 1808), seit fünf Tagen nichts gegessen als Brot. Er mußte froh sein, als es ihm glückte, ein Engagement als Kapellmeister in Bamberg zu finden. In dieser Zeit vom Juli 1807 bis zum August 1808 bewohnte Hoffmann ein Stübchen im Hause Friedrichstraße 179. Daß er in jenem Jahr mit hervorragenden Berlinern verkehrt hätte, erfahren wir nicht.

Zum dritten Mal kam Hoffmann am 27. September 1814 nach Berlin, das er bis zu seinem frühen Tode, der am 25. Juni 1822 eintrat, nur vorübergehend zu Erholungsreisen verließ. Diese Periode ist die für seine schriftstellerische Produktion wichtigste Zeit. Seine Erzählungen sind im wesentlichen in diesen Jahren entstanden. Damals wurde auch jener Freundschaftsbund geschlossen, in dem sich Hoffmann mit Hitzig, Fouqué, dem Schriftsteller Contessa und dem Arzt Koreff zusammenfand und dem er in den „Serapionsbrüdern" ein so eigenartiges Denkmal gestiftet hat. Die Freunde trafen sich einmal in der Woche in Hoffmanns Wohnung, die sich damals in dem Hause Charlotten- Ecke der Taubenstraße gegenüber dem Schauspielhaus befand, an dem jetzt eine Gedenktafel an den Dichter erinnert. Die Eröffnung dieser Zusammenkünfte fiel auf einen Tag, der nach einem polnischen Kalender dem heiligen Serapion gewidmet war, woher dann der Name der Serapionsabende und Serapionsbrüder entsprang. Derjenige, dem Hoffmann bei der Begründung des Bundes am nächsten stand, war Hitzig. Ihn hatte er schon in Warschau kennen gelernt. Hitzig, der in Berlin, wo er geboren war, Beziehungen zu der Schriftstellerwelt hatte und mit Fouqué befreundet war, machte Hoffmann mit der neuesten Literatur bekannt. Er war es, der ihn auf die Vertreter der Romantik, auf Wackenroder, Tieck, Fouqué verwies, also auf die Männer, deren Werke später für die Richtung der Hoffmannschen Produktion von der größten Bedeutung wurden. In den letzten Jahren lockerte sich Hoffmanns Verhältnis zu Hitzig. Diesem, dem Extravaganzen oder Excentrizitäten unverständlich waren, mißfiel sein Verkehr mit Devrient und seine Vorliebe für nächtliche Gelage bei Lutter und Wegner. Er war für bürgerlichen und gesellschaftlichen Hausverkehr, dem der genial veranlagte Dichter mit zunehmenden Jahren immer größere Abneigung entgegenbrachte. In seiner Biographie hat Hitzig aus der Mißbilligung der Lebensweise seines Helden kein Hehl gemacht und dadurch die Beurteilung seiner menschlichen Eigenschaften für lange Zeit ungünstig beeinflußt.

Die erste Erzählung Hoffmanns, die auf Berliner Boden spielt, heißt „Ritter Gluck." Sie erschien zuerst 1809 in der Allgemeinen Musikalischen Zeitung und wurde später (1814) in die noch anonym herausgegebenen „Fantasiestücke in Callots Manier" aufgenommen. Entstanden ist sie aber gewiß schon im Jahre 1807 als Frucht des zweiten Berliner Aufenthalts. Es ist Hoffmanns erstes dichterisches Werk, das wir kennen. Zwei in früher Jugend entstandene Romane sind verschollen. Eine dramatische Arbeit, die er vor dem „Ritter Gluck" für eine Lustspielkonkurrenz schrieb und die den Titel „Der Preis" führte, ist verloren gegangen. Sie hatte bei dem Wettbewerb eine rühmende Erwähnung gefunden. Um die Erzählung zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß Hoffmann auch Musiker war, und zwar dilettierte er nicht etwa in dieser Kunst. Wie wir sahen, übernahm er im Jahre 1808 das Amt eines Kapellmeisters am Theater in Bamberg und er schwang den Stab auch einige Jahre. Er hat viel und vielerlei komponiert. Goethes Singspiel „Scherz, List und Rache" hat er in Musik gesetzt, ebenso das Brentanosche „Die lustigen Musikanten." Er komponierte Messen, Sonaten, Cantaten, Arien, Lieder u. ä., auch Opern. Wir wissen von elf solchen. Eine von ihnen „Undine" wurde Ende Juli 1816 im Berliner Schauspielhaus mit großem Beifall aufgeführt. Schinkel hatte dazu nach Entwürfen Hoffmanns (der auch Maler war) geniale Dekorationen geschaffen. Karl Maria von Weber schrieb über sie eine höchst anerkennende Rezension, in der er das Werk eins der geistvollsten nennt, das uns die neuere Zeit geschenkt hat. Es sei das schöne Resultat der vollkommensten Vertrautheit und Erfassung des Gegenstandes. Nur der Brand des Schauspielhauses im folgenden Jahre und die Weigerung Hoffmanns, die Aufführung des für einen kleinen Rahmen bestimmten Werkes in dem großen Opernhaus zu erlauben, bewirkte, daß die Oper von Repertoire abgesetzt wurde.

Die Erzählung „Ritter Gluck" hat nun, kurz ausgedrückt und aller vermittelnden Übergänge entkleidet, folgenden Inhalt. Der Berichterstatter sitzt in einem der Zelte im Tiergarten, im Weberschen, in dem ein Orchester konzertiert. Unbemerkt von ihm hatte ein Herr neben ihm Platz genommen, der ihm durch die Tracht und die Physiognomie, durch sein äußeres und inneres Wesen auffällt und sogleich den tiefsten Eindruck auf ihn macht. Nachdem das Orchester aufgehört hat zu spielen, redet er ihn an, und sie kommen in ein Gespräch über Musik, das Verhältnis des Publikums, insbesondere des Berlinischen dazu, über Opernaufführungen in der Hauptstadt und verwandte Themata. Zuletzt ist auch von der Aufführung der Gluckschen „Iphigenie in Tauris" die Rede. Da aber fährt der seltsame Herr plötzlich auf, und nichts vermag ihn aufzuhalten. Er ist im Augenblick wie verschwunden, und mehrere Tage suchte ihn der Erzähler vergebens im Tiergarten. Einige

Monate später begegnete er ihm eines Abends vor dem Opernhaus, als gerade Glucks „Armida" gegeben wurde. Er stand da und deutete durch Worte, die er zu sich selbst sprach, an, daß er den von innen nach außen dringenden Tönen genau folgte. Der Erzähler spricht ihn an, und es kommt dahin, daß der Angeredete ihn in seine Wohnung nimmt, um ihm dort die „Armida" vorzuspielen. Hoffmann schildert nun mit großer Kraft, wie das geschieht, wie der Künstler vor leeren Notenblättern ihm das Werk vorzaubert. Der Zuhörer ist von dem Spiel im Innersten ergriffen und erschüttert. Alle seine Fibern zitterten — er war außer sich. Er warf sich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: „Was ist das? Wer sind Sie?" Da verschwindet der Mann im Nebenzimmer. Nach einer Viertelstunde erscheint er in einem gestickten Galakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand. Der Erzähler erstarrt. Feierlich kommt der Unbekannte auf ihn zu, faßt ihn sanft bei der Hand und sagt sonderbar lächelnd: „Ich bin der Ritter Gluck."

Damit schließt die kleine, echt hoffmannsche Erzählung. Echt hoffmannisch ist die geheimnisvolle Verschwiegenheit, die der Berichterstatter über den von ihm geschilderten Vorgang beobachtet. Indem er bewußt darauf ausgeht, unsere Phantasie zu beschäftigen, unsere Neugier zu wecken, ja, wenn irgend möglich unser Kopfschütteln zu erregen, unterläßt er alle näheren Angaben, die das Dargestellte in ein unzweideutiges Licht rücken können. Eine solche Zurückhaltung ist freilich nicht ungefährlich. Sie bewirkt leicht Miß- und Unverständnis. Diesem Schicksal entging auch der „Ritter Gluck" nicht, der bisher allgemein verkannt wurde. Sein Inhalt wurde für eine Vision, ein Traumbild gehalten. Man glaubte, daß Hoffmann die Erscheinung Glucks in Berlin zwanzig Jahre nach seinem Tod als wirklich hinstellte. In dem oben (S. 8) citierten öffentlichen Schreiben an Hoffmann beschwert sich Contessa über die uns zugemutete Vorstellung, daß der im Jahre 1787 verstorbene Gluck 1809 in Berlin spuke. Die allein richtige Auffassung der Erzählung gibt eine Stelle in dem Brief Hoffmanns vom 12. Januar 1809, mit dem er dem Redakteur der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", Rochlitz, die Novelle übersandte. Hier heißt es: „Ich wage es einen kleinen Aufsatz, dem eine wirkliche Begebenheit in Berlin zum Grunde liegt, beizulegen". Daraus geht mit Gewißheit hervor, daß der Aufsatz das Wesen eines geisteskranken Musikers schildert, der in dem Wahne lebt, Gluck zu sein.

Übrigens fallen, was uns hier besonders interessiert, in der Erzählung allerlei satirische Lichter auf Berlin. Die Kunstbarbarei der Residenzler wird verspottet. Sie schwatzen, heißt es da, von Kunst und Kunstsinn, besitzen aber kein inneres Verhältnis zur Musik. Auch Anspielungen auf Vorkommnisse im Opernhaus werden gemacht:

Mozart (ihn verehrte Hoffmann ganz besonders und im Hinblick auf ihn hatte er seinen Vornamen Wilhem in Amadäus geändert) werde zu wenig gepflegt, wird gerügt. Ebenso daß man sich bei einer Aufführung der Gluckschen „Iphigenie in Tauris" unkünstlerische Eigenmächtigkeiten erlaubt habe. Diese satirischen Ausfälle entsprangen dem Gegensatz, in dem sich der Künstler Hoffmann zu seiner Umgebung befand. Dieser Gegensatz wurde nach und nach für seine ganze Weltanschauung, auch für den Charakter seiner aus der Wirklichkeit immer mehr flüchtenden Schriftstellerei bestimmend. Er ist auch bei der Entstehung dieser ersten Erzählung im Spiele. Denn Hoffmann muß mit dem armen Kranken sympathisiert, er muß seine Opposition gegen die Umwelt geteilt, ja sich in gewissem Sinne mit ihm identifiziert haben, um dazu getrieben zu werden, seine Erscheinung zum Gegenstand künstlerischer Behandlung zu machen. Dies gehört zur Voraussetzung dichterischen Schaffens.

Die zweite Berlinische Erzählung entstand ziemlich zehn Jahre später, als Hoffmann sich schon dauernd in unsrer Stadt niedergelassen hatte.

Sie ist betitelt „Das öde Haus" und erschien im zweiten Bande der „Nachtstücke". Sie ist im wesentlichen in Berlin lokalisiert, obwohl der Name der Stadt nicht genannt, sondern durch drei Sterne vor einem Schluß n (*** n) nur angedeutet wird. Es hat sich auch eine mündliche Tradition darüber erhalten, welches Haus die Anregung zu der düstern Erzählung gegeben hat. Es ist nach Julius Rodenbergs Mitteilungen in den „Bildern aus dem Berliner Leben" (3te Ausgabe Berlin 1891 Bd. 3 S. 112) das Haus Nr. 9 Unter den Linden, dasjenige, in dem sich heute der Durchgang nach der Kleinen Mauerstraße befindet. Im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stand dort mitten zwischen „zwei hohen, schönen Gebäuden ein niedriges, vier Fenster breites, dessen Stock über dem Erdgeschoß nur wenig über die Fenster im Erdgeschoß des nachbarlichen Hauses hervorragte, dessen schlecht verwahrtes Dach, dessen zum Teil mit Papier verklebte Fenster, dessen farblose Mauern von gänzlicher Verwahrlosung des Eigentums zeugten". Ein solches Haus in der vornehmsten Straße Berlins zwischen „mit geschmackvollem Luxus ausstaffierten Prachtgebäuden" konnte wohl die Aufmerksamkeit eines Mannes wie Hoffmann erregen. Eine Natur wie die seinige mußte hier Geheimnisse vermuten, und es mochte ihn wohl reizen, ihnen auf den Grund zu gehen. Gelang ihm das nicht, so war es bei seiner beweglichen Phantasie kein Wunder, daß er sie sich erdachte. Kurz, man versteht es, daß sein dichterisches Vermögen hier zur Betätigung Raum fand. Der Reiz der Erzählung liegt nun in der meisterhaften Technik, mit der diese Geheimnisse nach und nach enthüllt werden; in der Art, wie die Lösung immer wieder kunst-

voll hinausgeschoben wird, wie man einmal schon ganz nahe daran ist, zu vernehmen, welche Bewandtnis es mit dem Hause habe, es dem Erzähler aber durch einen harmlosen Trick gelingt, die seltsame Geschichte vorläufig unerzählt zu lassen. Ich kann davon nur eine ganz ungefähre Vorstellung geben und muß auf die Lektüre selbst verweisen.

Wir erfahren, daß der Erzähler, dessen Neugier so gereizt war, lange Zeit hindurch ohne jeden Erfolg das seltsame Haus besichtigte. Einmal aber bewegte sich an einem Fenster die Gardine, und eine blendend weiße, schön geformte Frauenhand kam zum Vorschein, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte. Erstarrt blieb er stehn. Ein sonderbar bänglich wonniges Gefühl durchströmte mit elektrischer Wärme sein Inneres. Zugleich ist seine Begierde, Näheres über das mysteriöse Haus zu erfahren, in erhöhtem Maße angefacht. Er eilt in eine neben ihm befindliche Konditorei, in der Hoffnung oder wenigstens von dem Wunsch erfüllt, dort über die seltsame Nachbarschaft Auskunft zu erhalten. Hier erfährt er, daß es in dem Hause spuke, daß eigene Klagelaute daraus vernommen werden, daß es scharre und rumore, ein sonderbarer Gesang sich hören lasse, tiefe Seufzer und dumpfes Lachen erklingen. Da tritt eine groteske Gestalt in den Laden, begleitet von einem schwarzen Hund. Es ist der Verwalter jenes Hauses. Seine wunderliche Sprache, sein höchst eigentümliches Wesen können des Erzählers Erstaunen nur steigern. Jetzt träumt er von den merkwürdigen Insassen dieses Hauses: die Frauengestalt wird ihm zum holden Zauberbild, das von dem kaffeebraunen Alten, einem boshaften Teufel, gefangen gehalten wird. In der Frühe eilt er vor das Haus, und es gelingt ihm sogar, bis in den Flur zu dringen, aus dem er jedoch von dem Verwalter kurz hinausmanövriert wird. Als er am folgenden Tag in der Mittagsstunde wieder vor das Gebäude tritt, sieht er an dem letzten Fenster des obern Stocks etwas schimmern. Bei schärferem Zusehen bemerkt er, daß die äußere Jalousie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen ist. Der Diamant funkelt ihm entgegen. Und endlich glaubt er auch das Antlitz jener Frau zu erblicken. In Wahrheit sieht er, wie dem Leser durch einen feinen Kunstgriff verraten wird, ein Porträt, das jene Frau in jüngeren Jahren darstellt. Um jenes Gesicht wahrzunehmen, ohne Aufsehen zu erregen bei den Vorübergehenden und Umstehenden, die auf ihn und sein starres Emporschauen aufmerksam geworden sind, erwirbt er einen kleinen Taschenspiegel, den ihm ein italienischer Tabulettkrämer zum Kauf anbietet. Vor diesem Spiegel pflegte er von nun ab die Halsbinde festzuknüpfen. Als er ihm einmal blind schien und er ihn anhauchte, um ihn hell zu polieren, erschien ihm darin unvermutet das holde Antlitz, das ihn mit wehmütigem, das Herz durchbohrendem Blick anschaute.

Nun versuchte er wiederholt, durch seinen Hauch das geliebte Bild hervorzurufen. Als ihm das nicht immer gelang und noch beunruhigende körperliche Symptome hinzutraten, hielt er sich für geistig krank und suchte einen Arzt auf. Diese Konsultation sowie eine Unterhaltung mit Freunden, die Erzählung eines sonderbaren Begebnisses, das ihn an die eigene Stimmung erinnert, all das bestärkt ihn in dem Glauben, daß er vom Wahnsinn befallen sei. In dieser furchtbaren Spannung, in dem Entsetzen, das ihn in diesem Bewußtsein ergriffen hat, erfaßt ihn eine so gewaltige Sehnsucht nach dem unbekannten Bilde, daß er nach dem verhängnisvollen Hause eilen muß. Und dieses Mal vermochte er bis zu einem mit vielen Kerzen hell erleuchteten Saale vorzudringen. Dort umfängt ihn starkduftendes Räucherwerk. Er hört die gellende Stimme eines Weibes. Plötzlich leuchtet ihm aus dem Nebel eine hohe jugendliche Gestalt in reichen Kleidern hervor. Dann aber starrt ihm ein gelbes, von Alter und Wahnsinn gräßlich verzerrtes Antlitz in die Augen, das ihm doch wieder nur wie die Maske jenes holden Spiegelbildes erscheint. Nun aber taucht in nächtlichem Gewande der kaffeebraune Alte auf, die Peitsche schwingend über der zu Boden gesunkenen wahnsinnigen Frau. Dieser Anblick bringt dem Erzähler die Heilung. Der böse Zauber, der ihn so lange gefangen hielt, ist von ihm gewichen. Alle schmerzliche Sehnsucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel ist ertötet.

Und nun sind wir genug vorbereitet, um die Lösung zu erfahren. Auch sie erfolgt recht seltsam und originell. In einer Gesellschaft führt der Erzähler eine Dame zu Tisch, in der er zu seinem nicht geringen Schrecken das Spiegelbild in den getreuesten Zügen erblickt. Es bestätigt sich auch nachher, daß das von ihm geschaute Porträt, das er in seinem Spiegel wiederfand, in der Tat jene Dame darstellte. Sie war die Tochter der unglücklichen, in dem öden Haus von dem Verwalter bewachten und mißhandelten wahnsinnigen Greisin. Wie es kam, daß sie in Geistesnacht verfiel, das will ich hier nicht ausführen. In der Erfindung dieser düstern Familiengeschichte ist Hoffmann so wenig zart wie sonst: Eifersucht eines Mädchens auf die jüngere Schwester, die von dem Geliebten vor ihr den Vorzug erhält, eine wahrsagende, durch Behexung den Tod bewirkende Zigeunerin, Kindesraub, Rückkehr des Bräutigams in die Arme der von ihm verlassenen älteren Schwester, eben jener wahnsinnigen Greisin, das sind die Hauptmotive.

Ein recht lebendiges Lokalkolorit weiß Hoffmann der Erzählung zu geben. Anschaulich wird das Treiben in der Allee d. h. Unter den Linden geschildert. Die benachbarte Konditorei, in der der Berichterstatter die ersten Nachrichten über das öde Haus erhält, ist historisch d. h. sie hat wirklich existiert. Es ist die Nr. 8 belegene Konditorei

von Fuchs, deren prachtvolle, glänzende Einrichtung Heinrich Heine in seinem zweiten Berliner Brief vom Februar 1822 rühmt (Werke hrsg. von Elster Bd. 7 S. 567) und von der es noch in der im Jahre 1829 erschienenen Beschreibung Berlins von Mila heißt, daß sie sich in einem höchst eleganten Lokal befinde. Der Dr. K., den der Erzähler konsultiert und an den sich zuletzt auch die Familie der in dem Hause bewachten wahnwitzigen Greisin hilfesuchend wendet, ist Dr. Koreff, ein im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Berlin bekannter Nervenarzt, Leibarzt und Vertrauter des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg, der wie ich schon sagte (S. 10), zum Hoffmannschen Freundeskreis gehörte. Er suchte den Magnetismus für die Wissenschaft nutzbar zu machen, betätigte sich übrigens auch, wenngleich nicht gerade mit Erfolg, als Dichter. In den „Serapionsbrüdern" ist er als Vincenz wie Hitzig sagt („Aus Hoffmanns Leben". Erste Ausgabe II S. 131), sprechend gezeichnet. Der Graf P., der in der Erzählung wiederholt vorkommt, ist der später zum Fürsten erhobene bekannte Pückler-Muskau, zu dem Hoffmann in persönlichen Beziehungen stand. —

Sehr verschieden von den beiden bisher behandelten Erzählungen sind zwei andere in Berlin lokalisierte. Von ihnen ist die eine rein historisch d. h. sie ist völlig in die Vergangenheit verlegt. Hoffmann las, was bei seiner Natur nicht verwundern wird, gern alte Chroniken, die von jeher die schönsten und reichsten Fundgruben für die Verfasser von Erzählungen, Märchen oder Novellen waren und sind. So griff er auch zu der Märkischen Chronik, die der Berliner Magister Peter Hafftiz am Ende des 16. Jahrhunderts schrieb oder vielmehr durch eine ziemlich plumpe Kompilation zusammenbrachte. Ich habe über dieses „Microchronicon Marchicum" früher schon, als ich Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas behandelte, (Monatsblatt X, S. 319) gesprochen. Es war zu Hoffmanns Zeiten noch gar nicht gedruckt, und er muß eine der vielen Handschriften, in denen das Annalenwerk verbreitet wurde, benutzt haben. Dort fand er nun unter dem Jahre 1551 folgende Notiz: „In diesem Jahre ist der Teufel an vielen örtern bey der nacht sichtlich auf der gassen gangen, hat an Türen geklopft, offte weiße Totenkleider angehabt, Ist mit zum begrebnis gangen und sich traurig gestelt, hat auch offte andere geberde gehabt und die Leute erschreckt."

Diese Notiz reizte Hoffmann zu schildern, wie der Teufel in Berlin einst ein bürgerliches Leben geführt hat. Er stellt das sehr ergötzlich dar. Er zeigt ihn im Verkehr mit Männern und Frauen, mit jung und alt, mit dem Adel und der Bürgerschaft. Er erscheint als ein frommer, tugendhafter, liebenswürdiger und freigebiger Herr. So vortrefflich benimmt sich der Teufel in Menschengestalt, daß sein Ruf in ganz Berlin bekannt wird und selbst dem Kurfürsten zu Ohren kommt. Dieser ist der Ansicht, daß ein solch ehrenwerter Mann seinen Hof gar sehr

schmücken müsse und läßt ihn fragen, ob er nicht eine Hofbedienung annehmen wolle. „Der Fremde aber schreibt mit zinnoberroten Buchstaben auf einem Pergamentblättlein von anderthalb Ellen in der Breite und ebenso viel in der Länge zurück, er danke unterwürfig für die ihm angebotene Ehre, bitte aber den Hochwürdigsten Durchlauchtigsten Herrn, ihn das ruhige Bürgerleben, welches seinem Gemüt ganz und gar zusage, in Frieden genießen zu lassen. Berlin habe er vor vielen anderen Städten zu seinem Aufenthalt gewählt, weil er nirgends so liebe Menschen gefunden und so viel Treue und Aufrichtigkeit, so viel Sinn für feine anmutige Sitten, wie sie ganz in seiner eignen Art und Weise lägen." Man sieht, mit welch humoristischer Ironie die Erzählung gewürzt ist. Dieser Humor steigert sich auch zur Skurrilität, um ein Lieblinswort Hoffmanns zu gebrauchen. D. h. Hoffmann erfindet komische Situationen unbekümmert um ihre Wahrscheinlichkeit.

Es heißt von dem Fremden: „Denn unerachtet er sonst groß und schön gewachsen, hatte er doch einen lahmen Fuß und mußte sich auf einen Krückstock stützen. Reichte ihm nun einer die Hand, so sprang er mit ihm wohl an die sechs Ellen hoch in die Luft und kam über die Gosse hinweg zwölf Schritte davon auf die Erde nieder. Das verwunderte denn die Leute wohl ein wenig und mancher verstauchte sich hin und wieder auch wohl das Bein, der Fremde entschuldigte sich aber damit, daß er sonst, als noch sein Fuß nicht lahm, an dem Hofe des Königs von Ungarn Vortänzer gewesen, daß ihm daher, verhelfe man ihm nur zu einigem Springen, gleich die alte arge Lust anwandle und daß er wider seinen Willen erklecklich in die Luft fahren müsse, als tanze er noch zu selbiger Zeit." Die eigentliche Erzählung, gewissermaßen den historischen Vorgang bringt Hoffmann dadurch zu stande, daß er den Teufel im Hause der Ratsherrnfamilie Lütkens — dies ist ein frei erfundener Name — verkehren läßt. Hier sieht man der Geburt eines Kindes entgegen, und die Wehmutter Roloffin prophezeit der gesunden hübschen Frau, daß sie eines Knäbleins genesen würde. Statt dessen aber kommt ein abscheulicher Wechselbalg zur Welt. Die Roloffin kommt in den Verdacht, das Kind behext zu haben, und da sich die Anzeichen mehren, daß sie Höllenkünste treibe, wird sie zum Feuertode verdammt. „Schon brennt der Scheiterhaufen auf dem Neuen Markt an allen vier Ecken, da gewahrt man den Fremden, der riesengroß unter dem Volke hervorragt und mit funkelnden Blicken hinstarrt nach der Alten." Plötzlich aber ist der Fremde verschwunden, und von dem Ort, wo er gestanden, rauscht eine große schwarze Fledermaus auf, fährt in die Flammen hinein, erhebt sich kreischend mit dem Pelz der Alten, und krachend fällt der Scheiterhaufen in sich zusammen und verlischt. — Grausen und Entsetzen hatte das Volk erfaßt. Jeder wurde nun wohl inne, daß der stattliche Fremde kein anderer gewesen als der Teufel selbst.

Dies ist nämlich die Pointe der Erzählung. Vorher ist stets nur von dem Fremden die Rede. Das Wort Teufel wird in der Erzählung selbst aufs strengste vermieden. Mit Hilfe einer bewunderungswürdigen Technik wird im Leser nach und nach durch allerlei Symptome, wie beispielsweise durch den erwähnten Zug, daß der Fremde lahm ist, die Ahnung, dann die Gewißheit erweckt, daß der Satan selbst der Held der Novelle ist. Diesem Hauptreiz des kleinen Meisterwerks geschieht aber Eintrag, wenn man sie, wie es Ellinger und Grisebach tun „Der Teufel in Berlin“ benennt, indem durch die Erwähnung des Höllenfürsten die Schlußwirkung vorweggenommen wird. Leider hat dem schon Hoffmann selbst im gewissen Sinne vorgearbeitet. In der Unterhaltung, die der Erzählung in den „Serapionsbrüdern“ vorangeht, wird die Grundintention geschädigt dadurch, daß zuviel von dem Inhalt verraten und der Teufel vorzeitig zitiert wird. Es ist nicht der einzige Fall, da ein Dichter nachträglich durch einen Kunstfehler seiner eigenen Schöpfung zu nahe tritt. In dieser selben Unterhaltung wird übrigens zugleich der richtige Titel angegeben. Er lautet: „Aus dem Leben eines bekannten Mannes.“ So ist die Novelle auch, wie mir Herr v. Müller freundlichst mitteilt, bei ihrem ersten Druck (Mai 1819) überschrieben, mit dem Zusatz: „Aus einer alten märkischen Chronik.“

Die Motive, die die eigentliche Erzählung, den dargestellten Vorgang bilden, sind zu einem guten Teil aus Mitteilungen des Hafftiz geschöpft. Es würde zu weit führen, das hier im einzelnen darzulegen. Ich behalte mir vor, es an anderer Stelle zu tun. Die feinen Einzelheiten aber, wie der schelmische, boshafte Zug, daß der Kurfürst den charmanten Teufel in seine Dienste zu nehmen wünscht, der Geist des Ganzen, die dämonische Ironie, mit der das Erdenwallen des Satans in unsrer Stadt beschrieben ist, gehören Hoffmann an.

Ich sagte schon, daß die Erzählung „Aus dem Leben eines bekannten Mannes“ historischer Natur ist. Die in ihr geschilderten Ereignisse werden ausdrücklich in das Jahr 1551 verlegt. Die Novelle, von der ich jetzt sprechen will, spielt vom Standpunkt des Dichters aus gesprochen, in der Gegenwart. Dennoch werden auch in ihr Hafftizsche Motive verwertet, wenngleich sie ihr nur äußerlich aufgeprägt sind. Möglich ward das nur durch den absonderlich phantastischen Charakter der Dichtung. In ihr hat Hoffmann seinem Hange, das Übernatürliche in das wirkliche Leben zu versetzen, wieder freien Lauf gelassen und zwar in einer ganz eigenen Weise. Der Kern der Erzählung, die „Die Brautwahl“ heißt und zuerst in dem „Berliner Taschenkalender auf das Schaltjahr 1818“ erschien, später aber in den dritten Band der „Serapionsbrüder“ aufgenommen wurde, ist: die hübsche Demoiselle Albertine, Tochter des Kommissionsrats, Stadtverordneten und Feuerherrn Melchior Voßwinkel soll von zwei unpassenden Freiern: dem Geheimen Kanzlei-

sekretär Tusmann und dem Baron Benjamin Dümmerl erlöst werden, damit der junge Maler Edmund Lehsen die Möglichkeit habe, sie zu gewinnen. Um das zu bewirken, bedient sich Hoffmann eines sehr merkwürdigen Apparates, indem er zwei höchst seltsame und geheimnisvolle Persönlichkeiten einführt: den Goldschmied Leonhard und den Juden Manasse. Genau zu sagen, wer jener ist, ist nicht möglich. Er ist eben rätselhaft. Als ihn Albertine einmal naiv fragt, was es denn eigentlich für eine Bewandtnis mit ihm habe, wer er denn eigentlich sei, sagt er selbst, daß es ihm sehr schwer werde, darauf zu antworten. Mit tiefer Lebenswahrheit sagt er zunächst, es gehe ihm wie so vielen, die weit besser wissen, wofür sie die Leute halten, als was sie eigentlich sind. Dann aber bekennt er, daß manche ihn für Leonhard Thurneysser (oder wie Hoffmann schreibt, Turnhäuser) halten, jenen Alchymisten und Arzt, der einige Jahre am Hofe des Kurfürsten Johann Georg lebte, eine Druckerei im Grauen Kloster besaß und sich mit Herstellung wunderlicher Schriften medizinischen und sprachlichen Charakters, Verfertigung von Kalendern, Prognostiken, Horoskopen und ähnlichen Dingen beschäftigte. Vorher freilich (Hoffmanns sämtliche Werke hrsg. von Grisebach, Bd. 8 S. 40) gesteht Leonhard, daß Turnhäuser in gewissem Sinne sein Ahnherr sein könne. Er sei ihm aber so in Geist und Fleisch gewachsen, daß er zuweilen im seltsamen Wahn glaube, er sei es eben selbst. Und es fehlt auch nicht an Andeutungen, daß er Ahasver (ib. S. 38) oder gar der Teufel selbst ist (S. 35. 53. 72). Jedenfalls ist er der merkwürdigsten Zauberkünste fähig. Er erscheint, ohne daß sich eine Tür öffnet. Er behext den Geheimen Kanzleisekretär Tusmann, indem er ihm seine Beine unterm Leib wegnimmt und ins Gesicht wirft. Er läßt ihn mit einem garstigen Besenstiel, der ihm das Antlitz zerkratzt, durch die Spandauerstraße walzen, bewirkt, daß ihm vor der Tür seines Hauses er selbst d. h. Tusmann in eigner Person erscheint und ihm den Eintritt verwehrt. Er bringt es dahin, daß sich der Geheime Kanzleisekretär am Morgen hoch oben auf dem Pferde des Großen Kurfürsten findet, das Haupt an seine kalte eherne Brust gelehnt. Daneben erweist sich Leonhard als einen feinen Kunstkenner (S. 37 ff.), der die Bestrebungen der Zeit mit scharfem Blick beobachtet. Endlich ist er der deus ex machina in der Erzählung, der alle Fäden in der Hand hat und, wie er schon den Vater des jungen Künstlers aus allerlei verdrießlichen Vorfällen und Verwickelungen gerettet hatte, nun ihn selbst in die Obhut nimmt und seinen hohen Zielen entgegenführt. Weil aber Leonhard nach des Dichters Intentionen schon im sechzehnten Jahrhundert gelebt hat, kann er von jener Zeit erzählen. Und hier bietet sich für Hoffmann die Gelegenheit, die Hafftizsche Chronik zu verwerten. Er läßt ihn sehr getreu nach der Schilderung in jenem Microchronikon von den prächtigen Festen

berichten, die in dem alten Berlin gefeiert wurden: von einem glanzvollen Einzuge des Kurfürsten Augustus zu Sachsen Oculi in der Fasten des Jahres 1581, von einem Ringrennen und Fußturnier und einem höchst kunstvollen Feuerwerk, die sich daran schlossen (S. 32 f.).

Die andere rätselhafte und geheimnisvolle Persönlichkeit ist der alte Manasse. Auch er ist in der Magie erfahren, wenngleich mehr in der niedern. Aus dünnen Rettigscheiben vermag er schön ausgeprägte flimmernde Goldstücke hervorzuzaubern, die, wenn sie Leonhard auffängt, in tausend knisternde Funken zerstäuben. Auch er hat nach geheimnisvollen Andeutungen schon im sechzehnten Jahrhundert gelebt, auch er weiß von schönen Festen in dieser Zeit zu erzählen, an denen sich die Berliner ergötzten, wenn nämlich auf dem Neuen Markt die Scheiterhaufen dampften und das Blut der gemarterten Hexen floß (S. 33 f.). Wie der Juwelier Leonhard Thurneysser ist, so wird er mit dem jüdischen Münzmeister Lippold indentifiziert, der nach dem Tode seines Gönners, des Kurfürsten Joachims II, ein so furchtbares Ende auf dem Scheiterhaufen fand (S. 87). Zugleich heißt es aber auch von ihm, daß er ein zweiter Ahasver sei (ebenda). Thurneysser und Lippold lebten zu gleicher Zeit in Berlin. Jener hat in seiner Offizin im Grauen Kloster von diesem ein „Konterfey" stechen lassen. Umgeben ist es von einer Darstellung der Exekution, die am 28. Januar 1573 auf dem Neuen Markt an ihm vollzogen wurde (Vermischte Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins Bd. 2, 1888. Achte Kunstbeilage).

Außer dem armseligen Magister Hafftitius hat aber noch ein andrer bei der „Brautwahl" Pate gestanden. Um die beiden unwürdigen, aber nicht aussichtslosen Freier zu beseitigen, greift Leonhard zu einem Mittel, zu dem ihm kein anderer als Shakespeare das Vorbild geliefert hat. Im „Kaufmann von Venedig" haben nach der testamentarischen Bestimmung von Porzias Vater die Freier der Tochter eine Probe zu bestehn. Nur der erhält ihre Hand, der unter drei aufgestellten Kästchen dasjenige erwählt, in dem sich ihr Porträt befindet. Genau so verfährt auf den Rat Leonhards Demoiselle Albertinens Vater, und jener weiß es einzurichten, daß der junge Maler das richtige Kästchen trifft, während zugleich die beiden Konkurrenten auf eine ihrem Charakter entsprechende Weise zufrieden gestellt werden.

Ungewöhnlich ist dann der Schluß der Erzählung. Edmund Lehsen hat Leonhard versprochen, zunächst nicht zu heiraten, sondern in das heilige Land der Kunst, nach Italien zu ziehen. Erst nachdem Leonhard dessen sicher ist, daß der Maler, wenn Albertine die seine wird, die Reise nach dem Süden und zwar ohne sie antritt, übernimmt er die Aufgabe, sie ihm zu gewinnen. Und zuletzt werden wir dann mit der Aussicht entlassen, daß aus der Heirat der beiden jungen Leute nichts wird. Dieser Ausgang, daß sie sich nicht kriegen, ist nicht bloß darin

hoffmannisch, daß er von dem Hergebrachten abweicht und in diesem Sinne paradox ist d. h. es liegt nicht bloß eine in Hoffmanns humoristischer Ironie begründete Dissonanz vor, sondern hier macht seine tiefe Auffassung von der Kunst ihre Rechte geltend. Gänzliche Hingabe aller Körper- und Seelenkräfte an sie war ihm eine Grundforderung des Lebens. Es erschien ihm wie eine Entweihung des Genius, wenn die Geliebte des Künstlers auch seine Gattin wurde. Denn dann drohte die Gefahr, daß das hohe Feuer der Begeisterung, das sie in der Seele des Begehrenden geweckt hatte, in der Prosa des Ehestandes verlösche (Ellinger S. 61). Auch in der Ezählung „Der Artushof" heißt es: Ewiges geistiges Inwohnen der Geliebten — niemals physisches Haben und Besitzen (Grisebach Bd. 6 S. 163. Vgl. auch den Ausgang der Erzählung „Fermate" ibid. S. 73 f.). Übrigens kommt dieser Schluß für den aufmerksamen Leser nicht völlig unerwartet. Nach der sauberen Technik, die Hoffmann eigen ist, wird er sorgfältig vorbereitet und motiviert (ibid. Bd. 8 S. 47. 69).

Aus dem, was bisher über die Erzählung „Die Brautwahl" gesagt ist, kann man sich von ihrer Art und ihrem Wesen keinen Begriff machen. Es wird mir aber auch weiterhin kaum gelingen, davon eine Vorstellung zu geben. Sie ist auf einen höchst bizarren Humor gestellt, einen Humor, der auch vor dem Gewagtesten nicht zurückschrickt und selbst das Tragische, einen Selbstmordversuch in seinen Bereich zieht. Es ist etwas von dem exzentrischen Humor, den wir in englischen Possen finden, die ihre Hauptwirkung in der Situationskomik und womöglich in der körperlichen Situationskomik suchen.

Hoffmann schildert gern harmlose Unfälle, lächerliche Auftritte, die zu unerwarteten komisch-komplizierten Konsequenzen führen und für den, der unwillkürlich den Anstoß zu den Verwicklungen gab, beschämend sind und ihn in Verlegenheit setzen. Von dieser Art ist die erste Einführung des Malers Edmund Lehsen bei seiner zukünftigen Braut. Er steht vor seinem Bilde in der Kunstausstellung und hört es von Albertinens schönen Lippen loben. Sie läßt einen Handschuh auf die Erde fallen. „Schnell bückt er sich ihn aufzuheben, sie ebenfalls. Beide fahren mit den Köpfen zusammen, daß es knackt und kracht... Entsetzt prallt Eduard zurück, tritt bei dem ersten Schritt den kleinen Mops der alten Dame wund, daß er laut aufquiekt, bei dem zweiten einem podagrischen Professor auf die Füße, der ein furchtbares Gebrüll erhebt und den unglücklichen Edmund zu allen tausend Teufeln der Hölle wünscht. Und aus allen Sälen laufen die Menschen herbei und alle Lorgnetten sind auf den armen Edmund gerichtet, der unter dem trostlosen Wimmern des wunden Mopses, unter dem Fluchen des Professors, unter dem Schelten der alten Dame, unter dem Kichern und Lachen der Mädchen über und über glühend vor Scham, ganz verzweifelt herausstürzt, während

mehrere Frauenzimmer ihre Riechfläschchen öffnen und Albertinen die hoch aufgelaufene Stirn mit starkem Wasser reiben". Ferner: Der Geheime Kanzleisekretär Tusmann hat Demoiselle Albertine und Edmund bei der Umarmung überrascht. Als er seiner Entrüstung Ausdruck gibt, wird er von dem vor Wut kochenden Maler, der gerade an dem dunkelgrünen Hintergrunde eines Gemäldes hin und hergestrichen hat, mit dieser Farbe überpinselt. Er behält davon ein grünes Antlitz zurück, und diese Couleur will durchaus nicht verschwinden. Sie ändert sich in die verschiedensten Nuancen und Schattierungen, aber je mehr er das Gesicht wäscht, desto grüner wird es. Erst Leonhards Zauberkünsten gelingt es, die hartnäckige Bemalung zu beseitigen. Man kann sich denken, wie ein Mann wie Hoffmann Tusmanns Furcht, sein Lebelang das grüne Gesicht zu behalten, nach der komischen Seite hin ausbeutet. Allein, daß der Geheime Kanzleisekretär ein so seltsames Antlitz erhält, ist erst der Beginn einer, ich möchte sagen, dämonisch komischen Situation. Nachdem dieser eine unliebsame Freier eben in Gegenwart der Geliebten seine Strafe erhalten hat, erscheint der zweite, Baron Benjamin von Dümmerl, von Hoffmann mit Vorliebe Bensch genannt. Eben tritt er näher an das Mädchen heran, um von ihr einen Kuß zu empfangen, da „schießt seine ansehnliche Nase plötzlich zu einer solchen Länge hervor, daß sie dicht bei Albertinens Gesicht vorbeifahrend mit einem lauten Knack hart anstößt an die gegenüberstehende Wand. Bensch prallte einige Schritte zurück, sogleich zog sich die Nase wieder ein. Er näherte sich Albertinen: dasselbe Ereignis. Kurz, hinaus hinein schob sich die Nase wie eine Baßposaune." Aber auch damit ist Hoffmanns tolle Laune noch nicht erschöpft. Der alte Manasse will seinen Neffen aus der fatalen Lage befreien und zieht einen Strick aus der Tasche, um den Goldschmied mit einer über den Hals geworfenen Schlinge zur Tür hinaus zu ziehen. Der aber weiß es einzurichten, daß er selbst und der Kommissionsrat an den Strick kommen, und sogleich prallten beide auf in die Höhe bis an die Stubendecke und wieder herab, und so immerfort herauf und herab, während Bensch sein Nasenkonzert fortsetzte und Tusmann wie wahnsinnig lachte und plapperte, bis der Kommissionsrat ohnmächtig, ganz erschöpft in den Lehnsessel niedersank.

Mit diesen Kapriolen ist der Höhepunkt der Erzählung erreicht. Was nun im fünften und sechsten Kapitel folgt, gilt im wesentlichen der Lösung des mit so viel Kunst und Humor geschürzten Knotens, jener Lösung, die wir schon kennen.

Über diesen diabolischen Possen werden die höheren Forderungen der Poesie keineswegs vernachlässigt. Trefflich ist der pedantische, eitle, bildungsprotzige Bücherwurm Tusmann, nicht minder gut der geldgierige, knauserige Kommissionsrat Voßwinkel charakterisiert. Die

Szene, die für die Lösung des Knotens die wichtigste ist, weil durch sie Albertinens Vater bewogen werden soll, einzuwilligen, daß die Wahl des Bräutigams mittels der drei verschlossenen Kästchen herbeigeführt werde, diese Szene ist ein Meisterstück. Wie der Goldschmied Voßwinkel gruselig macht, indem er ihm die furchtbaren Folgen ausmalt, wenn er den Maler nicht zum Schwiegersohn nimmt, aber ebenso wenn er Tusmann die Hand seiner Tochter versagt oder endlich wenn er den Baron Bensch ablehnt, wie er den Kommissionsrat dadurch mürbe und sich gefügig macht, ist köstlich zu lesen. Hier ist das Mittel der komischen Übertreibung mit glänzender Virtuosität gehandhabt.

Und das Berlinische tritt hier unter allen Erzählungen Hoffmanns am stärksten hervor. Da hören wir vom Eisenhändler Warnatz (S. 24), der im Rathause unter dem Turm seinen Laden hat, vom Stobwasserschen Geschäft Unter den Linden 32, Ecke Charlottenstraße (S. 44), von Sala Tarone, der in demselben Hause seine Delikatessen feil bot, von der Zelterschen Akademie (S. 44), von der Humanitäts-Gesellschaft (S. 59, vgl. Monatsblatt der „Brandenburgia“, Bd. 10 S. 385 f.). Eine Szene spielt im Hofjäger im Tiergarten S. (41f), eine andere wieder im Weberschen Zelt (S. 73). Von einer Bilderhandlung am Bankgebäude in der Jägerstraße — es ist die Philippsonsche Nr. 42 gemeint — ist die Rede (S. 76). Auch Devrients Darstellung des Shylock wird erwähnt. Die Putzsucht der Berlinerinnen wird sanft verspottet (S. 82). Und so wäre noch manches der Art anzuführen.

Berlinisch ist auch die Erzählung: „Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde“ (ebenfalls aus den „Serapionsbrüdern“). Es ist eine Posse, die von einer belanglosen Spukgeschichte eingeleitet wird. Drei Freunde treffen sich nach langer Trennung am zweiten Pfingsttag im Weberschen Zelt. Sie beobachten, wie einem wunderschönen Mädchen von einem jungen Mann, der erwartet zu werden schien, ein Zettelchen in die Hand gedrückt wird. Einen günstigen Augenblick, da sich die Eltern vom Tisch entfernen, benutzt sie, um den Inhalt schnell zu lesen. „Da sahen die Freunde, wie das Blut der Armen ins Gesicht stieg, wie große Tränen in den schönen Augen perlten, wie der Busen vor innerer Beklemmung sich hob und senkte. Sie zerriß das kleine Papier in hundert kleine Stücke und gab eins nach dem andern langsam, als sei jedes eine schöne, schwer aufzugebende Hoffnung, dem Winde preis.“ Dieser Vorgang macht den stärksten Eindruck auf die Freunde. Sie suchen ihn nach allen Seiten zu deuten, und so verschieden sie ihn auffassen, das eine ist ihnen klar: das Himmelswesen hat einen großen Schmerz erfahren, ist in irdischem Leiden befangen und duldet. Und alle drei haben sich in das Mädchen verliebt, was sehr drastisch in der sich allmählich entwickelnden Stimmung geschildert wird, die von Freude zur Ausgelassenheit übergeht,

bis ein kleinlautes Wesen und schließlich mürrisches Schweigen eintritt, und die Freunde gedrückt das Lokal verlassen und sich trennen.

Genau zwei Jahre später treffen sie sich ohne Verabredung, aber keineswegs zufällig in demselben Zelt. Und nun enthüllt sich nach und nach aus ihren Mitteilungen, wie alle drei bemüht waren, die Bekanntschaft des schönen Mädchens zu machen, wie es ihnen auch gelang, wie aber nur einer das Glück hat, die Braut heimzuführen, die — das ist die Pointe — zuletzt als sein liebes Weiblein im Garten selbst erscheint. Auch sonst fehlt es nicht an überraschenden Wendungen. So erfahren wir, daß der Vorgang vor zwei Jahren, der bei den Freunden so tiefes Mitgefühl weckte, keine andre Bedeutung hatte, als daß der junge Mann aus dem Bramigkschen Laden (der sich übrigens in der Brüderstraße 12 befand) die Nachricht brachte, ein bestelltes Pariser Hütchen sei zwar angekommen, aber so übel zugerichtet, daß es bis zum nächsten Tag, wo es gebraucht wurde, nicht tragfähig werden könnte. Von feiner Psychologie ist folgender Zug. Der eine der Freunde fällt dem angebeteten Mädchen zu Füßen und gesteht ihr seine bis zur hellen Raserei gediehene Liebe. Dabei hat er die feste Überzeugung, daß sie von einem anderen und zwar glücklich geliebt werde. Da erfährt er, daß diese Annahme irrig ist — und sogleich ist er von seiner Liebe geheilt. Sie war lediglich eine Selbsttäuschung. Der Hauptreiz der Erzählung jedoch besteht in der kunstvoll verschlungenen Darstellung, in der Geschicklichkeit, mit der wir bis zuletzt über den Ausgang der Abenteuer im Unklaren bleiben und doch wieder eine Fülle kleiner Züge die Ahnung in uns aufsteigen läßt, daß der eine der Freunde der glückliche Eroberer ist. Hoffmanns schalkhafte Ironie bewährt sich dann vor allen Dingen auch darin, daß er diesen siegreichen Freier bei den Erzählungen der Freunde allerlei Qualen und Verdrießlichkeiten ausstehn läßt, ehe er erleichtert aufatmen kann und von der Überzeugung durchdrungen ist, daß seine Gattin die ihr durch die beiden befreundeten Werber auferlegte Probe bestanden habe. Mancherlei Berlinisches begegnet auch hier, doch lohnt es nicht, das noch im einzelnen hervorzuheben. Besonders ist der Vater des Mädchens, ein in der Neuen Grünstraße wohnender Geheimrat, so wenig wir von ihm hören, eine echt berlinische Figur, so recht mit Spreewasser getauft. Im ganzen kann sich die Erzählung, wenn sie auch hübsche Momente enthält, an Bedeutung mit der „Brautwahl“ nicht messen.

Vielleicht am meisten berlinisch von allem, was Hoffmann geschrieben hat, ist „Des Vetters Eckfenster“. Dieser Dialog muß hier eben wegen seines spezifisch berlinischen Gehaltes kurz besprochen werden, obwohl er keine Erzählung ist. Hoffmann diktierte ihn wenige Wochen vor seinem Tode. Er diktierte ihn, weil er damals an Händen und Füßen gelähmt war. In diesem Zustand saß er in einem mit Kissen bepackten Räderstuhl gern am Fenster seines kleinen niedrigen Zimmers, um von

dort aus das Treiben auf dem Gendarmenmarkt zu beobachten. In dem wehmütigen, von Todesgewißheit beschatteten Gespräch wird ein Markttag geschildert. Aus- und Rückblicke, sowie mancherlei Reflexionen knüpfen sich an. Zuletzt wird das Getriebe als ein treues Abbild des ewig wechselnden Lebens in die Höhe der Symbolik erhoben. Wir bewundern die scharfe Beobachtung, die sich hier offenbart. Nach Hoffmanns durchaus richtiger Ansicht war der Dichter zunächst im eigentlichsten Sinn ein Seher. (Werke Bd. 6 S. 53 ff). Nur was er wirklich geschaut hat, soll er verkünden dürfen. Das Bild, das ihm im Innern aufgegangen ist, soll er recht erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten und dann erst die Darstellung ins äußere Leben tragen. Wie sehr die Auffassung, daß die Poesie vor allem auf der Anschauung beruhe, Hoffmann aus der Seele gesprochen ist, lehrt dieser vielgerühmte Dialog. Sonst aber verrät er Müdigkeit. Die Fittiche, die den Poeten einst so leicht in die Höhe trugen, in die überirdische Welt, in die Region der Phantastik, sie sind gelähmt. Klar und anschaulich ist die Schilderung, aber gemessen an den Schöpfungen Hoffmanns aus der Zeit, da er noch nicht an den Rollstuhl gefesselt war, ein wenig nüchtern.

In seinem Tagebuch notierte Hebbel unterm 8. Juli 1854 (ed. Werner Bd. 4 S. 8) in Bezug auf unsern Dichter, daß „der phantastischste unsrer Novellisten, wenn auch nicht aus der Welt, so doch wenigstens aus Berlin geschöpft hat.“ Diese geistreich schillernde Äußerung ist sachlich wenig zutreffend. Zunächst hat Hoffmann durchaus aus der Welt geschöpft. Seine Eigenart besteht darin, daß er von dem Tatsächlichen: dem Geschauten, Erlebten oder Erfahrenen ausgeht, dies aber aus der Sphäre des Alltäglichen und Natürlichen in eine von irdischer Kausalität befreite höhere Welt überträgt. Dann aber hat ihm, überblickt man seine gesamte Produktion, Berlin alles in allem doch nicht viel Anregung gegeben. Und um der Stadt die ihm interessante Seite abzugewinnen, sie sich gleichsam mundgerecht zu machen, geht er in den beiden berlinischen Haupterzählungen noch weit in ihre Vergangenheit zurück. In einem Zauberspiegel fängt er die Stadt auf, die aus ihm seltsam genug zurückstrahlt. Spukhafte Gestalten huschen vorbei. Die Erscheinungen der Wirklichkeit sind grotesk verzerrt und von einem phantastischen Humor umwittert. Alles ist ins Exzentrische gesteigert. Es ist nicht das wirkliche, es ist das romantische, wenn man will, das dämonische Berlin, wie es nur das innere Auge eines einzig originellen Dichters schauen konnte. Freuen wir uns, daß unsrer Stadt ein so seltsamer Herold beschieden war!

---

# Die vierte Mittelmeerfahrt des Meteor.

Von Professor **Eduard Zache.**

## Von Berlin bis Nizza.

„Seine Majestät der Kaiser und König haben zu bestimmen geruht, daß Sie in Allerhöchstihrem Namen zu der vierten Mittelmeerfahrt, welche die Hamburg-Amerika-Linie mit ihrem Doppelschraubendampfer „Meteor“ vom 5. bis 30. Januar 1905 zu veranstalten beabsichtigt, als Gast der Hamburg-Amerika-Linie eingeladen werden.“

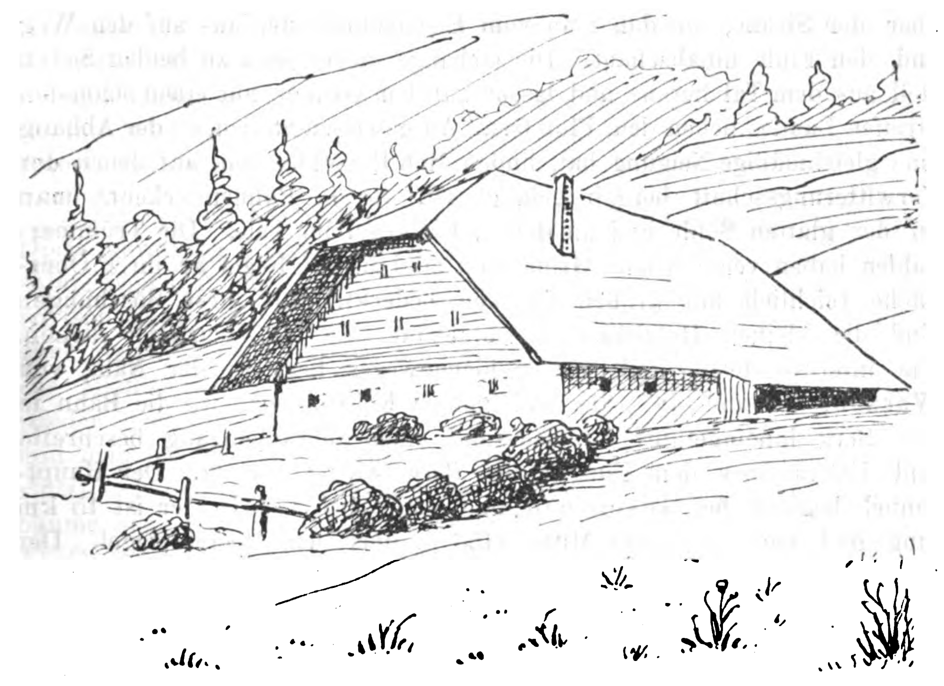
Dieses Schreiben des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 30. Dezember 1904 war mir mit der Platzkarte für die Kabine erst am 3. Januar nachmittags zugegangen.

Die Reise sollte aber am 5. vormittags von Genua aus beginnen. Als erste Station ist die Küste der französischen Riviera, Nizza und Umgegend, gewählt worden. Der Meteor legt dazu in Ville franche an. Ich beschloß daher den Dampfer hier einzuholen und fuhr am Mittwoch, dem 4. nachmittags 1.50 Uhr von Berlin ab.

Ohne Unterbrechung bin ich über Frankfurt a. M., Strasburg, Basel, St. Gotthard, Mailand, Genua und Ventimiglia bis Nizza gefahren, wo ich in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag früh 1/2 2 Uhr eintraf.

Zwischen Frankfurt a. M. und Basel war es Nacht, und ich habe diese ganze Strecke verschlafen. Südlich von Basel wurde es allmählich Tag. Die Landschaft des Schweizer Jura ist sehr anmutig; es treten mäßig hohe Bergzüge auf, die gegen die Eisenbahn hin ihre kegelförmigen Abhänge vorstrecken. Auf ihren sanften Böschungen liegen in zerstreuter Lage und oft in fast gleichen Abständen von einander die Häuschen im Stile der Schwarzwälder Bauernhäuser mit den großen Dächern, die über den Giebeln hoch emporragen. Alle diese Häuschen kehren den einen Giebel dem Tal zu und lehnen sich mit dem anderen an den Abhang. Sie sind zum größten Teil aus Holz erbaut, und bei jedem

befindet sich ein kleiner Obstgarten. Der einzige stattlichere Gebäudekomplex auf dieser Strecke ist die Aarburg mit ihrem dicken Turm; sie steht auf einem Bergrücken, der sich aus einem breiten Tal heraushebt. Die Eisenbahnstationen der offenen Schweiz machen einen sehr freundlichen Eindruck, ebenso die Städte und Dörfer; die meisten Häuser sind weiß getüncht und besitzen grüne Fensterläden. Der Wald hat einen bedeutenden Anteil an dem Landschaftsbilde; es sind in der Regel kleine Parzellen, und wenn auch der Nadelwald vorherrscht, so ist doch Laubwald genug vorhanden.



**Bauernhaus aus dem Aartal.**

Je mehr der Zug sich Luzern nähert, desto ebener wird die Landschaft. In dieser Stadt besitzen die Häuser schon den italienischen Baustil. Neben dem Bahnhof stehen solche mit sieben Reihen von Fenstern übereinander und mit den flach geneigten pyramidenförmigen Dächern.

Hinter Luzern beginnt ein neuer Abschnitt der Fahrt, die Durchquerung der Alpen. Seine schönste Stelle liegt dort, wo die Bahn am Fuße des Rigi entlang geführt ist. Die Hänge der Berge wachsen gleichsam in die Wolken hinein und sind zum Teil kahl, zum Teil mit Tannen bestanden. Wo sie mäßig abfallen und Wiesen sich finden, ist der Boden mit Schnee bedeckt, wo dagegen der Hang steil ist, tritt das dunkle Gestein zu Tage. Da der Schnee nicht sehr tief liegt, und auch die Tannen nur mäßig mit Schnee behangen sind, so

bietet der Blick auf die Hänge Abwechselung genug. Wo das Gelände es gestattet, stehen kleine Holzhäuschen mehr oder weniger dicht beieinander und heben sich in der Schneelandschaft als dunkle Punkte deutlich heraus.

Allmählich spitzt sich der Vierwaldstädter See immer mehr zu, und das Tal der Reuß beginnt, das zum St. Gotthard in die Höhe führt. Auf seinem Grunde stürzt der Fluß in unzähligen Wirbeln bergab, und an seinen Hängen führen die Straße und der Schienenweg empor. Beide überbrücken oft genug den Fluß, um sich die günstigsten Stellen für den Aufstieg auszusuchen; in der Regel indes liegt der Schienenweg über der Straße, so daß man vom Eisenbahnfenster aus auf den Weg und den Fluß hinabschaut. Die Gehänge heben sich zu beiden Seiten steil aus dem Tal heraus und lassen auf dem Grunde nur einen schmalen Streifen Landes neben dem Fluß frei. An gewissen Stellen, wo der Abhang eine gleichmäßige Neigung hat, finden sich Rutschbahnen, auf denen der Verwitterungsschutt bergab gelangt ist. Solche Bahnen erkennt man an der glatten Sohle und an dem Schuttkegel im Tale. Die Trümmerhalden haben verschiedene Größe und sind in der Regel an ihrer Oberfläche reichlich mit großen Blöcken bedeckt. Auf ihren Böschungen sind die kleinen Holzhäuschen aufgebaut, die als Heustadel dienen. Die interessanteste Stelle des Schienenweges liegt in der Nähe von Wassen, es sind dies die drei kleinen Kehrtunnels, wo die Bahn in den Berg hineingeführt ist, jedesmal einen Schraubengang beschreibt und 100 m über dem Eintritt den Berg wieder verläßt. Der Haupttunnel beginnt bei Göschenen und endet bei Airolo, er ist 15 km lang und liegt in seiner Mitte 1153 m über dem Meeresspiegel. Der Zug braucht 20 Minuten um ihn zu durchfahren. Von den Sperrforts in der Nähe von Airolo, die den südlichen Eingang zum Tunnel schützen sollen, bemerkt man nur dann etwas, wenn man von Ortskennern darauf aufmerksam gemacht wird. Gelegentlich finden sich frische Einschnitte in dem Gestein, und man kann an den scharfen Kanten der Bruchflächen die Schichtung und Schieferung erkennen; es ist aber bei dem schnellen Vorüberfahren und bei der Entfernung nicht möglich den Gesteinscharakter zu bestimmen. Der Tunnel selbst liegt in dem Kerngestein der Alpen, dem kristallinischen Schiefer, an seinen beiden Eingängen aber treten die jüngeren Gesteine schon auf.

Auf der südlichen Böschung der Gotthardstraße ist das Landschaftsbild ein ganz anderes als auf der nördlichen. Die Berge sind viel weiter auseinandergerückt, ihre Hänge sind flach; auch der Wald ist vollständig verschwunden, und es findet sich nur niedriges Buschwerk. Waren aber auf dem Nordzugange die Täler bis tief herab in Wolken und Nebel gehüllt, so lagen sie hier im hellen Sonnenschein. Der Berg dokumentierte sich also auch diesmal als Wetterscheide.

Am Ende des Ticino-Tales liegt Bellinzona. Die Abhänge heben sich hier aus dem breiten Talgrunde ziemlich schroff heraus. Wir biegen hinter der Station sofort ab und ersteigen die östliche Böschung, so daß wir einen sehr hübschen Überblick über das Tal haben. Der Talboden ist eben und mit Gräben und Straßen durchzogen, welche regelmäßige Vierecke abteilen. Da sich die Bergzüge bei dem Blick von oben herab vor den Ausgang des Tales legen, so macht es den Eindruck eines tiefen Kessels. In der nächsten Umgebung der Stadt stehen viele Weinspaliere, denn der Weinbau blüht hier wegen der geschützten Lage.

Sobald wir über den trennenden Rücken hinüber sind, bietet sich ein wunderbares Bild, die Stadt Lugano; sie hat allmählich von dem gesamten Ufer des Sees Besitz ergriffen, und ringsherum erblickt man reizende Villen sowie große Hotels. Da der See eine vielfach verzweigte Gestalt hat, so schieben sich immer neue Kulissen vor mit anderen Häusergruppierungen.

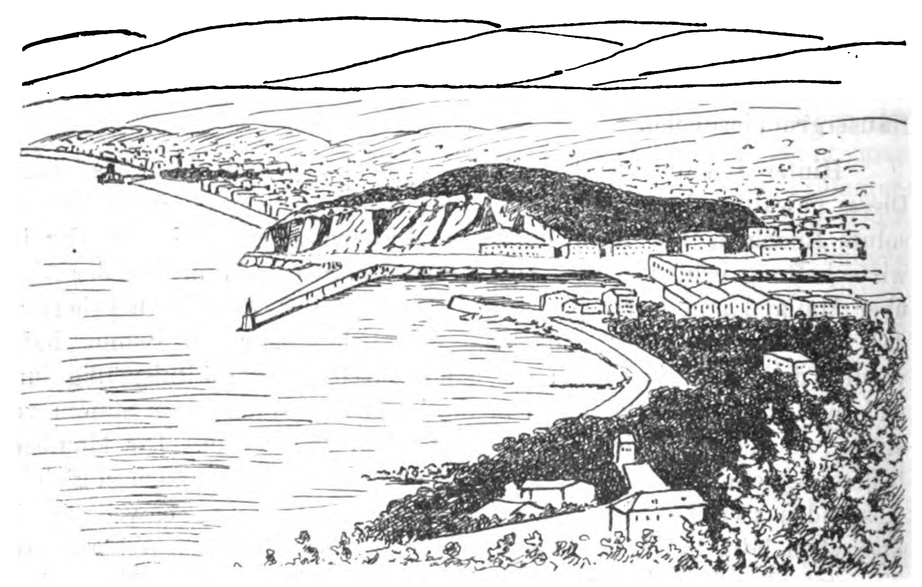
Hinter Lugano beginnt sehr bald die Lombardische Tiefebene. Diese gewaltige Fläche am Fuße der Alpen überrascht durch ihre absolute Ebenheit, die noch durch die Einförmigkeit in der Art der Bewirtschaftung erhöht wird. Auf der ganzen Strecke vom Fuß der Alpen über Mailand und Pavia bis an die Abhänge der Apenninen beherrscht der Maulbeerbaum das Landschaftsbild. Ja sogar die Bäume haben wieder denselben Zuschnitt: sie sind durchweg verhältnismäßig jung, und man hat ihre Äste in einem bestimmten Abstande vom Stamm verstutzt, so daß sie hier zahlreiche Schößlinge treiben. Die Maulbeerbäume begleiten nicht bloß die Straßen, sondern stehen auch in gleichen Abständen zwischen den Ackerstücken. Die Ebene ist, so weit sie sich übersehen läßt, in regelmäßige Vierecke geteilt; auf diesen Ackerstücken, die jetzt allerdings leer waren, wird Weizen, Mais oder Gemüse gebaut. Einige dienen auch wohl als Wiesen. Hinter Pavia liegen in der Ebene zerstreut kleine Häuschen mit Galerien, die offenbar entweder Arbeiterwohnungen sind oder bei der Aufzucht der Seidenraupen benutzt werden. Vor den Toren von Mailand waren die Leute damit beschäftigt, Eis zu fahren.

Hinter Pavia war es schon dunkel geworden, so daß von der Landschaft nichts mehr zu sehen war. Nur zwischen Genua und Nizza an der Küste der Riviera machte sich ab und zu das Meer bemerkbar. Die Schienen liegen hier oft dicht über der Wasserlinie, und man hört die Brandung dumpf dröhnen oder sieht auch gelegentlich die weiße Welle des Schaumkammes auf den Strand hinauflaufen. Von den berühmten Ortschaften dieser Strecke, auf denen der Zug hielt, war wenig zu sehen. In San Remo erblickte ich auf einem Abhange eine mit hohen Palmen bepflanzte Terrasse vor einem großen Hotel, und vom

Bahnhof in Monte Carlo konnte ich einen Blick auf die steile Wand werfen, in welcher die Terrasse vor dem Casino endet, aus dessen Fenstern die tausend Lichter von der Decke des Spielsaales herableuchteten.

## Nizza und Ville franche.

In Nizza war die Eisenbahnfahrt zu Ende. Bisher war es nur möglich gewesen, hier und da etwas Beobachtenswertes aufzulesen und gleichsam die charakteristischen Linien der durcheilten Landschaften abzuzeichnen. Jetzt erst sollte die eigentliche Reise beginnen. Nizza ist eine berühmte Stadt geworden und zwar verdankt sie ihren Ruf dem großartigen Strande. Wie ein gespannter Bogen, so läuft die Strand-



Der Strand von Nizza.

linie von Ost nach West am blauen Meere entlang. Steht man am Strande, so hat man das Meer vor sich weit, frei und offen bis zum Horizont hin. Zum ersten Male in meinem Leben blicke ich auf das offene Meer und konnte das ewige Spiel der Wellen verfolgen. Ununterbrochen in gleichen Intervallen kommt Welle auf Welle heran. Langsam läuft sie mit ihrer weißen Schaumkrone den Strand hinauf, bis sie den höchsten Punkt erreicht hat; hier scheint sie einen Augenblick halt zu machen und fließt dann langsam wieder zurück. Draußen aber trifft die abflutende Wassermasse auf die neue Welle, so daß beide in entgegengesetzter Richtung aufeinanderstoßen und eine hohe sich überschlagende Welle mit mächtiger Gischtkrone erzeugen. Glänzender Sonnenschein lag auf der spiegelnden Fläche und zauberte Lichter und Schatten in unendlichen Nuancen darüber hin. Schwer genug ist es mir

geworden, mich von dem Anblick des Meeres loszureißen und den übrigen Sehenswürdigkeiten die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Hinter der Strandlinie bauen sich die weißen Häuser der Stadt auf, und dann folgen die grünen Berge der näheren Umgebung. Die eine Hälfte des Strandes führt den Namen Promenade des Anglais und die andere heißt Boulevard du Midi. Die erste ist mit hübschen Anlagen geschmückt und um die Mittagszeit mit geputzten Spaziergängern und prächtigen Equipagen bedeckt. Unter den Pflanzen ziehen natürlich die Palmen den Blick des Nordländers zuerst auf sich, trifft er doch hier die Kinder einer milderen Sonne zum ersten Mal im Freien. Am häufigsten ist die Dattelpalme mit ihren Spielarten vertreten, und ihre stattlichen Kronen aus langen Fiederblättern ragen auf hohen Stämmen frei in die Luft hinein. Daneben sind aber noch mehrere andere Arten von Palmen vorhanden, sowohl Fieder- als auch Fächerpalmen, die von weit entlegenen Gegenden der Erde stammen und in diesem milden Klima eine neue Heimat gefunden haben; viele von ihnen übertreffen weit an Wucht der Krone die Dattelpalme. In den niederen Gebüschen sind die Zwergpalmen verwertet worden, die mit ihren fächerförmigen Blättern hier schon einheimisch sind. Die großen Gebüsche endlich werden hauptsächlich aufgebaut aus mehreren Arten des Gummibaumes, welche die Rolle unseres Flieders spielen und ihm auch in ihrem ganzen Habitus etwas gleichen.

Vom Mittelpunkte der Strandpromenade führt eine breite Schmuckanlage in die Stadt hinein. Sie begleitet den Lauf eines kleinen Flusses, des Paillon. Man hat das untere Stück seines Bettes von seiner Mündung bis in die Mitte der Stadt hinein völlig überbrückt und auf dem Gewölbe gärtnerische Anlagen errichtet, den Jardin public und die Nouveaux jardins. Seinen Abschluß findet der Platz durch das Casino municipal, ein großes Gebäude, das im Erdgeschoß Cafés nebst Verkaufshallen und darüber Säle und Räume für Festlichkeiten enthält. Hinter dem Casino setzt sich die Überbrückung noch weiter fort, und auch hier ist ein großer Platz, der Square Masséna, angelegt worden mit dem Bronzedenkmal des Marschalls, der in Nizza geboren wurde. Weiter oberhalb befindet sich am östlichen Ufer ein zweiter schöner Platz, der Square Garibaldi, mit dem Denkmal dieses Helden geziert, der ebenfalls ein Sohn dieser Stadt ist.

Während die neue Stadt sich nach Westen hin hinter der Promenade des Anglais ausdehnt, liegt die alte Stadt hinter dem Boulevard du Midi. Am westlichen Ende des Boulevard ragt ein schroffer Felsvorsprung von 97 m Höhe, der Schloßberg, empor. In früheren Zeiten befand sich auf seinem Gipfel eine Burg, während heute auf seiner Plattform ein paar alte Geschütze als Zierrat stehen; man hat von ihr aus einen sehr schönen Blick auf den Strand, die Stadt und die Berge,

die sich ringsherum allmählich immer höher herausheben, bis zu den schneebedeckten Gipfeln der Alpen im Hintergrunde.

Von der Plattform blickt man ferner hinab in den Hafen von Nizza, den Port de Limpia, der auf der östlichen Seite des Vorgebirges liegt; er ist nur klein, aber durch zwei Molen sicher geschützt. Die eine von ihnen ist besonders weit ins Meer hinausgebaut, und man war eben damit beschäftigt, neue Steinblöcke auf ihrer Außenseite niederzulegen. Das dazu nötige Material wurde beschafft aus einem großen Steinbruch in der östlichen Wand des Schloßberges.

In mäßiger Höhe über dem Meeresspiegel hat man eine schöne Straße in dem Felsen angelegt, den chemin des Ponchettes, von dem aus man die zerstörende Kraft der Brandung an dem Gestein beobachten kann; dicht über der Wasseroberfläche sind nämlich zahlreiche tiefe Höhlen in das Gestein genagt worden.

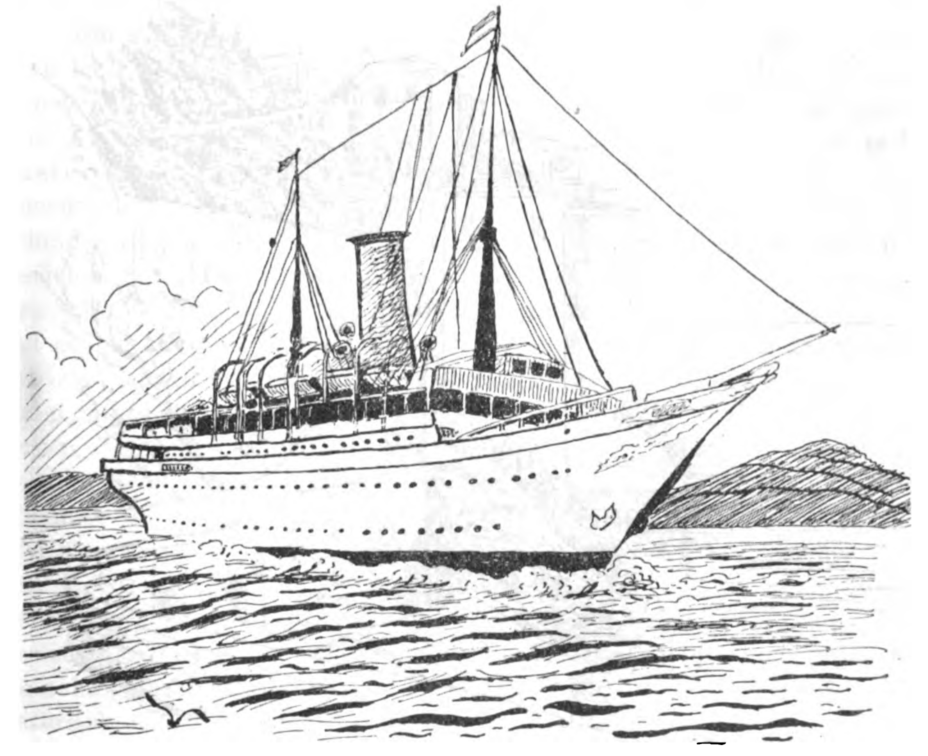
Die neue Stadt mit ihren breiten Straßen, die von hohen Platanen eingefaßt werden, setzt sich allmählich in die Villenvorstadt fort, die sich hauptsächlich am Ufer des Paillon in die Höhe zieht. Hier liegen in schönen Gärten auch zahlreiche Hotels mit oft mehr als sechs Reihen von Fenstern übereinander und mit Balkonen, welche sich um das ganze Haus herumziehen.

Auf einem dieser Berghänge hinter der Stadt befindet sich ein verfallenes römisches Amphitheater, die Arena. Die äußere Mauer und die Sitzplätze sind noch erhalten, wenn auch arg verwittert. Es ist das der einzige Überrest aus alter Zeit, denn Nizza war eine Kolonie, die im Jahre 300 vor Chr. von den benachbarten Massiliern angelegt wurde.

Den Vormittag und einen Teil des Nachmittags widmete ich der Besichtigung von Nizza und Umgegend, und am Spätnachmittag fuhr ich nach Ville franche hinüber. Die Straße läuft am Meeresstrande entlang, hinter dem Hafen herum und geht über den Mont Boron. Sie ist sehr belebt, und zahlreiche Automobile sausten vorüber. Sobald die Höhe erreicht war, leuchtete der Meteor mit seinem hohen weißen Rumpf über dem blauen Meer mir entgegen. Dieses schöne Schiff sollte also für 25 Tage mein Quartier sein. Als ich nun mit einem Boot zu ihm hinüberfuhr, und die breiten Wogen es hoben und senkten, da wollten ein paar Gedanken über das trügerische Element, dem ich mich anvertrauen wollte, emportauchen; aber ehe sie noch feste Gestalt gewonnen hatten, lag das Boot schon neben der Schiffstreppe, und hilfreiche Hände streckten sich mir entgegen und halfen mir aus dem schwankenden Boot auf die sichere Treppe. An Bord begrüßten mich der wachthabende Offizier und der Kapitän als den letzten Passagier.

Da es noch helles Tageslicht war, so benutzte ich die nächste Zeit, mich auf dem Schiff umzusehen. Von der Schiffstreppe aus gelangt man

auf das Promenadendeck, in dessen Mitte sich ein langer Aufbau mit den Eingängen zum Vorder- und Hinterschiff befindet. Meine Kammer lag im Vorderschiff. Vom Promenadendeck tritt man durch eine Tür in ein zierliches Treppenhaus, einen quadratischen Raum, aus welchem eine breite Treppe in das Innere des Schiffes hinabführt, während an seinen Wänden Sitzbänke und kleine Tische angebracht sind, so daß es bei schlechtem Wetter einen angenehmen Zufluchtsort bietet. Die Treppe führt hinab in das Salondeck, und zwar mündet sie hier in den großen Speisesaal. Biegt man an seinem Eingang gleich in die zweite Treppe



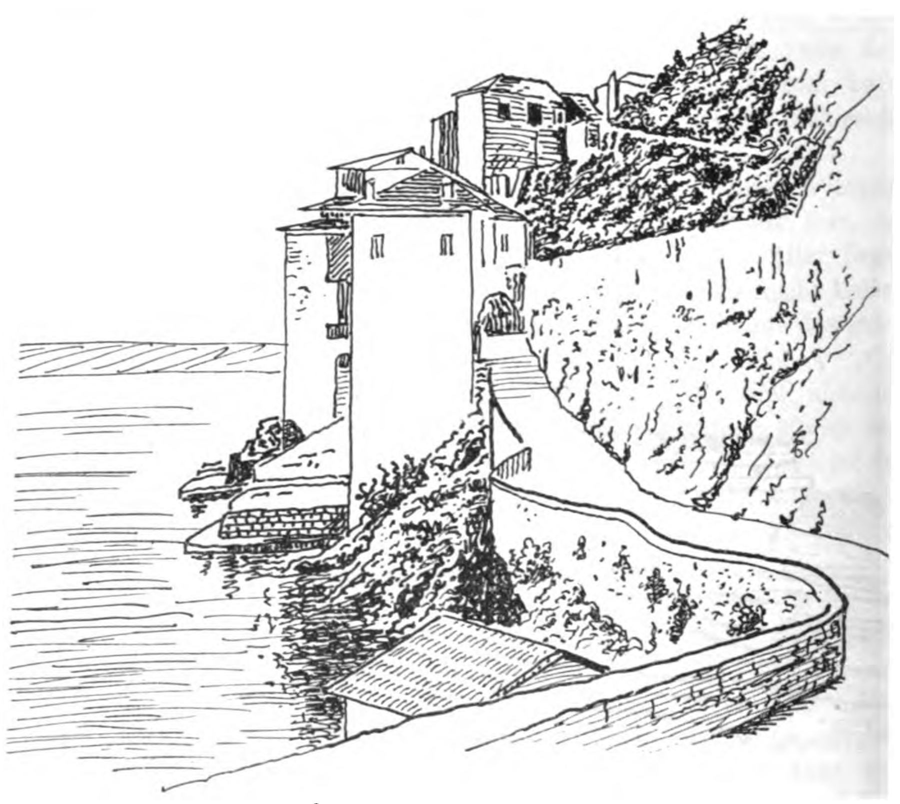
Der Meteor.

ein, so gelangt man in das Oberdeck und, wenn man noch eine dritte Treppe hinabsteigt, in das Hauptdeck, in welchem sich meine Kabine befand.

Sie war ausgestattet mit einem Bett und einem kurzen Sofa. Zwischen beiden blieb ein schmaler Gang, an dessen Ende ein zierlicher Schrank aufgestellt war. Dieser war ganz besonders praktisch eingerichtet. Kippte man nämlich die vorderste Klappe herunter, so hatte man einen kleinen Tisch vor sich. Schlug man aber mit der ersten zugleich auch die dahinter liegende zweite Klappe herab, so kam eine Waschschüssel zum Vorschein, in welche durch einen Hahn Wasser

aus einem darüber befindlichen Blechgefäß gelassen werden konnte. Brachte man endlich die Klappen wieder in ihre ursprüngliche Lage zurück, so floß das Schmutzwasser in ein zweites Blechgefäß im unteren Raume des Schrankes ab. An passenden Stellen der Wände endlich waren Netze und Kleiderhaken befestigt und neben der Tür sowie neben dem Kopfende des Bettes die Kurbeln für die elektrische Lampe.

Nachdem ich mich hier eingerichtet hatte, blieb ich bis zur Dunkelheit auf Deck und hielt Umschau auf die Küste. Es fehlt bei Villefranche der breite Strand Nizzas, deshalb wachsen die Häuser der Stadt



Der Strand von Ville franche.

gleichsam aus dem Wasser heraus und steigen auf der Böschung in die Höhe. Das wichtigste Gebäude ist die Citadelle, die sich mit ihren grauen Mauern und Bastionen auffallend bemerkbar macht. Hinter der Stadt aber hebt sich das Gebirge gleich ziemlich schroff in die Höhe und bildet mit seinen grünen Hängen einen hübschen Hintergrund.

Allmählich brach die Dunkelheit herein, und mit ihr kehrten auch die Passagiere von ihrem ersten Ausfluge zurück. Die Herrschaften hatten bereits eine Nacht an Bord zugebracht und waren daher mit den

Gepflogenheiten schon vertraut. Auf 7 Uhr ist die Stunde der Hauptmalzeit festgesetzt. Um ³/₄ 7 ertönt das erste Hornsignal und um 7 Uhr das zweite, auf dessen Ruf die Passagiere den Speisesaal aufsuchen. Er ist der größte Raum des Schiffes. Durch seine Mitte gehen zwei Längstafeln, und an ihren beiden Seiten sind noch mehrere kurze Quertafeln aufgestellt. Vor den Tischen stehen die Stühle, sie ruhen auf einem Bein, das am Boden befestigt ist, so daß sie nicht vom Platze bewegt werden können; sie erlauben nur eine Vierteldrehung nach rechts und nach links, und diese benutzt man, setzt sich hinein und dreht sich zum Tisch herum.

Um 7 Uhr setzte sich aber auch der Dampfer in Bewegung, was man bald genug an der Tafel wahrnehmen sollte. Ich war ja zum ersten Mal an Bord eines Schiffes auf hoher See; ich hatte zwar genug von der Seekrankheit gehört, muß aber gestehen, daß ich bisher nicht an sie gedacht hatte. Die Wiegebewegungen des Schiffes wurden indessen immer ausholender, und die Tafel stellte sich gelegentlich bedenklich schräg, so daß die Teller zu rutschen anfingen und die Weinflaschen umfielen. Die Stewarts verstanden die Kunst, sich allen Bewegungen des Schiffes anzupassen, auf das beste; wenn es nötig war, blieben sie mit gespreizten Beinen und schräg gestelltem Oberkörper stehen und warteten ab, bis die Bewegung des Schiffes das Gehen wieder erlaubte; dabei mußten sie natürlich die Teller und die Schüsseln horizontal halten. Die ersten ernsthaften Störungen des horizontalen Gleichgewichts wurden noch mit Lachen von den Tischgästen begrüßt. Bald aber verstummte die Unterhaltung, und einige Gesichter fingen an, bedenklich bleich zu werden. Niemand wollte offenbar den Anfang machen und den Tisch verlassen; aber es half nichts, sobald erst ein paar Damen verschwunden waren, begann eine förmliche Auswanderung. Ich muß gestehen, ich war überrascht darüber, daß ich mich nicht anzuschließen brauchte, ich wollte es erst nicht recht glauben; um so größer war natürlich meine Freude. Ich fühlte meinen Magen so wenig wie auf dem festen Lande; nur wenn der Stuhl sich mit mir zu sehr hob und senkte, hatte ich im Kopfe ein Gefühl, als ob das Blut in meinem Gehirn die Bewegungen des Schiffes mitmachte.

Nach Tisch stieg ich natürlich wieder auf Deck. Hier hatte es sich die Gesellschaft auf den Liegestühlen an der Leeseite des Promenadendecks und in der Laube am Hinterende des Schiffes bequem gemacht; ich aber versuchte, es den Seeleuten nachzumachen und mich auf Deck stehend und gehend zu behaupten. Natürlich wollte das nicht so schnell gelingen, und ich war dankbar dafür, daß überall Griffe zum Festhalten angebracht waren. Um aber meine Seetüchtigkeit noch weiter auf die Probe zu stellen, suchte ich die Vorderwand des Promenadendecks auf und verfolgte hier die Bewegungen der Spitze des Schiffes,

wie sie sich in regelmäßigem Rhythmus hob und senkte und gleichzeitig in langen Bögen sich nach rechts und links hinüberneigte. Nachdem der Schauer des Ungewohntèn überwunden war, bildete es den höchsten Genuß für mich, diesen Bewegungen mit den Augen zu folgen und sie mit dem Körper mitzumachen. Etwas Kühnes und Unverdrossenes liegt in diesen großen und regelmäßigen Zügen, wie ein Bewußtes, das sich dem Menschen mitteilt und jederzeit mitgeteilt hat, z. B. auch den Seelen der großen Seefahrer der Renaissance, die zuerst ihren Schiffsschnabel auf das offene Meer hinausrichteten.

Um 1/2 11 Uhr stieg ich in meine Kammer hinab, um mich zu Bett zu legen. War schon das Treppensteigen mit Schwierigkeiten verbunden, so erforderte das Ausziehen eine noch größere Geschicklichkeit im Abpassen der günstigen Augenblicke, bis endlich das Insbettsteigen den Gipfel der Geschicklichkeit bildete, denn das Bett besitzt einen erhöhten Rand wie eine Kinderbettstelle, über den man sich hinwegschwingen muß.

Nachdem diese Schwierigkeiten überwunden waren, drehte ich das elektrische Licht aus. Damit war wieder eine neue Situation in meinem Seemannsleben eingetreten. Aber ich war nun schon zuversichtlicher geworden und ließ mich auch durch den ominösen Blechnapf, der am Kopfende der Bettkante aufgehängt war, nicht mehr einschüchtern. Aus dem Schlaf wurde zwar zunächst noch nichts, aber ich fand die Situation doch ganz behaglich. Die Schaukelbewegung des Schiffes hatte für mich etwas Angenehmes, und auch das Kippen in der Längsachse störte mich nicht; nur wenn die Schrauben sich aus dem Wasser hoben, ging eine zitternde Bewegung durch das Schiff, die sich natürlich auch auf den Körper übertrug. Mit Behagen ließ ich mich wiegen, heben und senken und horchte dabei auf das Spiel der Wellen hinter der Schiffswand. Ich hatte ja absolut keine Erfahrung über dieses Spiel, ob es ernsthaft oder spaßhaft gemeint war; vielleicht unterschätzte ich es auch, denn manchmal hörte es sich doch so an, als ob eine Reihe von Geschützen hintereinander abgefeuert würden, und oft schlug auch eine Welle mit klatschendem Geräusch bis hinauf gegen die Fensterscheibe. Ich lag langausgestreckt im Bett und lauschte auf den Lärm mit dem Gemisch von Behagen und Schauer, mit dem ich als kleiner Junge in den Herbstnächten auf dem Lande in meiner Kammer im Vaterhause auf den Sturm gelauscht hatte, wie er um den Hausgiebel fuhr und die alten Bäume vor dem Fenster schüttelte.

Als Neuling im Schiffsleben sollte ich aber noch ein paar harmlose Erfahrungen in dieser ersten Nacht sammeln. Sobald nämlich eine größere Welle das Schiff besonders auf die Seite warf, ertönte jedesmal ein scharfes „Klapp-Klapp“. Meine Bemühungen, die Ursache dieser Störung zu erfahren, waren lange vergeblich gewesen, bis ich endlich

herausfand, daß sie von der Wasserkaraffe und den zwei Trinkgläsern auf dem Schrank herrührte. Der Ring, in dem sie standen, war für diese nützlichen Geräte zu groß, so daß beide einen kleinen Spielraum zum Hin- und Herrutschen hatten. Aber ich sollte noch eine zweite, etwas empfindlichere Störung erleben. Bei einem besonders unregelmäßigen Stoß des Schiffes erhielt ich nämlich einen Guß Wasser über den Kopf, der mir natürlich einen gehörigen Schreck einjagte. Er stammte aus dem Wasserbehälter im Schrank und war aus der Tülle herausgespritzt, durch welche der Vorrat im oberen Blechkasten ergänzt wird. Durch Verstopfen der Öffnung mittelst eines Taschentuches wurde eine zweite Auflage verhindert. Diese kleinen Störungen waren natürlich in der ersten halben Stunde beseitigt worden, so daß sich bald der süßeste Schlummer einstellte.

## Ajaccio.

Am anderen Morgen, den 7. Januar, war ich schon vor Tag auf Deck. Es war zunächst nichts weiter zu sehen als das Blickfeuer der Iles sanguinaires. Wir fuhren langsam an dem Lichte vorüber, indem wir es links liegen ließen. Alsbald tauchte auch die Insel Corsica als ein flacher, dunkler Buckel ohne jedes Detail in der Zeichnung vor dem Schiffe auf. Bevor wir aber ansteuerten, mussten wir erst den Lotsen an Bord haben. Das Übernehmen spielt sich in folgender Weise ab: Vor dem Schiff erscheint ein Boot mit meheren Leuten, das sich sehr schnell dem Schiffe nähert; während dessen steht an Bord ein Mann mit einer Leine bereit, dessen Ende er mit sicherem Schwung in das Boot wirft, sobald es nahe genug heran ist. Die Leute im Boot müssen nun die Leine fassen und es an das Schiff heranziehen, wo es sich längsseit legt und in den hohen Wellen, die neben dem Schiff hinziehen, heftig auf und ab tanzt. Vorher hatte man schon die Strickleiter herabgelassen, an welcher nun der Lotse in die Höhe klettert.

Ajaccio liegt in einer tiefen Bucht. Je näher das Schiff dem Ufer kommt, desto mehr Details erscheinen in der Landschaft. Es treten Höhenzüge und Täler hervor, und es machen sich Unterschiede in den bewaldeten und in den kahlen Strichen auf den Hängen bemerkbar. Die Berge hinter der Stadt sind bis zu einer gewissen Höhe hinauf bewaldet, während darüber das kahle Gestein zu Tage tritt. Eine kurze Linie von Lichtern verrät in der Dämmerung den Kai der Stadt. Der Meteor legte nun nicht am Kai an, sondern ging noch eine ganze Strecke vor ihm vor Anker. Von unserem Schiff blicken wir gerade auf einen hübschen Platz, Place des Palmiers, der mit hohen Dattelpalmen, und anderen immergrünen Bäumen und Sträuchern dicht bepflanzt ist. In seiner Nachbarschaft erheben sich imposante Häuser mit mehreren Stockwerken und Balkonen.

Nachdem wir mit den Booten der Einheimischen an Land gebracht worden waren, bestiegen wir sofort die hier bereit stehenden Wagen zu einer Rundfahrt. Der älteste Teil der Stadt besitzt enge, finstere Straßen mit hohen Häusern, unter ihnen das Geburtshaus Napoleon Bonapartes. Es ist ein dreistöckiges Gebäude ohne Balkon und ohne jeden Schmuck. Es gehört der Kaiserin Eugenie und enthält eine Anzahl von Zimmern mit Möbeln im Stile des 18. Jahrhunderts, die einen sehr bescheidenen Eindruck machen. Unter anderen wird das Sofa gezeigt, auf dem der Kaiser geboren wurde, und die Sänfte der Madame Lätitia. An der Wand eines Zimmers hängen die Bilder der Eltern des Kaisers. Die Stadt besitzt noch einen zweiten sehr schönen, aber völlig freien Platz, Place Bonaparte, der mit seiner ganzen Breite an das Meer stößt; hier, dicht am Ufer steht das Bronzestandbild Napoleons. Auf einem hohen Postament hält der Kaiser zu Pferde in der Tracht der römischen Imperatoren mit dem Lorbeerkranz auf dem Kopf. Das Postament ruht auf einer Plattform, an deren vier Ecken seine vier Brüder, mit der Toja bekleidet, stehen.

An die Fahrt durch die Stadt schloß sich eine solche in die nähere Umgebung an. Die Straße führt ganz allmählich in einer hübschen Schlangenlinie einen Berg, den Monte Salario, hinauf, wobei sich immer neue Landschaftsbilder darbieten. Hinter der Stadt liegt zunächst ein weites Halbrund von niedrigen Hügeln und weiten Tälern, die sich ganz allmählich an den Gebirgsstock anschließen. Die Abhänge und Täler sind mit Olivengärten dicht bedeckt, und aus dem üppigen Grün heben sich die hellen Mauern der Häuser in großer Zahl heraus und deuten auf einen guten Kulturzustand. Je höher wir den Berg heraufkommen, desto mehr tritt die Kultur zurück und das natürliche Pflanzenkleid Corsicas erscheint. Dieses Pflanzenkleid ist so charakteristisch, daß es einen besonderen Namen erhalten hat: man spricht von der Formation der Macchien. Sie wird gebildet aus hartlaubigen Gewächsen, die in der Regel nur als Gebüsche auftreten. Es war das erste Mal, daß ich eine immergrüne Laubwaldlandschaft vor mir sah. Jetzt, in den ersten Tagen des Januar, als ieh soeben unsere Parks und Gärten mit ihren kahlen Sträuchern und Bäumen verlassen hatte, prangte hier die Flora im grünen Kleide. Bei uns behält ja auch der Kiefernwald mit seinen Begleitpflanzen von Moosen, Blaubeeren und Wachholder sein Laub; aber der Kieferwald ist doch nur ein sehr bescheidener Schmuck einer Landschaft. Der verbreitetste Strauch der Macchienformation sind die Cistus-Arten. Die meisten von ihnen besitzen keinen ausgesprochenen Charakter, oft haben ihre Blätter eine gewisse Ähnlichkeit mit denen unserer Weiden. Auffallend ist Cistus albidus mit seinen filzigen grauweißen Blättern. Daneben finden sich noch mehrere andere strauchartige Pflanzen, wie Eiche, Myrthe, Olive, Lorbeer und Oleander. Dazu

aber gesellen sich endlich einige Pflanzen, welche in ihren Blättern ätherisches Öl enthalten, wie Anthyllis chamaecyparissus, eine Papilionacee mit kleinen schuppenförmig übereinandergelegten weißen filzigen Blättchen und ferner noch Rosmarin, Thymian u. ä. Als wir im warmen Sonnenschein den Berg in die Höhe fuhren, zog ab und zu eine Wolke von Duft an unserer Nase vorüber, und ich konnte bestätigen, was Napoleon auf St. Helena von seiner Heimatinsel gesagt hat, daß er sie auch in dunkler Nacht am Geruch erkennen würde.

Aus dem niederen Wald, welcher die Hänge überzieht, erheben sich an einzelnen Stellen Gruppen hoher Eucalyptus-Bäume, die von weitem mit ihrem Baumschlag an unsere Weiden erinnern und dem Auge einen hübschen Stützpunkt gewähren. Zu den hochstämmigen Bäumen gehören auch die Pinien, die ebenfalls in Gruppen bei einanderstehen. Eucalyptus globulus ist ein Fremdling im Bereiche der Mittelmeerflora, denn er stammt aus Australien. Seine Blätter erinnern an die des Oleanders, nur sind sie viel größer und eigentümlich sichelförmig geschweift. Die Einführung in diese Landschaft verdankt der Baum dem Umstande, daß seine Wurzeln sehr tief in den Boden eindringen, weshalb man eine Zeit lang geglaubt hatte, er werde feuchte, sumpfige Landstriche, in denen die Malaria herrscht, austrocknen. Wenn sein Einfluß nach dieser Seite auch sicherlich überschätzt worden ist, so hat doch die baumarme Landschaft in diesem genügsamen Neuling ein schätzenswertes Mitglied erhalten.

Auf der Rückfahrt hielten die Wagen neben einer merkwürdigen Felsengrotte dicht vor der Stadt, die als Lieblingsplatz des jungen Napoleons bezeichnet wird. Zwei oder drei gewaltige Felsblöcke von rotem Granit sind so verstürzt, daß unter ihnen eine niedrige Höhle entstanden ist, die auch heute noch von den Jungen als Spielplatz benutzt wird, worauf wenigstens die rauchgeschwärzte Decke hindeutet. Die großen Blöcke sind die Überreste der Verwitterungsrinde und weisen darauf hin, daß die Insel zum größten Teil aus Granit besteht. Sie selbst sind nur deshalb dem gänzlichen Verfall entgangen, weil sie aus besonders festem Material bestehen. Man erkennt deutlich die großen, ganz vorzüglich erhaltenen Feldspatkristalle. Die Geologen erblicken in den beiden Inseln Corsica und Sardinien die höchsten Gipfel einer eingesunkenen Scholle der Erdrinde, über welcher sich das Meereswasser angesammelt hat. Die Zeit, in welcher das Mittelländische Meer entstand, liegt noch nicht sehr weit zurück; der Einbruch erfolgte erst am Ende der Sekundärzeit. Das Vorkommen des Granites ist ein Zeichen, daß beide Inseln zu einem alten Kontinente aus Urgebirge gehörten, von dem sie somit die höchsten Spitzen waren.

## Algier.

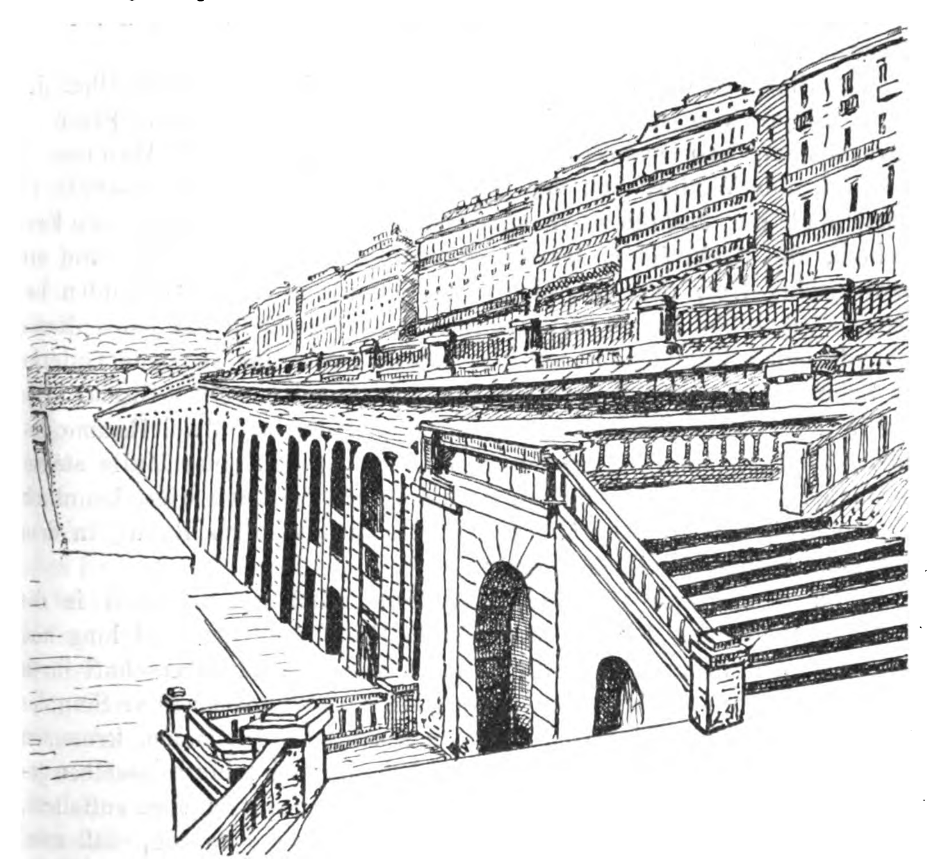
Von Corsica hinüber nach Algier dauert die Fahrt zwei Nächte und den dazwischen liegenden Tag. Die Überfahrt war von dem schönsten Wetter begleitet, und die See gerade so bewegt, daß die Sonne Lichter und Schatten in reicher Abwechselung aufsetzen konnte. Unter der Sonne selbst liegt auf dem Wasser eine breite glänzende Bahn, die sich nach dem Schiff hin ganz allmählich zuspitzt, und deren beide Ränder unregelmäßig begrenzt sind, weil die helle Fläche ganz allmählich in die dunkle Umgebung übergeht. Jetzt waren wir auf hoher See. Das Land ist an dieser Stelle des Mittelländischen Meeres völlig unsichtbar, und nach allen Seiten hin dehnt sich die Scheibe des Wassers ins Unbegrenzte aus. Vom Sonnendeck herab hat man den großartigsten Blick auf diese Unendlichkeit, und die Stunde tiefen Ergriffenseins wird mir unvergeßlich bleiben. Ganz anders ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man von der Spitze des Schiffes hinab auf die Welle schaut, die sich vor dem Schiff aufbäumt. Wie ein fleißiger Arbeiter die Arme hebt, so taucht sie empor und fließt in einer langen geraden Linie ruhig ab, gleichsam mit dem Bewußtsein, wieder einmal ihre Pflicht und Schuldigkeit getan zu haben. Und wenn man endlich vom Hinterende des Schiffes auf das brodelnde Wasser der Kiellinie schaut, so muß man an die fröhlichen Jungen denken, die aus dem Portal der Schule herausströmen mit dem Gedanken, nun wieder ihr eigenes Spiel spielen zu können. Da der schöne Tag ein Sonntag war, so hatte die Schiffskapelle ein besonders reichhaltiges Programm zusammengestellt. Auch sonst verlief der Tag sehr glücklich, und ich war in ganz besonders gehobener Stimmung. Mit dem Leben auf dem Schiff war ich jetzt völlig vertraut geworden und ich fühlte mich auf dem Deck so behaglich wie in meiner Arbeitsstube in Berlin. Auch der Abend verlief heiter, und ein lustiger Ball auf dem Achterdeck bildete seinen Schluß.

Am nächsten Tage, als ich beim Grauen des Morgens auf Deck kam, lag die Küste des afrikanischen Kontinentes als ein dunkler Rücken vor dem Schiff, und eine lange Reihe von Lichtern bezeichnete den Kai von Algier. Der Nordrand des afrikanischen Kontinentes zwischen Ceuta und Tunis bildet den Südrand des westlichen Mittelmeerbeckens und hat ungefähr die Richtung West-Ost. Den geologischen Stützpunkt der Küste bilden die Gneise und Granite des Atlas mit seinen Ausläufern, denen jüngere Gesteine tertiären Alters vorgelagert sind.

Algier hat alle übrigen Küstenorte überholt und jetzt bereits 98 000 Einwohner, weil hier die einzige Stelle ist, wo die Steilküste einen günstigen Hafen besitzt. Eine große Bucht erstreckt sich weit nach Süden in das Land hinein, und die Stadt baut sich neben ihrem

westlichen Ufer auf. Eine solche Lage mußte in alter Zeit unbedingt zur Seeräuberei auffordern. In der Tat blühte sie hier auch Jahrhunderte hindurch und trotzte allen Angriffen der umliegenden Mächte; selbst Karl V. war vergeblich gegen sie ausgezogen, und erst im Jahre 1830 eroberten die Franzosen Stadt und Land.

Vom Schiff hat man einen eindrucksvollen Blick auf die großartigen Hafenbauten. Eine lange horinzontale Uferstraße, der Boulevard de la République, zieht sich in einer bedeutenden Höhe über dem



Der Kai von Algier.

Wasser entlang. Sie ist bebaut mit stattlichen drei Stock hohen Häusern mit langen Balkonen. Unter der Uferstraße liegen die Magazine und die Markthallen des Hafens, und Portal neben Portal öffnet sich hier nach dem Wasser hin. Eine breite Rampe für den Wagenverkehr und eine Treppe für die Fußgänger führen vom Wasser hinauf zur Uferstraße. Die lange Reihe der Magazine und der hohen Häuser darüber ist wirklich ein imponierender Anblick und ein sprechendes Zeugnis für die Arbeitsfreudigkeit der Franzosen.

Die Häuserfront wird in ihrer Mitte durch einen Platz mit Bäumen und dichtem grünen Buschwerk unterbrochen. Rechts von dem Platze erkennt man über den vorderen Häusern ein buntes Haufwerk von kleinen weißen Häuschen ohne Dächer, die sich ganz regellos an einem flachen Abhang in die Höhe hinaufschieben. Dieses Häusernest ist die arabische Stadt. Auf der anderen Seite des Platzes liegt das europäische Viertel mit seinem regelmäßigen Stadtplan und den hohen Häusern. Hinter der Stadt steigt der Abhang noch weiter in die Höhe, aber nur bis zu einem niedrigen grünen Kranz, der einen hübschen Abschluß für das Häusernest bildet.

Parallel mit der Uferstraße laufen natürlich die Hauptstraßen der Stadt. Einige von ihnen stoßen mit ihrem Nordende auf die Place du gouvernement, wo mehrere wichtige Gebäude, wie die Moschee el Dschedid, der Winterpalast des Generalgouverneurs, der erzbischöfliche Palast und die katholische Kathedrale stehen. Die Residenz des Erzbischofs, die Archivêchie, ist ein ehemaliger arabischer Palast und ein quadratischer Hof, der auf allen vier Seiten von hohen Gebäuden begrenzt wird, bildet seinen Mittelpunkt. Im Erdgeschoß hat jedes dieser Gebäude einen Säulengang und im ersten Stock eine zierliche Galerie. Als Schmuck dienen glasierte Ziegeln und feinster weißer Stuck. Die Ziegeln sind hier vorherrschend von grüner Farbe. Zwei Räume des Innern sind zu Kapellen umgebaut worden, und in einer Halle stehen die Büsten von vier Erzbischöfen, darunter auch die Lavigeries, kenntlich an dem großen Bart. Die Moschee ist ein großer leerer Raum, in dem acht hohe Säulen die Decke tragen.

Von dem Platze führt eine Straße ziemlich steil bergan in die Araberstadt hinein. Sie ist der älteste Bestandteil der Siedelung und hat trotz der mehr als fünfzigjährigen französischen Herrschaft ihren Charakter völlig bewahrt. Der anspruchslose und konservative Sinn des Muselmannes kommt hier so recht zum Ausdruck. Die engen, krummen Straßen und die kleinen Häuschen sind Jahrhunderte hindurch dieselben geblieben, und die Pracht, die sich in der europäischen Stadt daneben entfaltete, hat keine Nachahmung gefunden. Die Straßen sind so eng, daß zwei Menschen sich nur gerade ausweichen können. Die Häuschen bestehen in der Regel aus dem Erdgeschoß und einem Oberstock, der etwas vorspringt, so daß er durch Stützbalken getragen werden muß. Oft ist die Straße so schmal, daß sich zwei Häuschen mit ihren oberen Stockwerken aneinanderlehnen. Im Erdgeschoß befinden sich die Läden sowie die Werkstätten, und das obere Stockwerk besitzt kleine Fenster, die durch dichte Holzgitter völlig zugesperrt sind. Die Geschäftsräume nehmen den ganzen unteren Raum des Hauses ein und sind nach der Straße zu völlig offen. Auf den Straßen herrscht ein lebhaftes Treiben: Männer und Frauen sind fast gleichmäßig verhüllt, soweit es Araber sind, und

zahlreiche Kinder tummeln sich dazwischen herum. Was man von den Gesichtszügen erkennen kann, läßt nicht auf große Schönheit oder Intelligenz schließen; es herrscht die dunkelbraune Hautfarbe bei weitem vor, die besonders bei alten Männern mit grauen oder weißen Bärten auffällt.

Die Rue de Constantine führt nach Süden aus der Stadt hinaus. Sie ist die Hauptverkehrsader; eine elektrische Bahn fährt in ihr entlang, ihre Ränder sind mit hohen Bäumen bepflanzt und die Geschäfte haben einen großstädtischen Anstrich. Der Verkehr auf dem Damm und den Bürgersteigen ist sehr lebhaft, und das Publikum ist völlig europäisch gekleidet; nur sehr selten fallen ein paar vermummte Araber auf. Auch Soldaten, Offiziere und Mannschaften, bilden einen nicht unerheblichen Bestandteil des Straßenpublikums, da die Stadt eine große Garnison hat.

Die Hauptrichtung in der Ausdehnung der Stadt geht nach Süden; deshalb werden die alten Festungswerke hier entfernt. Dort liegt auch ein großer Exerzierplatz, auf welchem eine Abteilung Chasseurs d'Afrique sich im Springen über Hindernisse übte, als wir vorüber kamen. Die Pferde, besonders die der Offfziere, waren fast ausnahmslos Schimmel von zarten Gliedmaßen und eleganten Bewegungen.

Gleich vor der Stadt liegt der Jardin d'essai, der Versuchsgarten, ein großer Park mit tropischer Vegetation. Er ist Privateigentum, und der Besitzer wartet auf die Gelegenheit, ihn günstig zu verkaufen; deshalb wird er auch nur notdürftig gepflegt, was ihm aber nur zum Vorteil gereicht. Lange Alleen mit tropischen Pflanzen durchziehen ihn nach allen Richtungen, und Gruppen von Sträuchern und Bäumen sind überall verteilt. Eine lange Allee aus hohen Dattelpalmen, deren Früchte hier reifen, fällt besonders auf, und weiter einige Gruppen von mächtigen dicken Feigenbäumen. Unter den Baumgruppen befinden sich auch einige Exemplare des bekannten Gummibaumes sowie solche des indischen Feigenbaumes, der von seinen Ästen Luftwurzeln auf die Erde hinabschickt, so daß dieser Baum den Eindruck einer Halle mit Säulen macht. Ein Weg, der mit hohen Bambusstauden eingefaßt war, wirkte fast ebenso imponierend wie die Palmenalleen. Ein Gebüsch von Bananen überrascht durch die Üppigkeit der langen Blätter, die hier so schnell nachwachsen, daß sie nicht wie bei uns auf den Plätzen vom Winde zerzaust sind. Ein Gebüsch von schönen Palmfarnen zieht die Aufmerksamkeit schon von weitem durch die roten Samen auf sich. Diese Pflanzen sind auch bei uns bekannt, weil ihre Blätter als sogenannte Palmenzweige bei Trauerkränzen vielfach Verwendung finden. Sie sind aber weder Palmen noch Farne, sondern gehören im System der Pflanzen in die Nähe unserer Nadelhölzer. Ihre roten Samen sind von keinem Fruchtfleisch umgeben und sitzen paarweise, zu dreien oder vieren an einer Achse, die an ihrem oberen Ende ein zartes wolliges Blatt trägt. In einem

Sumpfbeet endlich war ein großer Busch von Papyrusstauden angepflanzt. Aber auch die Tierwelt der Tropen hatte einen Vertreter hergeliefert: in einem Gehege waren nämlich einige Strauße, junge und alte, eingesperrt.

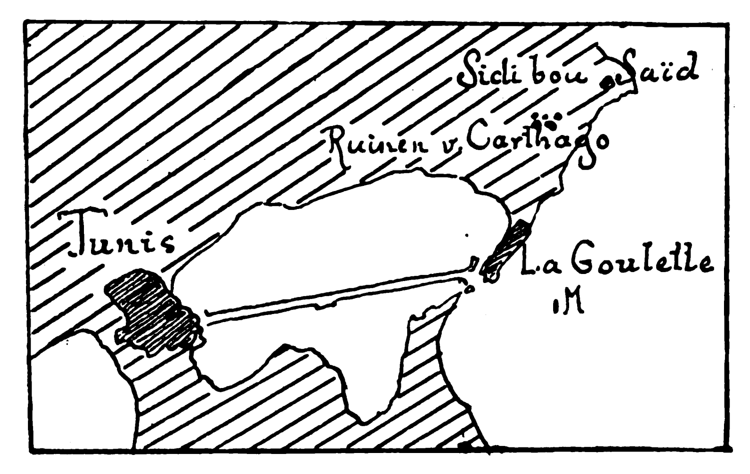
Der Versuchsgarten liegt noch auf dem schmalen Streifen niedrigen und ebenen Vorlandes, hinter welchem sich das Gebirge erhebt Es erreicht in der nächsten Umgebung nur 200 m, aber seine Form ist sehr anmutig; eine Anzahl flacher Bergrücken schiebt sich zum Meere hin vor, und dazwischen liegen hübsche Täler. In dieser Landschaft hat sich eine üppige Vegetation entfaltet und bildet eine ununterbrochene Reihe von Gärten und Parks mit Villen und Landhäusern in allen Stilarten. Der größte Park und das schönste Gebäude ist die Sommerresidenz des Generalgouverneurs, ein ehemaliger arabischer Palast, der mit seiner zarten Architektur und seiner weißen Farbe von dem dunkeln Hintergrunde aus Palmen und Pinien sich ganz besonders hübsch abhebt. Auf den offenen Feldern werden Weizen und Kartoffeln gebaut, und die Weinrebe ist vielfach angepflanzt. An den Straßenrändern und auf den Vorsprüngen der Mauern aber wachsen Agaven und Opuntien in prächtigen Exemplaren. Zu den beliebten Bäumen gehört offenbar auch der Johannisbrotbaum, der leicht zu erkennen ist an den gefiederten Blättern mit den dunklen, runden und glänzenden Blättchen. An diesem Abhang könnte sich noch manche tropische Pflanze ansiedeln. Agaven und Opuntien sind die besten Beispiele für ihr Gedeihen. Beides sind Bewohner der westlichen Halbkugel und haben sich am Ufer des Mittelländischen Meeres völlig eingebürgert, so daß man beide auf jedem freien Platze trifft. Einer dieser weit vorspringenden Bergzipfel trägt die stattliche Kirche Sacre coeur, die fleißig besucht wird; denn auf der Straße wanderten viele festtäglich gekleidete Menschen in die Höhe, und die Kirche war voller frommer Beter; auch ihre Wände sind mit zahlreichen Weihgeschenken behangen.

## Tunis und Karthago.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit verließen wir unseren Ankerplatz und fuhren die Nacht und den nächsten Tag neben der Küste von Afrika nach Osten. Wir schwammen indessen so weit vom Lande entfernt, daß nur wenige Einzelheiten der Landschaft zu erkennen waren: die Küste macht einen gebirgigen Eindruck, und in den Schluchten leuchtet der Schnee. Wir befanden uns hier auf der befahrensten Meeresstraße, und es begegneten uns daher mehrere große Dampfer; wir holten z. B. auch einen Dampfer der H. A. P. A. G. ein, der auf dem Wege nach Ostafrika begriffen war, und fuhren an ihm vorüber, indem wir mit ihm Grüße austauschten. Bisher waren wir vom Wetter ausnehmend begünstigt worden, wir waren z. B. in Corsica und

in Algier ohne Überzieher gefahren; im Laufe des Nachmittags aber bedeckte sich der Himmel immer mehr mit Wolken, und am Spätnachmittage fing es an zu regnen. Da auch der Wind sich immer mehr aufmachte, so wurde auf der Windseite des Schiffes der Zwischenraum zwischen dem Dach des Promenadendecks und der Railing durch eine Schutzleinewand abgesperrt, und bei Tisch waren die Schlingenleisten aufgelegt worden, damit die Teller, sowie Messer und Gabeln nur innerhalb eines bestimmten Raumes hin- und herrutschen konnten.

Am Morgen des 11. Januar trafen wir auf der Reede von Tunis ein. Ein Blick auf das Meereswasser lehrte sofort, daß wir uns in einem neuen geologischen Abschnitt des Mittelländischen Meeres befanden. Bisher hatten wir, auch bis in den Hafen hinein, klares blaues Wasser gehabt; hier aber war das Wasser lehmfarbig. Die Häfen des west-




**Kartenskizze der Reede von Tunis. (M=Meteor.)**

lichen Mittelmeeres sind mit wenigen Ausnahmen die schönsten der Welt, denn sie sind nicht der Verlandung ausgesetzt, weil sie an Steilküsten liegen, wo sich keine großen Flußsysteme entwickeln konnten. Hier ist es anders. Über dem Wasser hebt sich ein flacher Streifen Landes heraus, der mit einigen Häusern besetzt ist, das ist La Goulette. Links davon zieht sich die Bucht weiter ins Land zurück, und in der Ferne erscheint ein weißer Strich, das ist Tunis. Nach der rechten Seite endlich hebt sich das Land allmählich zu einem niedrigen Vorgebirge heraus, von dessen Plattform ein weißes Gebäude herunterleuchtet und an dessen Fuß das Dorf Sidi Bou Saïd zu erkennen ist. Die zuletzt beschriebenen Örtlichkeiten tragen die Ruinen des alten Karthago, und die Kirche ist die Cathédrale d'Afrique.

Der Meteor lag weit ab vom Lande, und links und rechts von uns ankerten in einiger Entfernung noch zwei oder drei andere große

Schiffe. Wir wurden deshalb mit einer Dampfbarkasse abgeholt und in La Goulette an Land gesetzt, wo wir sogleich in die Wagen stiegen. Der Vormittag war für einen Ausflug nach Karthago bestimmt. La Goulette besteht nur aus ein paar Straßen mit weitläufig gebauten Häusern und einer Kaserne für die Turkos. Bald rollten wir daher auf der Landstraße dahin, die sich in einem sehr guten Zustande befindet. Hier begegnete uns, ein echt afrikanisches Bild, ein kleiner Trupp von Kamelen und dahinter mehrere Herden von Kühen mit Kälbern. Das Rindvieh ist klein und sieht mit seinen struppigen, braungrauen Haaren dürftig genug aus. Der Boden ist zunächst noch eben, sehr sandig und spärlich bewachsen, so daß es kein Wunder ist, wenn das weidende Vieh sich in schlechtem Futterzustande befindet. Sobald aber das Gelände zu steigen beginnt, nimmt der Boden ein fruchtbares Aussehen an, und es finden sich Felder mit Weizen und Pferdebohnen. Nach kurzer Fahrt erreichten wir das Weichbild des alten Karthago, wie die zahlreichen Trümmer von Mauern lehrten, die auf den Feldern aus dem Getreide herausragten. Auf einer Bergspitze steht die Cathédrale d'Afrique, ein hohes weißes Gebäude aus Marmor mit großem Portal und zwei Türen an den Ecken. Das Längsschiff wird begrenzt von zierlichen maurischen Säulen mit Bogen dazwischen. Über dieser Säulenreihe läuft eine Galerie aus kleineren Säulen, und darüber liegt noch eine zweite mit zierlicheren Säulen. Der Altarraum ist ganz besonders prächtig ausgestattet; er ist von einer hohen Kuppel überspannt, und hinter dem Hauptaltar steht in einer kleinen dunklen Nische noch ein zweiter, kleinerer Altar. In einiger Entfernung von der Kirche liegt ein Garten mit dem Museum für die Ausgrabungen. Der Garten selbst ist schon ein Museum, denn er enthält eine beträchtliche Menge von solchen Kunstgegenständen, die sich durch bedeutenden Umfang oder durch Widerstandsfähigkeit gegen die Witterung auszeichnen. Es sind das z. T. Skulpturen und z. T. Inschriften, die in die Mauern eingelassen sind oder an den Wegen einen Platz gefunden haben. Das Museum selbst aber ist außerordentlich reich ausgestattet und beherbergt Schätze aus allen Abschnitten der karthagischen Geschichte, von der Urzeit durch die phönizische bis in die römische Zeit. Auffallend zahlreich sind die Schmucksachen, wie Ringe, Ketten, Nadeln, Spangen usw., unter ihnen fallen die Amulette auf, die den Scarabäus, jenen heiligen Käfer der alten Ägypter, nachahmen. Mehrere Schränke sind angefüllt mit Gerätschaften aller Art aus Ton oder Metall. Endlich sind zwei oder drei Sarkophage aufgestellt mit menschlichen Gebeinen, während ihre Deckel mit den in Stein gemeißelten Bildern der Verstorbenen daneben stehen.

Unweit des Museums liegen die Örtlichkeiten, an denen die Ausgrabungen stattfinden. Zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten aus

alter Zeit gehört die Zisterne, welche das Wasser der Leitung aufsammelt, denn man hat die römischen Vorrichtungen wieder gebrauchsfähig gemacht. Die Ausgrabungen haben nur einen beschränkten Umfang. Es sind einige kleine Vierecke mit Mosaiken, einige Mauern und Säulen freigelegt worden. Aus den Überresten gewinnt man den Eindruck, daß die Räumlichkeiten sehr beschränkt gewesen sein müssen. Ihre Mauern waren wohl zum größten Teil aus natürlichen Hausteinen hergestellt, doch macht es gelegentlich auch den Eindruck, als ob das Material Ziegeln wären. Sehr hübsch aber sind die Mosaiken, bei denen Blattformen und Stäbe in verschiedenen Farben vorherrschen.

Von dieser klassischen Stätte brachten uns die Wagen nach Tunis zurück. Die Straße läuft neben der Eisenbahn hin, und der Boden ist eben und sehr fruchtbar. Er ist das Resultat der Aufschüttungen mehrerer Flüsse, die hier in das Meer münden, und unter denen der Medjerdah der größte ist. Ehemals reichte das Meer hier offenbar viel weiter in das Innere hinein, so daß die heutigen Erhebungen, z. B. der Kern von Karthago, als Inseln aus dem Wasser emporragten. Diese Berge bestehen aus den jüngeren Schichtgesteinen, welche die Gestade des Mittelmeeres begrenzen. Einige Felder wurden gerade gepflügt. Der Pflug ist höchst primitiv: er besteht aus einem langen dicken Balken, mit einem Querholz am vorderen Ende, woran die beiden Ochsen gespannt waren, während hinten Schar und Sterz angebracht sind. Auf der Straße kamen uns mehrere Esel mit einem Jungen als Reiter entgegen, die zu beiden Seiten Säcke mit Dung trugen. Auch zweirädrige Karren, mit Dung beladen und von einem Esel gezogen, fuhren die Straße entlang. Die Felder sind mit einer dichten Hecke aus Opuntien eingefriedet, die sicherlich für jeden Vierfüßer undurchdringlich ist. Die Straße ist eine sehr gut unterhaltene Chaussee, an der in regelmäßigen Abständen Häuschen stehen mit der Aufschrift Cantonier, d. h. Wegeaufseher.

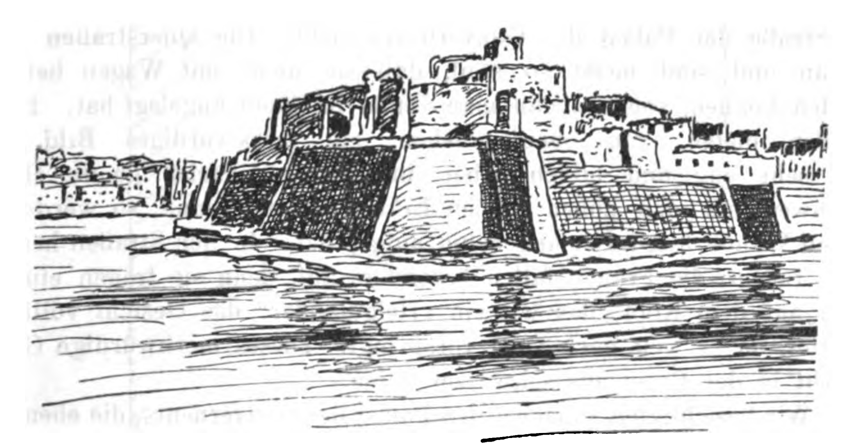
In schlankem Trabe fuhren wir durch ein hohes Tor in Tunis ein, dessen Straßen breit genug sind, daß Wagen darin verkehren können. Die Häuser haben durchweg nur ein Erdgeschoß, machen aber trotzdem einen imposanteren Eindruck, als die im alten Algier. Die ganze Stadt ist eine arabische Stadt, und das europäische Viertel ist nur ein unbedeutendes Anhängsel. In Algier hatte man das Gefühl, als ob die Franzosen das Arabische schonen, wie wir ein Denkmal aus alter Zeit konservieren; hier aber erscheint der Araber noch immer als der Herr. Allerdings überrascht wieder die strenge Absonderung des Europäers von dem Eingeborenen, denn auch in diesen Araberviertelu steht noch kein europäisches Haus. Es scheint, als ob die Handwerker

und die Geschäftsleute die Straßen unter sich verteilt hätten; denn man findet immer gleich mehrere Werkstätten bzw. Geschäfte desselben Zweiges beisammen. Die Fahrt durch die Stadt zeigt überall das Primitive der Kultur, aber dieser Eindruck hat hier nichts Beschämendes; man weiß, es kann nicht anders sein; es ist so ähnlich, wie wenn man bei uns durch ein Dorf kommt; dort muß es eben anders aussehen als in einer Stadt. Die Wagen halten endlich auf einem großen, unregelmäßigen Platz mit einem weitläufigen Gebäude, der Kasbah, dem ehemaligen Palast des Beis, der jetzt als Kaserne für die französische Garnison dient. Ihr gegenüber steht das heutige Palais des Beis, in welchem er alljährlich 14 Tage während des Festes Ramasan wohnt und den französischen Generalresidenten empfängt. Der Palast ist im maurischen Stil gebaut, und seine Zimmer sind für unsere Begriffe klein, aber sehr wohnlich ausgestattet mit Teppichen, Divans und Bildern. Die Wände sind bis zu einer gewissen Höhe mit glasierten Ziegeln bekleidet und darüber mit dem zierlichsten weißen Stuck wie mit einem Spitzenschleier. Der quadratische Hof ist von schlanken kleinen Säulen umgeben, und die Mosaiken haben schwarz und weiße Farben. Von dem Dache des Schlosses überblickt man die Stadt mit ihren weißen Häusern, die im hellen Sonnenschein die Augen blenden, und sieht am Rande die roten Dächer der Häuser der Europäer. Die Stadt hat 176000 Einwohner, und der Staat steht seit 1881 unter französischer Regentschaft. Vor der Abfahrt des Dampfers hatten wir noch Zeit genug, den berühmten Bazar aufzusuchen und einige Andenken zu kaufen. Er wird abgehalten in mehreren sich kreuzenden überdachten Straßen. Zu beiden Seiten befinden sich die offenen Läden, und auch hier ist wieder eine Art von Teilung der Plätze unter die einzelnen Handelsleute durchgeführt. Der Bazar ist schon einmal durch eine Feuersbrunst eingeäschert worden, wobei eine große Menge Menschen umgekommen sind; auch in dem neuen Gebäude kann einem Angst werden, wenn man sich die Gefahr vorstellt, so eng ist alles wieder aufgebaut worden und so vollgestopft erscheinen alle Räume mit brennbaren Stoffen. Auf den Straßen herrscht ein buntes Treiben, wie bei uns zur Zeit eines Jahrmarktes.

Unsere Dampfpinasse brachte uns gegen Abend wieder zum Dampfer zurück, und zwar fuhren wir einen Kanal entlang, der im Haff vom Kai von Tunis bis La Goulette angelegt worden ist, indem man zwei parallele Dämme im Abstande von 100 m errichtet hat, um eine vor der Verschlickung sichere Zufahrtsstraße zu behalten. Der flache Strand des Haffes ist der Lieblingsaufenthalt des Flamingos, der sich hier seine Nahrung sucht, und es zogen über unseren Dampfer große Flüge von ihnen hin, kenntlich an dem roten Gefieder, das im Abendsonnenschein leuchtete.

## Malta.

Mit dem Beginn der Dunkelheit lichtete der Meteor die Anker und dampfte weiter gen Osten. Am nächsten Morgen, dem 12. Januar, erblickten wir fern am Horizont die Küste Siziliens und konnten noch soeben den weißen Gipfel des Ätna unterscheiden. Um Mittag erschien dann die Inselgruppe, welche die Verbindung zwischen Europa und Afrika herstellt, zu unserer rechten Hand. Sie besteht aus den Inseln Gozzo, Comino und Malta. Die vorderste von ihnen, Gozzo, ist ein flacher Rücken, und das kahle graue Gestein tritt überall zutage. Ihre Küste bildet eine senkrechte Wand, an deren Fuß ein Haufwerk von Schutt und Blöcken lagert, gegen welches die Brandung spielt, wobei die Wellen oft hoch aufspritzen und eine weiße Schaumwolke erzeugen. Die Insel Malta macht denselben trostlosen Eindruck. Es fehlt, so weit



Fort St. Elmo.

der Boden zu übersehen ist, jeder Baum und Strauch; man erkennt nur dunkle Linien, die horizontal laufen, es sind die Abhänge von Terrassen, die für den Anbau von Feldfrüchten eingerichtet worden sind. Die Inseln bestehen aus miocänem Kalkstein. Das Mittelländische Meer hatte zu der Zeit, als in den Sumpfwäldern der Mark die riesigen Taxodien wuchsen, eine viel größere Ausdehnung; erst nach dieser Zeit hat es seine heutige Gestalt erhalten, und bei diesen Bewegungen der Erdrinde tauchten unsere Inseln auf. Ihre Lage in dem Paß zwischen Afrika und Sizilien bzw. zwischen dem östlichen und dem westlichen Mittelmeer hat sie zum Stützpunkt des englischen Mittelmeergeschwaders gemacht.

Die größte der drei Inseln ist Malta; hier liegt auch die Hauptstadt La Valetta, und zwar auf ihrer Nordseite. Bei der Einfahrt in den Hafen ragen auf der rechten Seite die hohen Mauern des Forts

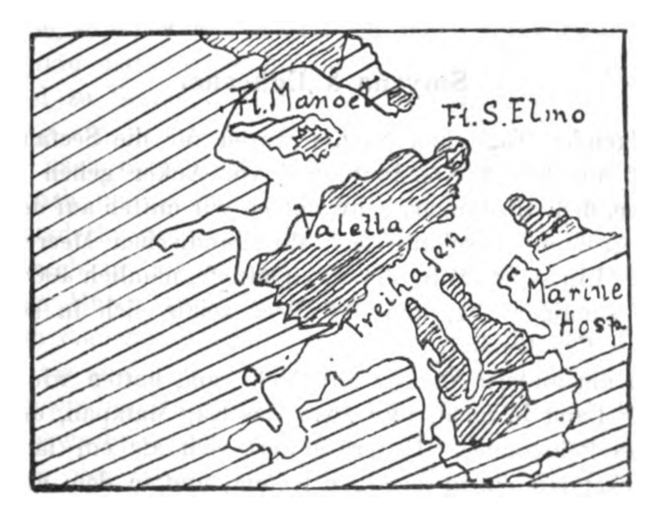
St. Elmo steil aus dem Wasser heraus und krönen auch weiterhin den Berggipfel rechts über dem Kai. Auf der linken Seite weicht das Land etwas zurück, und auch hier findet sich eine Befestigung, das Ricasoli-Fort. Hinter ihnen beiden breitet sich der Kriegshafen aus, und hier lagen ungefähr 4—6 englische Kriegsschiffe vor Anker, riesige Kolosse mit vier Schornsteinen und einem dunkelgrauen Anstrich, der den gebietenden Eindruck noch verstärkt. Wir fuhren tief in den Freihafen hinein und machten unweit des Kais fest. Vor uns baut sich die Häuserreihe der Uferstraße auf, und dahinter steigen die übrigen Gebäude der Stadt in die Höhe. Die Häuser sind aus dem gelben Sandstein der Insel erbaut und mit geschlossenen Balkonen aus Holz versehen, die einen grünen Anstrich haben, wodurch etwas Farbe in das eintönige Bild kommt.

Das Straßennetz der Stadt ist ganz regelmäßig gezogen, seine Mittellinie bildet die Strada reale, in deren Halbierungspunkt ein schöner Platz mit der Hauptwache liegt, während ihr gegenüber in der Front der Straße der Palast des Gouverneurs steht. Die Querstraßen gehen bergan und sind meist so steil, daß sie nicht mit Wagen befahren werden können, sondern daß man Stufen in ihnen angelegt hat. Solche Straßen bieten, von oben gesehen, ein merkwürdiges Bild. Sie sind sehr eng und bilden daher einen tiefen Schacht; da die Häuser durchweg mit den hohen grünen Erkern versehen sind, so werden die langen Wände hierdurch angenehm aufgeputzt. In den Straßen herrscht reges Leben; die Frauen fallen besonders auf, denn sie tragen eine Art Dach auf dem Kopf, das wie ein „Helgoländer“ das Gesicht völlig beschattet, da es weit nach vorn vorspringt. Dieses merkwürdige Gestell besteht in der Regel aus schwarzer Seide.

Wir besichtigten zunächst den Palast des Gouverneurs, die ehemalige Residenz des Großmeisters des Malteserordens, ein weitläufiges Gebäude mit breiter Straßenfront und hohem Portale. Hinter dem Vordergebäude liegt ein Hof, der mit Sträuchern und Bäumen geschmückt ist, unter denen eine stattliche Araucarie auffällt, die von König Eduard VII. bei seiner ersten Anwesenheit auf der Insel gepflanzt worden ist. Dahinter befinden sich die Gebäude, welche die Räumlichkeiten und die Kunstschätze aus der Glanzzeit der Ordensherrschaft enthalten. Karl V. hatte 1556 den Johannitern Malta als Sitz angewiesen, und der Großmeister Jean de la Valette legte die Stadt an. Sehenswert ist die große Halle mit den Rüstungen an den Wänden und den zahlreichen Glasschränken, gefüllt mit Waffen und Zierraten. Dahinter liegt der Sitzungssaal, ein großer Raum, dessen Wände mit Gobelins behängt sind, auf denen die Provinzen des Ordens, Landschaften mit Pflanzen, Tieren, und Menschen abgebildet sind. Es stehen hier mehrere Reihen von Sesseln und Stühlen für die Mitglieder des maltesischen Parlamentes und an ihrer Spitze der Sessel, auf welchem Napoleon saß, als er im Jahre 1798 den

Orden auflöste. Aus der Zeit der Ordensherrschaft stammt auch die zweite Sehenswürdigkeit der Stadt, die Kirche St. Johannis. Sie besitzt ein langes Längsschiff mit einem ungeheuren Altarraum, und ihre Wände sind mit prächtigen Gobelins bedeckt. Der Altarraum ist auffallend reich geschmückt; an seinen beiden Seiten liegen mehrere kleine Kapellen mit Altären für die Provinzen, darunter einer, der ganz aus Silber hergestellt ist. Vor dem Hauptaltar hängt eine silberne Lampe, die von Benvenuto Cellini verfertigt wurde.

Der einzige Schmuckplatz der Stadt sind die Baracca Gardens, die auf einer Bastion liegen und aus ein paar Rasenplätzen mit einigen Bäumen und Bänken bestehen. Man hat von ihrem Rande einen guten Blick auf den großen Hafen an ihrem Fuß. Die Stadt liegt auf einer schmalen Landzunge, die sich ungefähr von SW nach NO erstreckt.




Der Hafen von La Valetta.

An ihrem südöstlichen Ufer breitet sich der Große- oder Freihafen aus, der neben der Stadt ein fast gradliniges Ufer besitzt, während sein gegenüberliegendes durch vier fjordähnliche Einschnitte gegliedert ist. Die Landzungen zwischen diesen Buchten sind wieder an ihren Spitzen mit Forts gekrönt bis auf die eine, auf welcher das neue Marinehospital steht, ein ausgedehnter Gebäudekomplex mit hohen Säulen und großen Fenstern. Auf der Nordwestseite der Stadt ziehen sich ebenfalls Bastionen hin, und von ihnen aus blickt man in den andern Hafen, Marsa Musciet, den Quarantänehafen. Auch hier ist das gegenüberliegende Ufer durch zwei tiefe Buchten gegliedert, und wieder ragen die Mauern ausgedehnter Forts hoch aus dem Wasser heraus. So ist dieser Platz der Erde von der Natur und der Kunst zu einem Sicherheitsplatz ersten Ranges ausgestaltet worden.

Ehe wir von Malta Abschied nehmen, muß ich noch in Dankbarkeit der Liebenswürdigkeit des dortigen deutschen Konsuls gedenken. An Bord hatte ich schon gleich bei der ersten Unterhaltung mit dem Vertreter der Firma Thos. Cook & Son, welcher die Ausflüge leitete, erfahren, daß ich für Konstantinopel einen Paß nötig hätte. In fürsorglichster Weise unterstützte er mich in meinen Bemühungen, mir einen solchen noch unterwegs zu besorgen. Zuerst hatte ich es in Algier, aber ohne Erfolg, versucht, und schließlich hatten sich noch mehrere Herren gefunden, denen es ähnlich erging. Wir begaben uns nun in La Valetta sofort in die Wohnung des deutschen Konsuls des Herrn Barons von Fugger und trugen ihm unsere Bitte vor. Er war nicht nur so liebenswürdig, die ganze Arbeit zu übernehmen, sondern brachte uns abends die visierten Pässe sogar selbt an Bord zurück, sodaß wir keine Zeit verloren.

## Smyrna & Ephesus.

Die folgenden Tage und Nächte waren für die Seefahrt bestimmt, da wir erst am 16. in Konstantinopel vor Anker gehen sollten. Am nächsten Tage, dem 13. Januar, schwammen wir mitten auf dem Jonischen Meer, dem größten Abschnitt des Mittelländischen Meeres, der ganz inselfrei ist und in seiner Mitte die Maximaltiefe, nämlich 4068 m, erreicht. Es war ein sonniger Tag, und das Meer zeigte sich in seiner ganzen Schönheit und Erhabenheit.

Als ich am andern Morgen auf Deck kam, hatten wir linker Hand schon wieder Land in Sicht, und zwar das Kap Matapan, den mittelsten Ausläufer des Peloponnes. Es präsentiert sich als ein langgestreckter massiger Buckel mit einem zackigen Kamm, und in dem gleichförmigen Blaugrau des Abhanges leuchten nur wenige helle Flecken und Striche hervor. Wir steuerten auf Kap Malia weiter und blickten links neben dem Schiff in einen breiten Busen hinein, der sich soweit in das Land zurückzieht, daß seine Ufer fast verschwinden. Wir fuhren sodann zwischen dem Kap und der Insel Kythera hindurch. Die Insel besteht aus kahlem Gestein, und nur an wenigen Stellen erscheint eine spärliche Grasnarbe. Ihr gegenüber auf dem Festlande recken sich mehrere lange Gebirgszüge hintereinander in die Höhe, und die letzten und höchsten Gipfel sind bis tief herab mit Schnee bedeckt. Auf der Innenseite der Landzunge erkennt man am Abhange in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel mehrere Häufchen kleiner weißer Punkte, die offenbar Siedelungen sind. Auch hier ist der Boden ganz kahl, und es fehlt jede Spur von Wald oder auch nur von Gestrüpp. Wir fuhren dicht unter dem Lande herum und konnten daher Struktur und Farbe des Gesteins deutlich unterscheiden. Der Abhang ist arg zerklüftet,

über dem Meeresspiegel erkennt man an der Struktur graue Schichtgesteine, deren Bänke unter einem Winkel von 20° gegen den Horizont einfallen, und dazwischen unregelmäßige Partien eines intensiv rot gefärbten Gesteins.

Hinter Kap Malia behielten wir die Küste des Peloponnes beständig in Sicht, und die hohen Schneeberge des Innern leuchteten noch während des ganzen Nachmittags zu uns herüber. Am Spätnachmittag erst fuhren wir zwischen Kap Sunion und der Insel Keos hindurch. Von Mittag ab war das Wetter stürmisch und regnerisch geworden, und die Spritzer, welche über das Vorderdeck gingen, wurden immer häufiger und derber. Da ich meine Promenade deswegen nicht unterbrechen wollte, so mußte ich es mir gefallen lassen, daß ich bei einer besonders kräftigen Welle einen tüchtigen Guß abbekam. Da wir den Wind gerade von vorn hatten, so waren wir in der Nacht nur wenig vorwärts gekommen, und der Kapitän hatte deshalb den ursprünglichen Plan, zuerst nach Konstantinopel zu fahren, aufgegeben und war rechts ab auf Smyrna gesteuert.

Als ich nach dieser stürmischen Nacht früh auf Deck stieg, war das Wetter noch immer regnerisch und die See grau und aufgewühlt. Auf dem Bootsdeck wanderten die wachthabenden Offiziere auf und ab und lachten mich an, als ich sie in den schweren Ölanzügen und den breitkrempigen Hüten kaum erkannte. Man muß schon hier heraufklettern, wenn man die Herren sehen will, denn auf dem Promenadendeck machen sie sich sehr rar; hier ist der Wachthabende nur dann zu finden, wenn wir im Hafen liegen und die Schiffstreppe herabgelassen ist: alsdann bewacht er den Zugang zum Schiff, insbesondere das Aus- und Einbooten der Passagiere. Nur der Herr Kommandant wandert, wenn es der Dienst erlaubt, die Leeseite des Promenadendecks entlang, um mit den Passagieren ein paar Worte zu plaudern und ängstliche Seelen über das Wetter zu beruhigen.

Am Vormittage des 15. Januars waren wir an einer Stelle zwischen Mytilini im Norden und Chios im Süden angekommen. Beide Inseln lagen indessen vom Schiff soweit ab, daß ihre Gipfel den Eindruck unserer heimischen Landschaft machten, besonders auch deshalb, weil sie mit Schnee bedeckt waren. Vor uns aber erschien das Festland von Asien. Die Inseln sind gleichsam die Vorposten des asiatischen Kontinentes und deuten an, daß die vorderasiatische Küste sehr gegliedert ist; in der Tat erstreckt sich der Busen von Smyrna 54 km weit in das Innere hinein, und wir brauchten den ganzen Nachmittag, um bis zum Ankerplatz zu gelangen. Schon weit draußen ändert sich die Farbe des Wassers und nimmt ein trübes Aussehen an. Einer der Küstenflüsse fördert nämlich seinen Schlick hier hinein und hat schon ein großes Delta abgelagert; man hat ihn deshalb durch einen Kanal abgelenkt,

so daß seine Sinkstoffe jetzt nicht mehr den Hafen selbst gefährden. Auf diesem Delta sind Salzgärten angelegt worden zur Gewinnung von Seesalz aus dem Meereswasser, und vom Bord aus waren die weißen Salzhaufen deutlich auf dem flachen Strande zu erkennen. Die Salzgewinnung lohnt sich am Ufer des Mittelländischen Meeres, weil sein Salzgehalt höher ist als der des Ozeans, da die Verdunstung sehr stark und die Zufuhr von süßem Wasser nur gering ist. Je mehr sich die Bucht verengt, desto deutlicher werden natürlich auch die Züge des Ufers. Die Siedlungen sind zunächst noch spärlich vorhanden und erst weiter nach dem Innern hin mehren sie sich und nehmen an Umfang zu, bis sie schließlich mit der Stadt Smyrna verschmelzen. Auf dem rechten Ufer, kurz vor dem eigentlichen Hafen, ist ein Fort erbaut; mit seinen niedrigen Wällen, die mit grünen Rasen bekleidet sind, und der Fahne mit dem Halbmond nebst dem Stern präsentiert es sich mehr zierlich als gebieterisch. Smyrna erscheint zunächst nur als ein schmaler heller Streifen, hinter welchem sich mehrere breite Bergmassen hoch emporwölben. Je näher wir an die Stadt herankommen, desto mehr wächst sie aus der Ebene auf den vordersten Bergrücken empor. Ihre Häuser türmen sich in ihrer ganzen Größe hinter- und übereinander auf und machen mit ihrem farbenwechselnden Anstrich nebst den roten und braunen Dächern einen freundlichen Eindruck. An zwei Stellen unterbrechen die dunklen Cypressenhaine der türkischen Kirchhöfe die Häuser und bringen damit noch mehr Farbe in das Bild. Am Kai entlang stehen die hohen Häuser in europäischer Bauart, und dahinter kann man die kleinen Häuschen der Einheimischen unterscheiden.

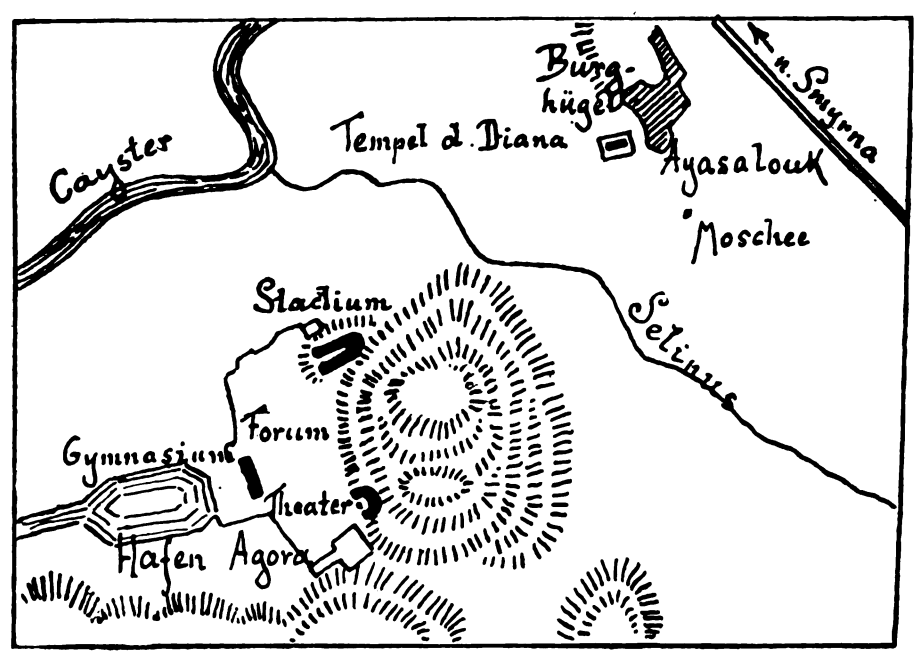
Smyrna mit 200 000 Einwohnern war für uns nur Durchgangsstation für Ephesus. Wir bestiegen daher am anderen Morgen die am Kai bereitstehenden Wagen, welche uns nach dem Bahnhof bringen sollten. Der Weg führte zunächt noch ein Stück am Ufer entlang, vorüber an mehreren Hotels und Restaurationen sowie an dem prächtigen Wohnhause des deutschen Generalkonsuls, und bog dann in die eigentliche Stadt ein. Dieser Teil ist der neue; man erkennt dies daran, daß noch eine große Anzahl von Baustellen vorhanden sind, wo sich allerlei Abfall angehäuft hat. Die Häuser aber sind sehr hübsch: es sind steinerne Gebäude; alle bestehen aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stockwerk. Im Erdgeschoß sind die Fenster dicht vergittert, und den ersten Stock schmücken zierliche Balkone mit Fenstern wie unsere Erker. Das primitive Treiben, das man hier zu finden erwartet, ist im Schwinden begriffen. Die Eisenbahnen haben den Transport übernommen, aber trotzdem sind die Kamelkarawanen noch nicht ganz verschwunden, und eine solche von 10 stattlichen Tieren begegnete uns auf dem kurzen Wege zum Bahnhof. Die großen brannen Geschöpfe mit ihrem unförmlichen Körper und dem behaglichen Gange gehören allerdings auch

nicht mehr in dieses Straßenbild. Auf der Landstraße, wo wir bald darauf einen Zug sahen, machen sie einen günstigeren Eindruck.

Die Eisenbahn, the Ottoman Railway, führt hinter der Stadt weg, wo zu ihren beiden Seiten üppige Gärten liegen, aus denen die goldgelben Apfelsinen herausleuchteten. Zunächst läuft die Eisenbahn in dem Flußtal des Melis in die Höhe. Seine Abhänge treten ziemlich nahe an die Schienen heran, und der Boden ist mit großen Steinen dicht bedeckt. An manchen Stellen hat man aus ihnen Mauern errichtet, parallel zu den Schienen, die offenbar dazu dienen sollen, die von der Verwitterung abgelösten Blöcke aufzufangen, damit sie nicht auf die Schienen fallen. Allmählich ändert sich aber das Gelände; es bildet eine weite Ebene, die von hohen Bergen eingefaßt wird, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, der auch von der Mittagssonne nicht völlig weggetaut wird. An passenden Örtlichkeiten sind ausgedehnte Weinpflanzungen angelegt, und die Olive wird noch sehr viel gepflanzt. Die Berge aber sind ganz kahl, und nur kleine Flächen sind mit niedrigem Gebüsch aus Ilex bewachsen. Der Boden der Ebene ist ein hellbrauner Lehm, der sehr fruchtbar zu sein scheint, denn der Weizen steht an verschiedenen Stellen sehr üppig. Daneben liegen Felder, auf denen die Stoppeln des vorigen Jahres soeben untergepflügt werden, womit mehrere Ochsengespanne beschäftigt sind. Der Pflug ist dasselbe primitive Holzgestell wie in Tunis, und die Rinder sind große Tiere mit langen spitzen Hörnern und rauhem, grauem Fell. Ab und zu erscheint im Gesichtskreise auch ein Dorf, das mit seinen niedrigen Gebäuden kaum über den Boden emporragt und sich eigentlich nur durch seine roten Dächer verrät. In seiner Nachbarschaft tritt dann sofort die Weinrebe in größerem Umpfange auf, und der Boden ist intensiver bebaut. Bei der Station Turbali steht ein umfangreiches Gehöft dicht neben den Schienen; es setzt sich zusammen aus einem großen Hof, der mit offenen Schuppen ringsherum unbebaut ist, und einigen Wohnhäusern. Der Hof war von Rinderhufen ganz zertreten, und die Wohnhäuser sind niedrige Hütten aus Lehmfachwerk mit einem Vordach, das von dünnen Säulen getragen wird. Allmählich schieben die Berge sich wieder dichter zusammen, und wir nähern uns einer Paßhöhe. Man erkennt das auch an den Überresten einer Befestigung auf einem Gipfel, die offenbar den Paß schützen sollte. In dem Engpaß hatte der Regen der letzten Tage eine beträchtliche Überschwemmung verursacht; wir fuhren durch einen großen See hindurch, und die Schienen ragten nur gerade noch aus dem lehmigen Wasser heraus, ebenso wie die Spitzen des Weizens und der Pferdebohnen. Kurz vor unserer Endstation, die Ayassoulook heißt, sind ausgedehnte Feigenplantagen vorhanden, deren Bäume in geraden Reihen und in gehörigen Abständen von einander stehen. Einzelne Vierecke sind mit älteren, andere mit jüngeren Exemplaren bepflanzt.

Die Feigen werfen ihr Laub im Herbst ab, und vor den Blättern erscheinen kleine grüne Kugeln, welche die Blüten enthalten und sich zu den Feigen entwickeln. Die reife Feige, welche wir essen, ist nicht die Frucht im Sinne einer Pflaume oder Kirsche, sondern es ist eine Scheinfrucht, wie die Hagebutte.

Auf dem Bahnhof standen bald die Esel bereit, die von Smyrna mitgebracht worden waren, und, nachdem sich jeder beritten gemacht hatte, kletterten die kleinen Tierchen mit uns den Abhang hinter dem Dorfe in die Höhe. Von seinem Gipfel aus blickt man in ein breites




Das alte Ephesus.

Tal, das sich bis zum Meere erstreckt und an seinen Rändern von hohen Bergen eingeschlossen ist. Dieses Tal ist der zugeschüttete Meeresbusen, an welchem einst Ephesus lag, und seine Verschlickung hat Ephesus zu einer toten Stadt gemacht. Am Abhange zum Tale stehen zunächst einige beachtenswerte Ruinen aus einer jüngeren Zeit als die war, wo Ephesus blühte. Das sind die Trümmer eines römischen Kastells sowie die einer Kirche St. Johannis und weiter ab im Tal die Überreste einer türkischen Moschee; von dieser ist im Vergleich mit den anderen noch das meiste erhalten, nämlich ein viereckiges Gemäuer mit einem hohen Portal, das mit zierlichen Stuckornamenten und türkischen Inschriften ausgestattet ist.

Unweit der Moschee sind die Reste des berühmten Tempels der Diana freigelegt. Es ist nur sehr wenig gefunden worden. Auf einem ebenen Platze liegen ein paar Säulenstümpfe und einige Marmorschwellen. Tiefe Löcher im Boden zeigen an, daß die Ausgrabungen noch fortgesetzt werden. Sie wurden im Jahre 1863—1874 von dem Engländer Wood begonnen. Der erste Tempel war bekanntlich im Jahre 356 v. Chr. durch einen Irrsinnigen, namens Herostratus, in Brand gesteckt worden, und darauf hatten die Epheser und einige benachbarte Gemeinden einen neuen in noch größerer Herrlichkeit aufgebaut. Das Gebäude hatte hundert Säulen, von denen 80 an den beiden Längsseiten und zwanzig unter den beiden Giebeln aufgestellt waren. Der Tempel gehörte zu den sieben Wundern der alten Welt.

Von hier ging es nun eine ziemliche Strecke neben dem Talrande entlang, einen beschwerlichen Pfad bergauf und bergab mit vielen Steinen; aber die Esel mit ihren zierlichen Hufen und den trippelnden Beinchen tun auch nicht einen einzigen Fehltritt. Allmählich hebt sich das Gelände, und es finden sich Gesteinstrümmer in großer Menge, welche die Stadtstelle bezeichnen. Neben einem Abhange, der für die Zuschauer mit Nischen versehen war, dehnt sich der breite lange Platz des ehemaligen Stadions aus und bildet eine flache Ebene. Über diese hinweg erreichen wir das Ende des Felsenvorsprunges, der sich senkrecht aus dem Tal heraushebt. Dieser äußerste Abhang ist ziemlich ausgedehnt, und die Bewohner von Ephesus haben diese Gelegenheit benutzt und sich hier Magazine eingerichtet, indem sie tiefe Höhlen mit Toren in den Felsen hineingearbeitet haben. Hinter dem Felsenvorsprung geht es dann wieder ein Stück bergauf und bergab bis zu dem Theater, das an einen hohen Bergabhang lehnt, so daß hinter den Sitzreihen der Zuschauer der Hang weiter emporsteigt. Die Sitzreihen sind noch gut erhalten, wenn sie auch z. T. mit Stechpalmen bewachsen sind. Von dem Bühnenbau, der auf der dem Berge abgekehrten Seite sich befindet, sind nur noch einige Reste vorhanden: so stehen noch die Säulen, welche die Bühne trugen, und man erkennt noch die kleinen Zimmer der Schauspieler sowie die Türen, durch welche sie die Bühne betraten. Vor dem Theater liegt ein großer freier Platz, das ehemalige Forum, das noch z. T. mit Marmorplatten gepflastert und mit Säulenstümpfen eingefaßt ist. An dem anderen Ende des Platzes stehen die Ruinen des Gymnasiums, und nicht weit davon erkennt man die Umrisse des Marktplatzes nebst den Resten einiger öffentlicher Gebäude. Merkwürdig genug nimmt sich der türkische Posten aus, der zwischen den Trümmern auf und ab patroulliert. Schon die Ausdehnung des Weichbildes spricht klar genug für die Bedeutung der Stadt im Altertum. Es gibt aber auch geschichtliche Belege dafür. Der bekannteste ist wohl der, daß der Apostel Paulus hier seine Tätigkeit begann, die dann vom

Apostel Johannes fortgesetzt wurde. Aus unserer Schulzeit ist uns der Ruf in der Erinnerung, in den die Epheser aus Opposition gegen den Apostel einstimmten: Groß ist die Diana der Epheser. Das Zurückgehen der Stadt und ihr völliges Verschwinden ist das Resultat der Versandung ihres Hafens. Seit dem 15. Jahrhundert ist sie eine tote Stadt, und nur Ayassolook ist übrig geblieben, dessen Namen man von St. Johannes hagios theologos, d. h. St. Johannes, dem weisen Gottesgelehrten, ableitet. In einem Gasthofe des Dorfes wurde zu Mittag gegessen, wobei es frische Feigen gab, die aus diesem Strich besonders berühmt sind, und danach die Rückfahrt angetreten.

## Die Straße der Dardanellen und der Bosporus.

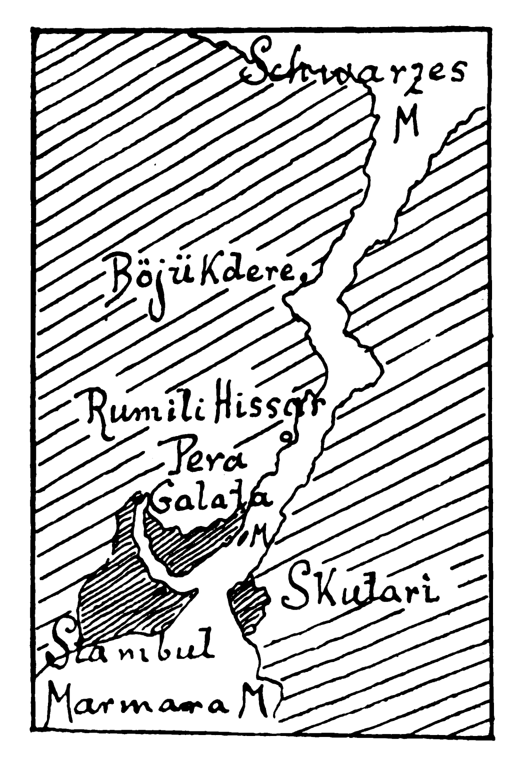
Bald schwammen wir wieder im Ägäischen Meere und steuerten der schmalen Durchfahrt zu, welche Asien von Europa trennt. Ein Blick auf die Karte lehrt, das wir uns in dem inselreichsten Teil des Mittelländischen Meeres befinden. Diese Inseln bildeten die Stützpunkte auf den Abenteuerzügen der Griechen und lockten sie hinaus in die Fremde. Der Argonautenzug, die Fahrt des Theseus nach Kreta zum Minotaurus und der Trojanische Krieg waren die sagenhaften Anfänge ihrer Kolonisationspolitik.

Die Geologie dieses Striches des Mittelländischen Meeres ist ebenso interessant als die des westlichen. Die Balkanhalbinsel und Kleinasien sind durch diesen schmalen Meeresstreifen von einander getrennt, den wir das Ägäische Meer nennen, welcher sich durch den Hellespont, das Marmara Meer und den Bosporus bis zum Schwarzen Meere fortsetzt. Bis in den allerjüngsten geologischen Zeitabschnitt hinein haben hier noch größere Bewegungen der Erdrinde stattgefunden, die offenbar im Zusammenhang stehen mit der Emporwölbung der Alpen; denn in der Gegend der Quellen von Drau und Sau zweigt sich von den Alpen ein Ausläufer ab, welcher sich später noch einmal gabelt, indem ein Ast sich an der Küste des Adriatischen Meeres hinabzieht, während der andere sich mehr östlich wendet und im Balkan ausläuft. Wie schon hervorgehoben wurde, war das Ende der Miocänzeit für die Herausbildung des Mittelländischen Meeres von großer Bedeutung. Aus den geologischen Beobachtungen geht hervor, daß der Südrand des heutigen Ägäischen Meeres, der durch die Kykladen bezeichnet wird, Festland war, so daß eine Brücke zwischen Griechenland und Kleinasien bestand. Auch die Inseln Kreta und Rhodos gehörten zum Festland. Man weiß das daher, weil man Ablagerungen mit Süßwassermuscheln und -schnecken gefunden hat, die den jetzt lebenden sehr ähnlich sind. Das Ägäische Meer erhielt seine heutige Gestalt etwa zu der Zeit, als die

Norddeutsche Tiefebene mit Eis bedeckt war. Es sank hier ein Stück Erdrinde in die Tiefe, wodurch ein sog. Kesselbruch entstand, in den das Meereswasser aus den benachbarten Gebieten hineinströmte; und die heutigen Inseln, die Kykladen, bezeichnen die höchsten Gipfel dieser Scholle. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der schmale Wasserpaß zum Schwarzen Meere hergestellt. Wie am Rande des westlichen Beckens im Ätna und im Vesuv sich noch tätige Vulkane finden, so auch in den östlichen. Die vulkanische Tätigkeit sowie die Häufigkeit von Erdbeben in dem gesamten Mittelmergebiet sind die besten Belege dafür, daß die Erdschollen an dieser Stelle noch nicht zur Ruhe gekommen sind, sodaß wahrscheinlich noch weitere Veränderungen vor sich gehen werden. Die südliche der Kykladen ist dieVulkaninsel Santorin; sie gleicht in ihrer ganzen Anlage dem Vesuv mit dem Monte Somma, und wenn man sich den italienischen Vulkan bis zu Dreivierteln seiner Höhe unter Wasser getaucht vorstellt, so hat man fast genau die Gestalt der Insel Santorin. Die letzte Ausbruchsperiode begann hier im Januar 1866, und ihr Höhepunkt ist schon überschritten, wenn auch die Bewegungen noch nicht aufgehört haben.

Als ich am Morgen des 17. auf Deck kam, fuhr der Meteor soeben in den Hellespont ein. In der Dämmerung war nur das Leuchtfeuer deutlich zu erkennen, und die Ufer bildeten zwei dunkle Streifen. Der Name „Hellespont“ kommt ja für uns gleich hinter Schneewittchen, da er zu unseren ersten Jugenderinnerungen gehört: Phrixos und Helle, die beiden Königskinder, flohen vor ihrer bösen Stiefmutter, wobei sie auf einem Widder durch die Luft ritten. Aber Helle war die Neugierige und mußte trotz des Verbotes in die Tiefe blicken, weshalb sie ins Wasser fiel und ertrank. Die Einfahrt in die Meeresenge ist links und rechts durch Befestigungen geschützt, von denen aber fast nichts zu erkennen ist; sie verraten sich nur durch die horizontalen geraden Linien, mit welchen die Bergkanten gegen den hellen Himmel abschneiden, und durch die senkrechten Fahnenstangen. Auf der europäischen Seite heißt die Befestigung Sidd el Bahr und auf der asiatischen Kum Kalessi. Die Ufer sind kaum hundert Meter hoch und besitzen schräge Böschungen, so daß sie an die Hänge der Barnim-Plateaus hinter Wriezen erinnern. Man erkennt vom Schiff aus deutlich horizontale Schichten in dem braunen Gestein. An der schmalsten Stelle der Straße der Dardanellen, wo sie nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Kilometer breit ist, sind wieder rechts und links Forts errichtet, die aber diesmal am Fuße der Abhänge liegen. Das auf dem asiatischen Ufer gelegene Kalé Sultanje hat langgestreckte niedrige Bastionen, über welche ein viereckiger Turm hinwegragt; das auf der europäischen Seite gelegene scheint weniger ausgedehnt zu sein und heißt Kilid Bahr. Hinter der ersten Befestigung folgt ein kleiner Hafen, in dem vier türkische Kriegsschiffe lagen.

Die Gestalt der Wasserstraße ist merkwürdig; so kurz sie auch ist, so hat sie doch keinen geraden Lauf, sondern wirft sich mit kurzen Knicken zweimal hin und her, einmal nach links und dann wieder nach rechts. Diese merkwürdige Form des Tales, die sich beim Bosporus, der ja viel schmäler ist, in ganz ähnlicher Weise wieder findet, ist auch ein Beweis für ihre geologische Entstehungsweise. Das Hin- und Herbiegen bewirkt es, daß man die Wasserstraße nur auf eine kurze Strecke übersehen kann, da sich die Ufer kulissenartig von links nach rechts vorschieben. Die Hänge bleiben überall sanft und kahl, so daß die Landschaft durchaus bescheiden ist.

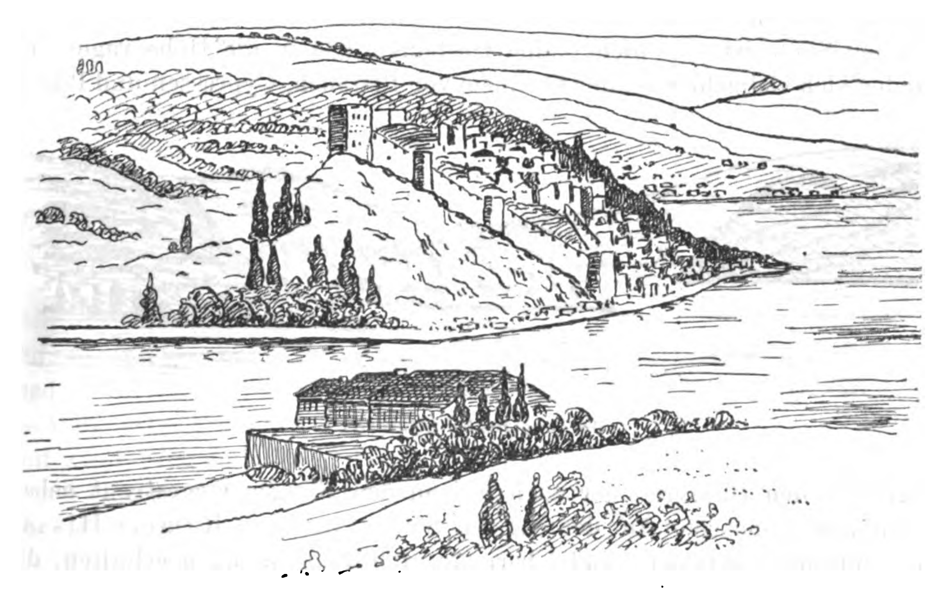



Der Bosporus. (M = Der Meteor.)

Hinter dem spitzen Vorgebirge mit dem alten Abydos, der schmalsten Stelle, wo Leander allnächtlich zu Hero hinüberschwamm, verbreitert sich die Straße wieder. Auf dem europäischen Ufer heben sich die Abhänge allmählich höher heraus bis auf 300 m, und die Böschung besitzt eine derartige Ausdehnung und Gestalt, daß hier zwei größere Siedelungen entstanden sind. In ihrer Nachbarschaft ist das Land in regelmäßige Vierecke geteilt, die durch Rasenstreifen begrenzt werden und sich terrassenförmig übereinander legen. Der Boden hat eine hellbraune Farbe. Die ganze Landschaft erinnert an die Geländebildung neben

unseren großen Flüssen, wie die Oder, besonders deswegen, weil auch die Schluchten nicht fehlen, die von der Höhe zum Tal hinabführen. Der letzte hervorragende Punkt ist Gallipoli; hier hebt sich das Ufer steil empor mit senkrechten Klüften in dem hellgelben Gestein, und auf dem äußersten Vorsprung ragt der weiße Leuchtturm in die Höhe.

Im Laufe des Nachmittags passierte der Meteor das Marmara Meer; an seinem Eingange haben die Ufer einen alpinen Charakter, später aber treten sie so weit zurück, daß nicht viel zu sehen ist. Bei völliger Dunkelheit gingen wir auf der Reede von Konstantinopel vor Anker. Es war nichts von der Stadt zu erblicken, nur fällt es auf, daß hier die lange Reihe der Lichter fehlt, die sonst den Kai zu bezeichnen pflegt.



Rumili Hissar.

Am andern Morgen traten wir schon um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr die Fahrt durch den Bosporus an, so daß es zunächst noch ziemlich dunkel war, und die Ufer erst allmählich deutlicher wurden. Der Reiz einer Fahrt durch den Bosporus besteht darin, daß die zahlreichen Knicke der Wasserstraße immer neue und geschlossene Bilder geben. Dadurch erinnern die Ufer an die der Havel zwischen Spandau und Potsdam. Die Böschung ist hier zwar bedeutend höher, denn sie erreicht über 250 m, aber ihr landschaftlicher Charakter ist der nämliche. An den Abhängen laufen zahlreiche Schluchten von der Höhe zum Wasserspiegel herab und lassen breite Kegel zwischen sich stehen. Umfang und Länge der Schluchten wechseln natürlich, so daß es innerhalb desselben Typus nicht an Abwechselung fehlt. In die Landschaft fügt sich nun hier eine reiche Besiedelung ein, die an der Straße der Dardanellen so gut wie gänzlich

mangelt. An den Vorsprüngen fehlen die Gebäude in der Regel, und hier tritt für gewöhnlich das nackte Gestein zu Tage; aber in den Schluchten ziehen sich die Häuser bis zur oberen Kante empor. Neben dem Ufer ragen dicht hinter dem Wasser die weißen Häuser der Reichen oder die großen Hotels in die Höhe, und dahinter auf dem Abhang tauchen die kleinen Häuschen der Einheimischen auf. Diese sind aus Holz aufgeführt und haben eine merkwürdige Bauart; der obere Stock springt über das Erdgeschoß etwas vor, doch oft nicht in seiner ganzen Ausdehnung, wodurch eine sehr hübsche Wirkung durch Licht und Schatten hervorgebracht wird. Dazu kommt nun noch als schönster Schmuck der Hänge der Baumwuchs, und es scheint mir, daß man deshalb allein den Bosporus so verherrlicht hat, weil er wirklich die einzige Stelle ist, wo nicht kahle Gesteinswände in die Höhe ragen; es finden sich vielmehr reichlich Gruppen von Platanen, Cypressen und Pinien



Der Bosporus bei Böjükdere.

zwischen den Häusern oder auch frei an den Hängen eingestreut neben niedrigem Gebüsch. An der engsten Stelle, zwischen Rumeli Hissar und Anadoli Hissar, sind Überreste alter Befestigungen erhalten, die von Muhamed II kurz vor der Eroberung Konstantinopels angelegt worden sind. Bei Rumeli Hissar ziehen sich lange Mauern den Berg hinauf sowie am Ufer entlang, und dicke runde Türme spiegeln sich im Wasser. Auch die Deutsche Botschaft hat in der Nähe eine schöne Villa, die mit ihren weißen Mauern aus den dunklen Cypressen hervorleuchtet. Bei Böjükdere sind auf der Höhe moderne Befestigungen angelegt, aus denen die Rohre der Geschütze hervorragen. — Kurz vor dem Eingang in das Schwarze Meer kehrte der Meteor um; wir erkannten die Silhouetten der Befestigungswerke, welche den Eingang zum Bosporus bewachen sollen, nebst den Leuchttürmen und sahen in der Ferne auf dem Meere mehrere Schiffe liegen. Das östliche Ufer ist weniger dicht besiedelt. Als wir an einer Gruppe hoher Häuser, hoch auf der asiatischen Kante, vorüber fuhren, wurden wir durch vielstimmiges Hurrah und durch Winken mit Taschentüchern begrüßt. Es waren die Zöglinge einer amerikanischen Schule, die unser weißer

Meteor von ihren Frühstudien weggelockt hatte, sie brachten uns ihre Grüße dar, und ich glaube, mancher von ihnen wird den Wunsch gehabt haben „Ach könntest Du doch auch auf dem schönen Schiffe mitfahren!“

## Konstantinopel.

Nach zweistündiger Fahrt waren wir wieder auf unserem Ankerplatz angekommen. Wir lagen weit hinein in den Bosporus, ungefähr in der Höhe der neuen Paläste. Der Schnabel unseres Schiffes war nach Süden gerichtet und zeigte gerade auf die Serai Spitze, die Landzunge zwischen dem Marmara Meer und dem Goldenen Horn; hohe Baumgruppen und schlanke Cypressen verdecken fast die weißen Mauern und Türme zahlreicher Gebäude. Der Blick zum Marmara Meer ist frei; aber zum Goldnen Horn hin ist ein dichtes Gewimmel von Schiffen aller Art, denn hier ist die Reede von Konstantinopel. Links von uns taucht die Küste von Asien mit der Vorstadt Skutari empor, und rechts neben uns liegen zunächst die neuen Schlösser des Sultans und dann die Stadtteile Galata und Pera.

Das europäische Ufer allein ist nahe genug, um alle Details deutlich erkennen zu lassen. In der Höhe unseres Schiffes liegen dicht am Strande nicht weit von einander entfernt die Serails Dolma Bagtsche und Tschiragon; beide sind kurz hintereinander in der Zeit von 1853 — 1867 erbaut worden. Jedes von ihnen besitzt einen hohen Mittelbau mit zwei Flügeln. Die weißen langen Fronten mit den zwei Reihen von Fenstern übereinander machen einen wenig künstlerischen Eindruck, da sie mehr an eine Kaserne als an ein Schloß erinnern. Hinter ihnen steigt der Abhang in die Höhe, der hier mit ausgedehnten Parks bedeckt ist; der umfangreichste von ihnen, der großherrliche, gehört zu Jildiz Kiosk, der Residenz des regierenden Sultans Abdul Hamid. Man erkennt in ihm auf dem Rande der Böschung eine Anzahl weißer Schlösser, die Wohnungen des Sultans sowie seines Hofstaates, und eine große Moschee, die Sultans-Moschee, zu welcher hin jeden Freitag der feierliche Umzug, der Selamlik, stattfindet. Weiter nach der Stadt zu krönt ein ausgedehnter Cypressenhain, der zu einem Kirchhof gehört, den Rand der Böschung, und vor ihm hebt sich, weiß leuchtend mit ihrer hohen und breiten Front, die Deutsche Botschaft ab. Nun erst folgen die Häuser von Galata und Pera; sie steigen dicht gedrängt an der Böschung in die Höhe. Diese ist aber nicht schroff und hoch genug, daher hebt sich ein Dach immer nur gerade über das seines Vordermanns heraus, so daß nur wenig von der Front der Häuser zu sehen ist. Allein die Häuser der Europäer recken sich höher empor; sie finden sich in Pera aber nur am Strande und auf der Höhe, während

dazwischen, dicht geschaart, die kleinen Häuschen der Türken stehen. Das Bild ist um so origineller, als die niedrigen Dächer mit Schnee bedeckt sind. Der Regen, den wir im Ägäischen Meer gehabt hatten, war hier als Schnee zur Erde gefallen.

Wir wurden um 8 Uhr 30 Minuten durch eine Dampfbarkasse an Land gebracht. Am Kai erwartete uns schon der Führer, der schnell die Paßrevision für uns erledigte, so daß wir nach kurzem Aufenthalt im Wagen saßen. Wir fuhren zunächst noch ein Stück den Kai entlang und bogen dann auf die neue Brücke ein. Sie ist eine Schiffsbrücke, welche über das Goldene Horn führt und den Handelshafen von der äußeren Reede abschließt. Am Anfang der Brücke muß der Führer einen Zoll entrichten. Auf der Brücke herrscht zu jeder Tageszeit ein ungeheurer Verkehr von Wagen und Fußgängern. Nach beiden Richtungen strömen die Menschen, auf den Fußgängersteigen ebenso dicht wie auf den Fahrwegen. Alle Gesichter aber sind ruhig und gelassen, die Kutscher rufen beständig „sso-usch, was wohl soviel wie „Achtung“ bedeuten wird, und alle Störungen wickeln sich ohne Erregung und ohne Geschrei ab. Es ist auffällig, daß nur Männer unterwegs sind. Welch ein Unterschied z. B. mit der Potsdamer Brücke in Berlin, wo das weibliche Element wohl zu allen Stunden des Tages entschieden überwiegt. Nur ein paar Bettelweiber mit ihren Kindern drängten sich an den Wagen heran.

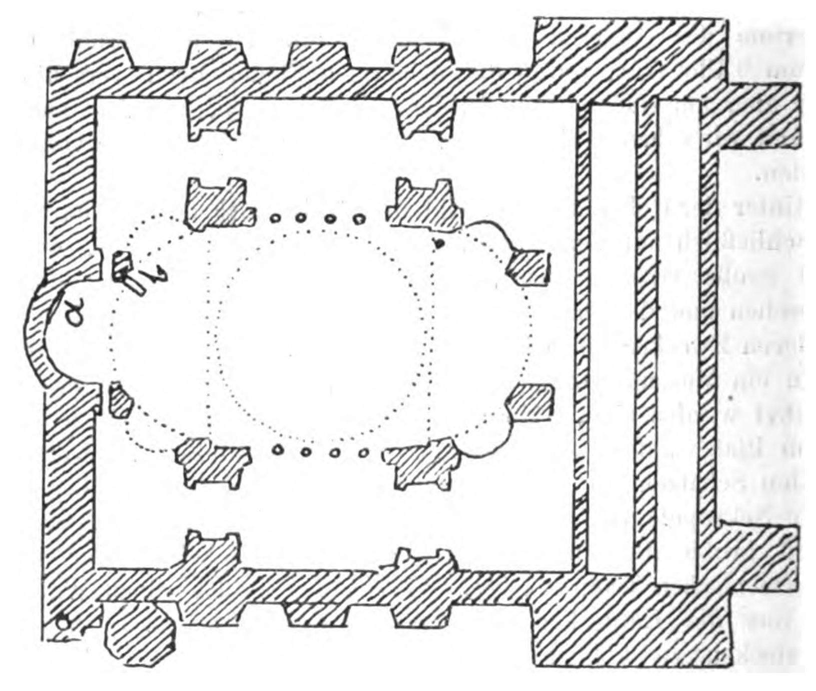
Die Brücke mündet in Stambul gerade vor der Moschee Jeni Dschami; sie ist daher von allen Moscheen Konstantinopels diejenige, welche man am besten übersehen kann, weil alle übrigen dicht von Häusern umbaut sind. Vor der Front recken sich zwei Minarets hoch über das eigentliche Gebäude hinaus, die mich wegen ihrer übertriebenen Schlankheit etwas zu sehr an unsere Fabrikschornsteine erinnerten. Dahinter baut sich die eigentliche Moschee auf. Ihr Grundriß ist ein Quadrat. Die vier Fronten sind durch ein vorspringendes Dach, unter welchem Markt abgehalten wird, in der Mitte unterbrochen. Über den Grundmauern beginnt das Dach, das von allen Seiten schräg ansteigt und in seiner Mitte ein Haufwerk von Türmen und Kuppeln trägt, die von außen nach innen an Umfang zunehmen, so daß die mittelste Kuppel die größte und höchste ist. Zwischen den Kuppeln befinden sich noch Stücke der Mauern, die von Fenstern durchbrochen sind. Die Gesamtwirkung ist eine höchst unbefriedigende; man hat den Eindruck, als ob etwas Großes geplant war, das aber aus Angst vor dem Einfachen durch Krimskrams verstümmelt worden ist.

Hinter der Brücke beginnt Alt-Stambul. Unsere Straße besitzt eine merkliche Steigung; sie ist sehr winkling, sehr eng und dicht mit kleinen Holzhäuschen bebaut, die in der Regel ein Erdgeschoß und einen Oberstock besitzen. Die Fenster sind mittelst eines Gitters aus

Holzstäbchen verschlossen, so daß sie jeden Einblick in das Innere sorgfältig verhindern. Viele von den Häuschen machen einen sehr verfallenen Eindruck; es gibt indessen auch einige neue unter ihnen, die ebenfalls wieder aus Holz hergestellt worden sind. Nach einer plötzlichen Wendung ging es besonders steil bergan, und wir fuhren über einen kleinen Platz, auf dem rechter Hand in einem Winkel ein hohes Tor auffällt, das von einem mächtigen geschwungenen Dach bedeckt wird. Dieser Torweg ist die „Hohe Pforte“, nach welcher das Ministerium des Äußeren seinen weltbekannten Namen erhalten hat. Jetzt, um 9 Uhr früh, waren die mächtigen Flügel noch verschlossen; als wir aber am Nachmittage wieder vorüberfuhren, standen sie weit offen, und wir sahen dahinter einen geräumigen Hof, umgeben von hohen Gebäuden.

Hinter der Hohen Pforte steigt die Straße noch energischer an und führt schließlich auf den höchsten Gipfel der Serai Spitze, wo eine Anzahl großer Gebäude liegt, alte Paläste und Kirchen aus der byzantinischen und der türkischen Zeit, die jetzt verlassen dastehen oder zu anderen Zwecken eingerichtet worden sind. Einer dieser Paläste ist z. B. in ein Museum umgewandelt worden, neben dem noch zwei neue aufgeführt worden sind, während die Materialien zu einer dritten schon auf dem Platze aufgestapelt liegen. Die wichtigsten Sehenswürdigkeiten unter den Schätzen der Museen sind eine Anzahl von Sarkophagen, die aus der Nekropole von Sidon, der Hauptstadt der Phönicier, stammen. Es sind große steinerne Kasten mit einem Deckel in der Gestalt eines griechischen Tempeldaches. Viele haben in der einen Wand ein Loch, das die Entdecker geschlagen haben, um ihren Arm hindurch stecken zu können nach den Gold- und Silberschätzen. Die Seitenwände der Särge und die Ränder der Deckel sind mit schönen Reliefs geschmückt, die wahrscheinlich auf das Tun und Treiben der Verstorbenen bezug nehmen, z. B. mit Kampfesscenen, Jagdscenen und dergl. Nur einer macht eine Ausnahme, denn er zeigt ein ganz abweichendes Motiv: auf achtzehn Feldern ist jedesmal dieselbe trauernde Frau dargestellt, doch stets in einer anderen Haltung. Der schönste ist der Sarkophag Alexanders des Großen, der deshalb so heißt, weil man seine Kampf- und Jagdscenen als Darstellungen der Taten Alexanders des Großen deutet. Die Figuren sind bemalt und die Farben z. T. noch erhalten. Von den übrigen Sammlungsobjekten wollen wir nur einige wenige hervorheben, wie die große Menge assyrischer Keilinschriften aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. und die beträchtliche Anzahl von Funden Schliemanns aus Troja, wie Ringe, Petschafte u. a. Endlich wollen wir auch noch den Bronzekopf der einen der drei Schlangen erwähnen, deren zusammengedrehte Leiber die berühmte Schlangensäule auf dem Hippodrom bilden, welche wir am Nachmittage noch aufsuchen

wollten. Sie stand einst in Delphi und war ein Weihgeschenk der Griechen für den Sieg bei Platää im Jahre 379 v. Chr. Hinter den Museen liegt am Nordabhange der Serai Spitze ein großer Garten und daneben ein umfangreicher äußerer Hof; hier steht eine mächtige Platane, deren Stamm in viele Stücke gespalten ist, die sog. Janitscharen-Platane; auf diesem Hof hat der Sultan Mahmud der Reformer im Jahre 1826 die widerspenstigen Janitscharen, 15 000 Mann, niedermetzeln lassen.




**Vereinfachter Grundriß der Sophien-Kirche.**
**a: Mihrab-Altar, b: Minbar-Kanzel.**

Wir befinden uns in dem ältesten Teil der Stadt, und dicht neben diesen Palästen steht nun auch die berühmteste Kirche Konstantinopels, die Aja Sophia, die Sophienkirche. Sie liegt am Rande eines hübschen Platzes, der von hohen Platanen eingefaßt ist, und in dessen einer Ecke der zierliche Brunnen des Sultans Achmed III steht. Die Sophienkirche präsentiert sich von dem Platze aus wenig günstig, weil ihre Mauern durch breite und hohe Strebepfeiler gestützt werden mußten. Das Gotteshaus war schon von Konstantin dem Großen (325—337) errichtet worden, welcher die Residenz von Rom nach Byzanz verlegt hatte, wo er nun ein zweites Rom zu bauen suchte. Die Glanzzeit der Stadt fiel aber erst in die Zeit Kaiser Justinians (527—567). Er und seine Gemahlin Theodora hatten in dem sog. Nikaaufstande die Gegner blutig niedergeschlagen, wobei die Hälfte der Stadt durch Brand eingeäschert

wurde. Unter den Trümmern befand sich auch die Sophienkirche; deshalb ließ Justinian sie im Jahre 537 neu wieder aufbauen, und seit dieser Zeit steht das heutige Gebäude; freilich hat auch dieses durch Erdbeben wiederholt gelitten, und die Strebepfeiler an seiner Außenseite sind nötig, um ihm mehr Festigkeit zu geben. Der Grundriß der Kirche ist ein Rechteck, in dessen Mitte ein Quadrat eingezeichnet ist; dieses Quadrat ist das Hauptschiff und wird von der Kuppel bedeckt. An der Ost- und Westseite des Quadrats ist neben jeder Seite ein Halbkreis in das äußere Rechteck hineingebaut worden, und in diese Halbkreise hat man noch einmal kleinere, und zwar in dem östlichen drei und in dem westlichen zwei, eingefügt. Die beiden anderen Quadratseiten endlich werden durch Säulen begrenzt.

Man betritt die Kirche von der westlichen Seite und gelangt zunächst in einen Vorraum, dessen Deckengewölbe aus Goldmosaiken besteht, während die Wände mit Arabesken und Marmorplatten bekleidet sind. Von den Marmorplatten sind immer zwei benachbarte in ihrer Zeichnung gleich, ein Muster, das dadurch hergestellt worden ist, daß man einen Block durchgesägt und beide Platten mit den Schnittflächen nach außen nebeneinander eingemauert hat. Im Hauptraum lenkt zunächst nicht die Kuppel die Aufmerksamkeit auf sich; das tun vielmehr die elf Meter hohen Säulen links und rechts. Über ihnen befindet sich auf jeder Seite eine Galerie, die wieder von Säulen begrenzt wird, aber diesmal von zierlichen, die nur halb so lang sind, wie die Hauptsäulen. Darüber erhebt sich endlich die halbkreisförmige Wand mit zwei Reihen von Fenstern. Die Kuppel, und das ist das Wunderbare an ihr, bemerkt man zunächst gar nicht. Die Wirkung wird erzielt durch die Art, wie sie auf den Seitenwänden montiert ist, sie ruht nämlich auf schlanken Trägern, zwischen denen sich die Fenster befinden, durch welche der Hauptraum sein Licht erhält; so kommt alles Licht von oben und ruft den wunderbaren Eindruck hervor, als ob man nicht in einem geschlossenen Raume, sondern in der freien Natur wäre. An der höchsten Stelle ist die Kirche 65 m hoch, und die Kuppel hat einen Durchmesser von 38,5 m.

Der christliche Altar befand sich in der Apsis und zwar in dem Scheitelpunkt des mittelsten der drei kleinen Bögen. Der türkische, der Mihrab, ist etwas aus der Achse nach rechts hin verschoben worden, wodurch er die Richtung auf Mekka erhielt. Auch die Teppiche auf dem Boden liegen schief. Der türkische Altar ist eine flache Nische, eigentlich nur eine Zeichnung auf der Wandfläche in der Form eines niedrigen Tores; in ihm ist ein großes Stück des schwarzen Steines von der Kaaba in Mekka eingemauert, während neben ihm zwei Wachskerzen so dick wie Säulen stehen. Vor dem Pfeiler zwischen der mittelsten und der rechten Nische befindet sich eine schmale Treppe, die zu der

Kanzel (Minbar) in die Höhe führt, und neben der Treppe hängen zwei grüne Fahnen. Grün ist nämlich die Farbe des Propheten, weshalb auch seine Nachkommen einen grünen Turban tragen zum Abzeichen von den übrigen Muselmännern. An der entsprechenden Stelle linker Hand steht die Loge des Sultans, ein kleiner Turm, der auf Säulen ruht. An der Decke endlich sind zahlreiche Kronleuchter befestigt, in denen 7000 Öllämpchen schweben, die am Ramasan-Feste brennen.

Die christlichen Embleme der Kirche, die Kreuze und die Bilder, sind zum Teil entfernt und zum Teil übertüncht worden; wo beides nicht möglich war, sind sie durch umfangreiche kreisförmige Tafeln mit Koransprüchen, groß in Gold auf grünem Grunde, verdeckt worden. Diese mächtigen Schilder an den vier Ecken der Kirche und an den Pfeilern zwischen den drei Bogen der Apsis stören ganz ungeheuer und sind das beste Zeichen für den geringen Schönheitssinn der Muselmänner. Hinter den Säulen, welche die beiden anderen Seiten des Quadrates begrenzen, stehen noch zwei weitere in jedem Abschnitt und helfen die oberen Räume tragen. Eine von ihnen hat zwei schadhafte Stellen, nahe dem Fuße und nahe dem oberen Ende. Die Sage behauptet nun, hier hinein sei Muhamed II. nach der Eroberung der Stadt geritten, und das Pferd habe mit dem Eisen seines Vorderhufes ein Stück aus der Säule herausgeschlagen, während der Reiter mit einem Säbelhieb die Narbe am oberen Ende hervorgerufen habe. In dem Seitenschiff, wo die Wände mit Marmorplatten ausgelegt sind, ist an einer Stelle hoch oben der Marmor sehr merkwürdig gezeichnet; er stellt nämlich ungefähr eine Hand mit den ausgespreizten Fingern vor. Auch diese Zeichnung wird mit der Eroberung der Stadt in Beziehung gebracht, die Sage behauptet nämlich, der Boden der Kirche sei so hoch mit Christenleichen bedeckt gewesen, daß Muhamed mit seiner in Blut getauchten Hand bis hier hinauf gereicht hätte.

Während unseres Besuches wanderten gerade mehrere Trupps von Muselmännern in dem Gotteshause umher, Pilger, die auf dem Wege nach Mekka in Konstantinopel Halt gemacht hatten, um bei dem großen Umzuge, dem Selamlik, den Sultan zu sehen.

Vor der Sophienkirche beginnt ein zweiter langer und schmaler Platz, das Hippodrom oder Atmeidan, der Mittelpunkt des antiken Konstantinopels. Hier stand der große Circus, der bei dem Nicaaufstande mit 30 000 Leichen angefüllt war. Wir betraten den Platz von seinem Nordende her und besahen zunächst den Brunnen, welchen Kaiser Wilhelm II. zur Erinnerung an seinen Besuch im Jahre 1898 geschenkt hat. Der Kaiser ist hier einer türkischen Tradition gefolgt. Ein Sultan oder eine Sultanin baut entweder eine Moschee oder einen Brunnen; auch reiche Türken tun letzteres; daher ist die Stadt so reich an Moscheen und an öffentlichen Brunnen der verschiedensten

Größe. Der Kaiserbrunnen ist ein zierliches Achteck aus acht Säulen von Syenit, die eine leichte Kuppel tragen. Die Innenfläche der Kuppel ist aus schönen Goldmosaiken gebildet mit den Namenszügen des Sultans und des Kaisers. In der Mitte des Achteckes steht der Brunnen, an welchem eine Tafel mit der erläuternden Inschrift in deutscher Sprache eingefügt ist.

In der Längsachse des Platzes sind drei Monoliten in den gehörigen Abständen aufgestellt. Der erste ist ein ägyptischer Obelisk, auf dem noch die Hiroglyphen zu erkennen sind und der die Säule des Theodosius heißt. Sodann folgt das 6 m hohe Hauptstück der bronzenen Schlangensäule, die drei Leiber, die sich umeinander schlingen. Der dritte endlich ist der gemauerte Obelisk des Konstantin Porphyrogenetos (911—959). Der Platz war zur Blütezeit der Stadt größer, und seine Oberfläche lag tiefer, wie der Obelisk des Theodosius lehrt; der Schutt der Jahrhunderte hat sie um mindestens 1 m erhöht.

Auf unserer Fahrt durch die Stadt kamen wir noch an einer vierten sehr merkwürdigen Säule vorüber, die Constantin d. Gr. von Rom hergeholt hat. Sie ist eine Porphyrsäule von 40 m Höhe, welche auf ihrer Spitze ehemals eine vergoldete Statue trug. Bei der Eroberung der Stadt häuften die Türken Holz um die Säule und zündeten es an, weil sie das vermeintliche Gold gewinnen wollten. Daher heißt der Monolit die verbrannte Säule; in der Tat ist sie von tiefen Sprüngen und Rissen durchzogen, und große Stücke sind schon herausgeplatzt. Man hat deshalb eiserne Reifen herumgelegt, um sie vor dem gänzlichen Zerfallen zu bewahren. Die Türken nennen sie daher Tschemberli-tasch, das heißt Stein mit Reifen. Die Säule bildete zur Zeit Konstantins den Mittelpunkt des Forums.

Konstantin hatte sich beim Ausbau seiner neuen Hauptstadt Rom zum Vorbild genommen und wollte deshalb auch die sieben Hügel darin haben. Auf einem stand die Aja Sophia, auf einem zweiten befand sich das Forum und auf einem dritten erhob sich das Kapitol. Dieser war der höchste, und hier stehen heutigen Tages mehrere stattliche Gebäude, nämlich das Kriegsministerium, das Finanzministerium und der Turm der Serasker. Die beiden ersten Gebäude begrenzen einen großen freien Platz, der als Exerzierplatz dient, und auf dem an jedem Mittag eine Militärkapelle mehrere Stücke spielt. In der Mitte ragt der Turm der Serasker empor, ein sehr hoher, schlanker und runder Turm ungefähr von der Form der Minarets, ein modernes Bauwerk, welches deshalb für uns ein besonderes Interesse hat, weil Moltke von ihm aus im Jahre 1835 die kartographische Aufnahme des Bosporus und der Stadt begann. Der Platz wird nach der einen Seite hin durch ein schön abgestuftes Tor in maurischem Stil abgeschlossen, das ganz frei steht und südlich in einem Gitter seine Fortsetzung findet.

Am nördlichen Abhange dieses Hügels erhebt sich die Moschee des Sultans Suleiman, die in den Jahren 1550 bis 1566 erbaut wurde, und zwar in strenger Anlehnung an die Aja Sophia; ihre Kuppel ist sogar 70 m hoch, und sie heißt der Glanz und die Freude des Landes. Da ihre Seitenwände Fenster besitzen, so ist die Lichtwirkung hier lange nicht so einheitlich wie in der Sophienkirche. Wie angesehen sie bei den Muselmännern ist, bezeugen einige merkwürdige Weihgeschenke; von den Kronleuchtern hängen bescheidene Geflechte aus Stroh herab, die von dankbaren Bauern für gute Ernten gestiftet worden sind, und kleine Sträuße aus Reisig, hergestellt von frommen Pilgern aus den Abfällen der Besen, mit denen die Kaaba in Mekka gefegt wird. Zu dieser Moschee gehört ein weitläufiger Vorhof, der von einer Säulenhalle begrenzt wird. Unter den Säulen ist eine beachtenswert, denn an ihrem Fuß ist die Marmorschwelle zu beiden Seiten stark abgetreten. Diese Abnutzung ist dadurch hervorgerufen worden, daß die Mekkapilger nach ihrer Rückkehr rückwärts um diese Säule herumtreten müssen; nur derjenige, welcher diese Aufgabe löst, erhält den grünen Schleier zur Erinnerung an seine Pilgerfahrt. Offenbar können das nur schlanke und gewandte Menschen fertig bringen, wie Pilger sein müssen. Neben dieser Moschee steht der Palast des türkischen Oberpriesters.

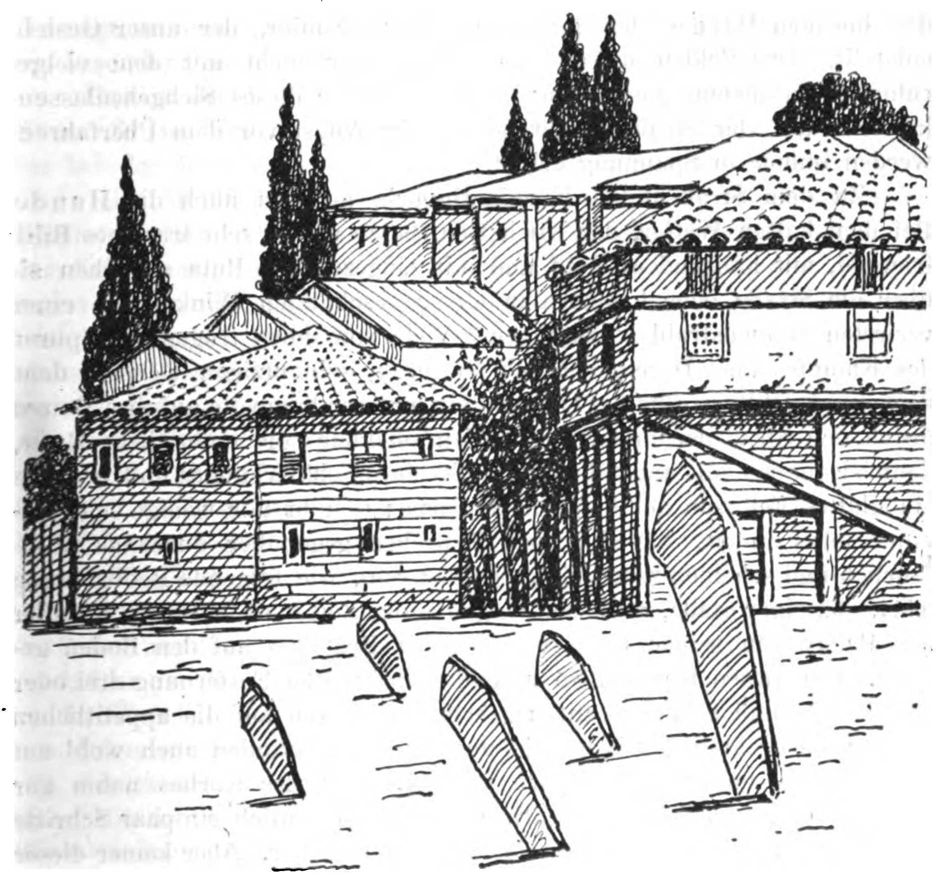
Südlich vor dem Seraskerplatze liegt die Moschee des Sultans Bajasid mit einem kleinen Hof, auf dem ein großer Schwarm von Tauben, wohl 10 000 Stück, gehalten wird; es sind blaue Feldflüchter. Der Führer lockte sie durch Futter auf den Boden und scheuchte sie dann plötzlich auf, wobei sie durch ihre Flügelschläge einen großen Wind verursachten. Nach diesen Gästen heißt das Bethaus die Taubenmoschee.

An der Ostseite des Seraskerplatzes dehnt sich der Große Bazar aus, der dieselbe Einrichtung besitzt wie der von Tunis. Eine Straße führt hier den Namen „der Läusemarkt“, weil dort die Altsachen verkauft werden, vor allen Dingen viele Frauenkleider, die mit Goldstickerei und anderem Schmuck reich ausgestattet sind und aus dem Nachlaß von verarmten Türcken stammen. Unser Führer setzte uns an dieser Stelle auseinander, daß der Türke nie ans Sparen denke, so daß nach dem Tode des Ewerbers die Familie gewöhnlich in traurige Umstände gerate und gezwungen sei, alles zu verkaufen.

Somit konzentrieren sich die wichtigsten Sehenswürdigkeiten Konstantinopels auf die äußerste Landspitze, das heißt auf Alt-Stambul.

An Alt-Stambul schließt sich nach Westen das Türkische Viertel an, und eine Wagenfahrt durch dasselbe bietet die malerischesten Bilder. Die engen und krummen Straßen wiederholen sich zwar beständig, aber jede neue Straßenfront und jeder Winkel ist wieder anders. Zwischendurch stehen die Brunnen, oder es findet sich ein kleiner Platz in einer

Ecke neben einem Hause mit einigen Cypressen und ein paar Grabsteinen, die zu einem Privatfriedhofe gehören. Die Holzhäuschen haben sich auch unter dem römischen Aquadukt angesiedelt. Hierzu kommt nun das Leben und Treiben auf den Straßen: Handwerker und Geschäftsleute besitzen offene Räumlichkeiten, und man kann sie von der Straße aus bei ihrem Treiben beobachten. Das verbreitetste Gewerbe ist wohl das des Pantoffelmachers. Die fliegenden Geschäftsleute sind hier noch



Privatfriedhof in Stambul.

häufiger als bei uns, und oft genug mußte unser Wagen halten, weil ein Geschäftsmann seinen Kram auf der Straße aufgebaut hatte und erst die Habseligkeiten bei Seite schaffen mußte. Ein Wagen ist eben in diesen Straßen eine Seltenheit, und die einzige größere Störung ist der berittene Schutzmann oder der Esel, der Holz bezw. Holzkohlen trägt; denn sonst ist jeder Mann zu Fuß. Der Reiz dieses Straßenlebens für uns besteht darin, daß es uns einen Blick gewährt in das Treiben einer mittelalterlichen Stadt: so wird es ungefähr um 1270 in Berlin

ausgesehen haben. Am auffälligsten ist die Stille in diesem Treiben, die dem modernen Großstädter fast unheimlich vorkommt; denn das bischen Geschrei, das die Menschen bei ihren Geschäften und dem Hin- und Herlaufen machen, spielt gar keine Rolle. Die Straßen, die so voller Leben sind, daß gelegentlich der Verkehr stockt, sind ohne Wagengeräusch, ohne Töff-Töff und ohne das Klingeln der „Elektrischen". Hier lernt man es verstehen, woher unsere großstädtische Nervosität stammt. Man wundert sich nicht mehr darüber, daß man in dem Antlitz des hiesigen Mannes den gespannten Zug vermißt, der unser Gesicht entstellt. Das Fehlen dieses Zuges hängt gar nicht mit dem vielgerühmten Fatalismus zusammen: es ist die Folge dieses Sichgehenlassenkönnens auf der Straße, während uns die Angst vor dem Überfahrenwerden immer in Spannung erhält.

Zu dem Straßenbilde Konstantinopels gehören auch die Hunde. Bei dem kalten Wetter, das wir hatten, boten sie ein sehr trauriges Bild: frierend, mit hängendem Kopf und mit eingezogener Rute schlichen sie über die Straße oder kauerten in einem geschützten Winkel, um einen verirrten Sonnenstrahl aufzufangen. Viele von ihnen tragen die Spuren des Kampfes ums Dasein deutlich an ihrem schmutzigen Körper, denn dem einen fehlte ein halbes Ohr und ein anderer humpelte auf drei Beinen durch den Straßenschmutz. Sie bilden offenbar eine einheitliche Rasse, denn sie haben alle ungefähr die Größe eines Schäferhundes und besitzen ein glattes Fell von gelblich-grauer Farbe; es gibt nur wenige schwarzbunte unter ihnen. Sie sind dem Menschen gegenüber durchaus ungefährlich und scheinen sehr gut erzogen zu sein, wie folgende Beobachtung lehrt. An einer Stelle, wo unser Wagen einige Zeit hielt, hatte ein Händler mit Backwaren seinen Korb voll frischer Brötchen auf den Boden gestellt. Um diesen Korb saßen nun in respektvoller Entfernung drei oder vier Hunde und schauten mit begehrlichen Blicken auf die appetitlichen Bissen; sie drehten den Kopf hin und her oder standen auch wohl auf und wedelten mit dem Schwanze. Der Besitzer des Korbes nahm gar keine Notiz von ihnen, ja er entfernte sich gelegentlich ein paar Schritte von seinem Schatz oder plauderte mit einem Käufer. Aber keiner dieser elenden Burschen, denen der Hunger aus den Augen sprach, benutzte die Gelegenheit. Geduldig warteten sie weiter, bis ihre Selbstbeherrschung belohnt wurde, denn als der biedere Händler sich ein Brötchen zu Gemüte führte, vergaß er die ungeladenen Gäste nicht, sondern ließ ihnen auch ein Stück zukommen. Der Führer erzählte, die Polizei habe die Hunde schon längst abschaffen wollen, aber das Publikum hätte dagegen protestiert.

Was wir bisher von Stambul kennen gelernt hatten, umfaßte den Raum, welchen der Platz zur Zeit Konstantins des Großen einnahm, ungefähr ein Viertel der heutigen Stadt. Der Kaiser hatte diesen Teil durch

eine Mauer geschützt, die von der alten Brücke senkrecht zum Marmara-Meer hinüberging. Theodosius der II. erbaute um 447 die heutige Mauer, welche in dreifacher Linienführung die Stadt nach aussen abschließt.

Auf dem Wege zur Stadtmauer kamen wir noch an der Moschee Muhameds II., des Eroberers, vorüber, der ersten, welche nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1453 erbaut wurde. Wir statteten ihr zwar keinen Besuch ab, sahen aber, dass zu ihr ein umfangreicher Gebäudekomplex mit Kollegienhäusern, Studentenwohnungen usw. gehört. Sie liegt in einer der belebtesten Strassen, und vor ihr entwickelt sich ein besonders reges Marktleben.

Unweit der Stadtmauer, in einer etwas wüsten Gegend, wo die Häuser fehlen, steht die Kahrie Dchami, die einzige christliche Kirche, die bei der Eroberung nicht ihres Schmuckes beraubt worden ist, als sie in eine Moschee umgewandelt wurde. Sie war die erste, die in die Hände der Türken fiel, und deshalb soll Muhamed befohlen haben, sie zur Erinnerung unverändert zu lassen. Vor der eigentlichen Moschee liegen wieder mehrere Vorräume. In dem ersten, einem langen gewölbten Saal, sind die Decken mit Mosaiken geschmückt, welche Scenen aus der biblischen Geschichte darstellen. Gut erhalten sind die Bilder vom barmherzigen Samariter und den Propheten in einer Kuppel. Einige schadhafte Stellen sind vorhanden, hervorgerufen durch das Erdbeben vom Jahre 1894. Die Wände eines andern Nebenraumes sind mit Fresken bedeckt, die Personen und Scenen aus dem Leben Christi behandeln. Die Täfelung besteht aus Marmortafeln, und man kann erkennen, dass hier ein Block in vier Platten zerschnitten wurde, die dann nebeneinander eingemauert worden sind. In der Moschee sebst finden sich zwei Bilder, das des Petrus und das des Paulus, die durch Holzdecken verhüllt werden können. Auch hier ist der Mihrab wieder nach rechts verschoben, aber er ist nur an der Wand durch eine schwarze Linie bezeichnet, und zwar soll dies von Muhamed selbst ausgeführt worden sein. Unter der Kirche befindet sich ein verschlossenes Grabgewölbe, das durch einen unterirdischen Gang mit der Sophienkirche in Verbindung steht, der von hier bis zum Meere weiter führen soll. Ein alter ehrwürdiger Muselmann mit einem grünen Turban, der einige deutsche Vokabeln kannte, gab uns hier die nötigen Erklärungen; er erzählte mit Stolz, dass er dem deutschen Kaiser die Bilder erklärt, und daß Seine Majestät diese Kirche zweimal besucht und die Mosaiken sehr bewundert habe. Die Mosaiken stammen aus der Zeit Theodosius d. Gr. (379—595) und die Fresken aus der Zeit Constantins VI. 976—1028).

Was es daher in Konstantinopel Sehenswertes gibt, rührt her aus der ersten Zeit der Stadt oder aus der türkischen Zeit. Die Herrschaft der byzantinischen Kaiser ist fast spurlos an ihr vorübergegangen. Sie hatten andere Aufgaben zu erfüllen als künstleriche. Ihr Verdienst

war es, daß sie hinter dem Grenzgraben, welcher Asien von Europa trennt, jahrhundertlang Wache hielten und das Eindringen der Türken in Europa bis zum Jahre 1453 abzuwehren wußten. Auch durch die Pflege der klassischen Tradition hat Byzanz sich Verdienste erworben, hier blieb die griechische Sprache lebendig, bis in Italien der Humanismus erwacht war und den Faden wieder aufnehmen konnte.

Hinter dieser ehrwürdigen Kirche liegt das Adrianopeler Tor der Stadtmauer und zwar auf einer deutlichen Höhe, so daß wir nach beiden Richtungen hin einen schönen Blick auf die Mauern hatten, wie sie zuerst bergab und dann wieder bergan steigen. Es sind drei breite Mauern vorhanden und ein Graben. Neben den Spuren, welche die Erstürmungen hinterlassen haben, sind auch Beschädigungen durch Erdbeben verursacht worden. Trotzdem haben einige Abschnitte sich sehr gut gehalten. Sie bestehen in der Hauptsache aus Hausteinen, zwischen denen in regelmäßigen Abständen Lagen aus Ziegelsteinen eingeschaltet sind. Die Ziegeln sind nicht viel dicker als unsere Dachsteine, und die Mörtelschicht zwischen ihnen ist auffallend stark. Die Straße außerhalb der Stadtmauer von der Höhe hinab zum Goldenen Horn war uns doch zu halsbrecherisch, so daß wir es vorzogen, zu Fuß hinabzuklettern. Neben ihr liegt hier ein großer alter Kirchhof mit schönen Cypressen. Zu den besser erhaltenen Teilen der Mauer gehört der Abschnitt neben dem Goldenen Horn, wo noch einige Steinhäuser aus der byzantinischen Zeit sich finden, die in die Mauer hineingebaut sind. Die Straße am Goldenen Horn entlang bis zur Brücke hin macht den traurigsten Eindruck, denn es stehen hier die dürftigsten Häuser. Hintereinander folgen am Ufer das spanisch-jüdische Viertel mit dem Hospital des Barons Hirsch und das griechische heilige Viertel mit der bulgarischen Kirche, einem Geschenk des Fürsten Ferdinand; sie ist in Wien ganz aus Eisen konstruiert und hier aufgerichtet worden.

In unserem Reiseprogramm waren für Konstantinopel zwei Tage vorgesehen. Da wir das Gabelfrühstück im Pera Palace Hotel einnehmen sollten, so mußten wir zu Mittag an beiden Tagen hier einkehren. Von beiden Brücken führt der Weg ziemlich steil in die Höhe. Der untere Teil der Vorstadt heißt Galata, das ehemals eine Kolonie der Genuesen war und eine selbständige kleine Festung bildete, von der nur noch der hohe Turm übrig ist. Die Straßen sind hier auch eng, aber einige von ihnen machen einen ganz westeuropäischen Eindruck, und es stehen hier die wichtigsten öffentlichen Gebäude, die für den Verkehr mit der Außenwelt dienen, wie die Posten der westeuropäischen Staaten, ihre Gesandtschaften, ihre Schulen, Krankenhäuser und die Ottomanische Bank. Von der alten Brücke führt der Weg neben einem großen Kirchhof in die Höhe, wo noch viele unbebaute Grundstücke liegen. Hinter der neuen Brücke kommt man dagegen in

die verkehrsreichste Straße der Stadt, die Grande rue de Péra, in der sich die großen Hotels und die Geschäfte, ganz in westeuropäischem Stile, befinden.

Am ersten Nachmittage statteten wir dem Turm von Galata einen Besuch ab und stiegen die enge Treppe, die in der Mauer ausgespart ist, in die Höhe. In dem Raume unter seinem Dach sind ein paar Mann einquartiert, welche als Feuerwache dienen, einer von ihnen muß blasen, wenn sie Feuer bemerken, und der zweite benachrichtigt die nächste Feuerwache. Ist diese Art der Feuermeldung schon höchst primitiv, so ist es mit dem Löschapparat noch dürftiger bestellt. Die Spritze wird von mehreren Männern auf die Schulter gehoben und nun traben sie damit zur Brandstätte. Wir waren auf unserer Fahrt durch die Stadt an einem Feuerwehr-Depot vorüber gekommen, vor dessen Tür die schwere Spritze auf einem Gestell ruhte. Von der Galerie des Galata-Turmes hat man den lohnendsten Blick auf die Stadt und die Umgebung; vor allem überrascht die Größe des Goldenen Hornes, wie breit ist es und wie weit zieht es sich in das Land hinein, bis zu den süßen Wassern Europas, den Zuflüssen an der innersten Spitze; zum Goldenen Horn gehören die beiden langen Brücken, die neue nach außen und die alte nach innen zu. Vor der neuen Brücke halten die großen westeuropäischen Frachtdampfer neben dem Kai, und zwischen den Brücken erkennt man die kleinen Schiffe der Einheimischen, während hinter der inneren endlich, im Kriegshafen, ein halbes Dutzend Kriegsschiffe vor Anker liegen. Die Brücken sind Pontonbrücken und müssen für den Schiffsverkehr geöffnet werden. Auf dem andern Ufer zieht sich Alt-Stambul auf dem Abhange in die Höhe. Auf der Kante fällt zuerst der Turm der Serasker ins Auge und daneben die ausgedehnten Gebäude des Kriegsministeriums; sie bezeichnen die höchste Stelle der Landzunge. Rechts daneben, etwas tiefer, liegt die große Moschee Suleimanie, deren Kuppeln und Minarets sich deutlich vom Himmel abheben. Nach beiden Seiten neben diesem Halbierungspunkte folgen auf dem Kamm noch einige andere Moscheen, und schließlich ragt kurz vor dem Ende der Serai Spitze die Kuppel nebst den vier Minarets der Aja Sophia in die Luft. Hinter der Serai Spitze wölbt sich wie ein breiter Schild das Marmara Meer empor und bildet einen glänzenden Hintergrund für die bunte Häusermasse der Stadt. Ganz in der Ferne schließen endlich die dunklen Bergzüge Klein-Asiens, unter ihnen der mit Schnee bedeckte bythinische Olymp, das Bild ab.

Den „Meteor“ hatte zu Ehren des Sultans an beiden Abenden illuminiert, und ungefähr 2000 elektrische Glühlampen leuchteten über dem Deck und an den Längsseiten des Schiffes. Das wurde offenbar in Jildiz dankbar bemerkt, denn der Großherr erlaubte den Passagieren des Meteors seine Schatzkammer zu besichtigen. Zu dem Zweck

setzte uns der Landungsdampfer am Morgen des 19. Januar an dem äußersten Ende der Serai-Spitze ab. Wir wanderten den Abhang in die Höhe und versammelten uns vor einem offenen großen Portal, neben dem zwei Infantristen Posten standen. Sie hatten warme Pelze über ihre Uniform gezogen und sahen uns höchst gutmütig an, aber ließen uns nicht hinein; auch die Vorgesetzten, die bald erschienen, hatten keinen Befehl. Die Führer verständigten sich mit ihnen, und wir erfuhren, daß wir uns gedulden müßten, bis die Erlaubnis eingeholt sei. So standen wir eine halbe Stunde im Schnee herum, bis unser spezieller Führer sich einfand und uns vorstellte, daß wir wohl noch lange würden warten können, und daß es daher klüger wäre, auf die Besichtigung des Schatzes zu verzichten, um noch in der Stadt herumzufahren. Ein Teil der Passagiere entschloß sich, dem Rate zu folgen, während die übrigen bis ½12 Uhr ausharrten, sie wußten allerdings nachher viel zu erzählen von den aufgehäuften Kostbarkeiten, besonders an Waffen aller Art.

Am Nachmittage des zweiten Tages statteten wir den heulenden Derwischen in Skutari einen Besuch ab. Die Dampfer, welche das Übersetzen besorgen, liegen vor der neuen Brücke. Unser kleines Dampfboot, welches in Kiel erbaut war, brachte uns blitzschnell hinüber, so daß wir kaum so viel Zeit hatten, einen Blick auf das Meer und die Anlagen des neuen Hafens südlich von Skutari zu werfen. Vor dem Kai schützt ein langer Wellenbrecher mit zwei Leuchttürmen das Wasser dahinter, und auf dem Kai erkennt man zwei Krahne sowie die Gebäude des Bahnhofs Haidar Pascha, der Anfangsstation der Bagdadbahn. Die Anlagen des Hafens und die Eisenbahn sind von deutschem Gelde erbaut worden, sie haben zwar nur einen bescheidenen Umfang aber machen einen sauberen und ordentlichen Eindruck. Auf dem Bahnhof bestiegen wir einen Wagen, der mit uns über die Schienen weg den Berg in die Höhe fuhr. Zuerst lief der Weg neben einer langen Mauer hin, die zu dem Militärhospital gehört, alsdann ging es auf der Höhe weiter. Die Straße befand sich in einem ganz erbärmlichen Zustand, sie war mit einem tiefen zähen Brei bedeckt, und es ging immer aus einem Loch in ein anderes. Links neben der Straße stehen auf der Höhe mehrere langgestreckte Gebäude mit vielen Fenstern nebst großen Toren und hohen Türmen an den Seiten. Einige von Ihnen sind im Gebrauch, und die übrigen stehen im Rohbau da, während aufgestapelte Baumaterialien in der näheren Umgebung darauf hindeuten, daß noch weitere Gebäude geplant sind. Sie gehören zu der Militär-Medizin-Schule. Bei der Fahrt bergan waren uns gleich hinter dem Bahnhof Trupps von jungen Leuten begegnet, die vorsichtig in dem tiefen Schmutz einen Weg zu finden suchten; sie waren mit langen schwarzen, bis zum Halse herauf zugeknöpften Röcken bekleidet und trugen den roten Fez auf dem Kopf; es waren die Zöglinge dieses Instituts, die sich zu ihren

Eltern nach Konstantinopel begaben, um dort den Donnerstagnachmittag und den Freitag zu verleben, die Tage, welche bei uns dem Sonnabend und Sonntag entsprechen. Von der Höhe aus überblickt man den ganzen Abhang, auf dem noch eine dritte Gruppe von neuen Gebäuden auffällt, die zu einer Artilleriekaserne gehören. Die Straße führte nun weiter bergauf und bergab über Hindernisse hinweg, die kein europäischer Kutscher wagen würde zu nehmen; unsern beirrte das alles nicht, es ging auch in der Tat sehr gut, die Pferde klettern wie die Ziegen, und die Passagiere können sich ja festhalten. Wir kamen dabei durch ein Stück des größten, ältesten und heiligsten Friedhofs der Türken. Wenn die Menge der Leichensteine nicht die Bedeutung des Platzes bezeichnen würde, so könnte man glauben, man befände sich in einem großen Cypressenwald, so dicht stehen die Bäume, und so hoch sind sie. Die herrlichen alten Bäume in ihrer geschlossenen dunklen Feierlichkeit lenken zum Glück die Aufmerksamkeit von den Leichensteinen ab, die in der größten Unordnung übereinander liegen oder nebeneinander stehen; sie haben alle ein und dieselbe Form und sind niedrige Marmortafeln ohne jeden Schmuck.

Hinter dem Kirchhof beginnt Skutari. Die Straßen gehen bergauf und bergab und sind noch unregelmäßiger angelegt und bebaut als die in den europäischen Stadtteilen; die Häuschen sehen, wenn möglich, noch dürftiger aus und bestehen ebenfalls aus Holz. Eines der ersten ist das Kloster der heulenden Derwische. Über einen kleinen Hof wurden wir durch eine Hintertür in den Betsaal geführt. Er besitzt an zwei benachbarten Seiten Galerien für die Zuschauer, die dritte Seite ist durch eine Tür in zwei Hälften geteilt, von denen die linke wiederum für Zuschauer, aber diesmal für rechtgläubige, eingerichtet ist, während man rechts neben der Tür in einen Raum hineinsieht, der mehrere Gestelle beherbergt, die, mit grünen Teppichen bedeckt, wie Särge aussehen. Die vierte Seite des Zimmers endlich enthält in der Mitte eine flache Nische, den Mihrab, der mit Waffen geschmückt ist, und an dessen Seiten Teppiche sowie Koransprüche hinter Glas und Rahmen hängen.

Vor dem Mihrab kniete, als wir eintraten, der Vorbeter, ein jugendlicher Mann mit einem schwarzen Bart, und neben ihm zwei ältere. Alle drei hatten weißbunte wollene Tücher um den Kopf geschlungen, aus denen nur die Gesichter hervorsahen. Ihnen gegenüber vor den drei übrigen Wänden knieten die Derwische, etwa zwanzig an der Zahl, sie hatten weder Abzeichen noch eine Ordenstracht, ja nicht einmal alle dieselbe Kopfbedeckung.

Die feierliche Handlung hatte schon ihren Anfang genommen. Alle Mönche murmeln dieselben Worte, und es scheint, als ob dieselben Worte und Sätze vielmal hintereinander wiederkehren. Dabei bewegen sie den Oberkörper beständig entweder von vorn nach hinten oder auch

von rechts nach links. Einige scheinen sehr eifrig dabei zu sein, während andere offenbar schlafen, so daß der Körper im Schlaf die Bewegung fortsetzt. Die Gesichter bleiben unverändert, völlig ernst und gleichgültig. Unter den betenden Derwischen gibt es alte und junge, einige haben ganz intelligente Gesichter und ander wieder höchst stumpfsinnige. Mitten in der feierlichen Handlung bringt ein Mönch dem Schwarzbart vor dem Altar ein Glas Wasser; dieser beugt sich einen Augenblick darüber, während er mit dem Beten fortfährt, worauf der Mönch ihm die Hand küßt und sich leise zurückzieht. Alsdann werden einige Kinder im Alter von vier bis sechs Jahren hereingeführt, die vor ihm niederknieen, während er eine Zeit lang Gebete spricht und ihnen zum Schluß seinen Atem ins Gesicht bläst. Endlich, nachdem die Ceremonie ungefähr zwanzig Minuten in derselben eintönigen Weise verlaufen war, stehen alle auf und treten zu einem Kreise zusammen. Der Schwarzbart gibt die nötigen Winke dazu, ja er holt für die beiden Alten einen Teppich herbei, auf den sie treten sollen, und stellt sich selbst in die Mitte. Es scheint als ob nun das Gebet einen anderen Sinn erhalten hat, denn einige sprechen besondere Worte, und die übrigen begleiten sie mit einer Art von Refrain, wobei alle ihre Oberkörper in merkwürdigen Windungen von links nach rechts und wieder zurück werfen. Nachdem sie es in dieser Weise ungefähr fünf Minuten lang getrieben haben, kehren sie wieder auf ihre Plätze zurück. Nun betet der Schwarzbart leise, und alle fallen kurz ein, dabei hält er seine Hände mit den Außenseiten aneinander und die Handflächen nach oben, als ob er die Gebete von dort ablesen wolle. Nach einer halben bis dreiviertel Stunde war die Feier beendet, die einen durchaus würdigen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Nachdem wir wieder auf das europäische Ufer zurückgekehrt waren, blieb noch Zeit genug, um ein türkisches Café in der Nähe des Landungsplatzes aufzusuchen. Es besteht aus einem einzigen Raum, in dessen Mitte sich eine erhöhte Bühne befindet, auf welcher ein halbes Dutzend Musikanten sitzen und eine höchst einförmige Musik machen, die sie mit einem ebenso eintönigen Gesang begleiten. Der Raum ist dicht gefüllt mit Männern, die Kaffee oder Bier trinken; einige haben in einer kleinen Karaffe einen Schnaps vor sich zu stehen, zu dem ein bescheidenes Gericht aus Fischen oder kaltem Fleisch gereicht wird. Wenn der Türke sich erhebt und seinen Platz verlassen will, so macht er seinem Nachbar eine Verbeugung, wobei er die rechte Hand leicht an die Stirn legt.

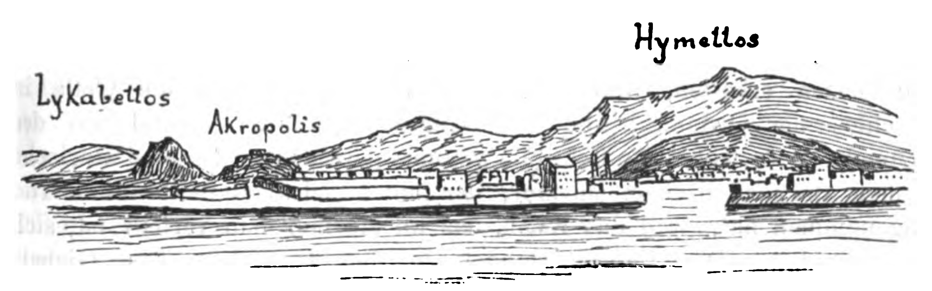
In Konstantinopel hatten wir mit unserem Führer ganz besonderes Glück, er war ein sehr kenntnisreicher und gewandter Mensch, der fertig deutsch sprach. Auch machte es ihm offenbar Vergnügen, uns zu führen, weil er sah, daß wir mehr als das Durchschnittsinteresse

für die Sehenswürdigkeiten hatten und seine Kenntnisse zu würdigen verstanden.

## Athen.

Am Freitag früh fuhren wir von Konstantinopel zurück und konnten im Frühlicht am Ausgang der Straße der Dardanellen einen Blick auf die Ebene von Troja werfen: ein graues, flaches Feld, das links und rechts von niedrigen Bergen begrenzt wird.

Am Sonnabend, dem 21., war ich früh um ½ 7 Uhr auf Deck. Der Morgen war trübe. Hinter dem Schiff war ein Blickfeuer in Sicht, und vor ihm leuchteten in einem geringen Abstand von einander die beiden farbigen Lichter, welche die Einfahrt in den Piräus begrenzen. Wir trieben langsam auf diesen Hafen zu, bis es völlig Tag war. Der Piräus besitzt nur ein kleines kreisförmiges Hafenbecken, dessen Ufer mit Schiffen dicht besetzt ist, so daß wir beim Festmachen ganz besonders vorsichtig sein mußten. Der Meteor wurde langsam rückwärts an den Kai herangezogen, und wir kamen zwischen einem griechischen




Einfahrt in den Piräus.

Kriegsschiff und der Jacht des Königs zu liegen. Wie eng der Raum war, geht daraus hervor, daß die Griechen sicherheitshalber schon die großen Bälle aus Werg herabgelassen hatten, um bei einer Kollision die Berührung der Schiffskörper zu verhindern. Wir wurden indessen ohne jeden unangenehmen Zwischenfall fest.

Die Landschaft um das Hafenbecken besitzt wenig Reiz. Die Ufer steigen sanft bis zu einer mäßigen Höhe an, und die Hänge sind kahl. Wir lagen dicht hinter dem Eingange des Hafens, und die Häuser gegenüber dem Schiff hatten nur eine bescheidene Größe und ein vorstadtartiges Aussehen. Auf dem äußersten Vorsprung fällt ein großes Gebäude, ein Mädchenwaisenhaus, besonders in die Augen. Von der Stadt trennt uns noch die ganze Breite des Hafens; trotzdem sind auf der Höhe einige größere Baulichkeiten, die wohl öffentlichen Zwecken dienen, zu unterscheiden.

Hinter der Stadt endlich erblickt man die ersten Wahrzeichen Athens. Über die oberste Kante der Häuser ragt vor dem Hintergrunde

ein spitzer Bergkegel heraus und dicht daneben ein zweiter, weniger hoher, auf dessen Gipfel sich ein Gebäude silhouettenartig abhebt. Der spitze Kegel ist der Lykabettos und sein Nachbar die Akropolis mit dem Parthenon. Den Abschluß der Landschaft endlich bilden die hohen Bergrücken Attikas, unter ihnen ist der Hymettos der nächste.

Wir wurden auch hier mit Booten an Land gebracht, wobei wir erst sahen, wie dicht der Hafen mit Fahrzeugen aller Art angefüllt ist. Die Schiffe, meistens kleine Zweimaster mit griechischen Namen, werden wohl hauptsächlich dem Küstenverkehr dienen. Vom Kai wanderten wir durch einige bescheidene Straßen zum Bahnhof, von wo uns alsdann die elektrische Bahn in kurzer Zeit nach Athen brachte. Das Land zu beiden Seiten der Eisenbahn ist gut angebaut mit ausgedehnten Gärten aus Olivenbäumen. Wir hielten unterwegs nur an der Station Phaleron und konnten während des Aufenthalts einen flüchtigen Blick auf das Becken, den einen der drei Häfen des alten Athen, werfen.

Wir stiegen indessen schon vor der Stadt auf der Theseion Station aus, wo die Wagen bereit standen, in denen wir einen mässigen Abhang in die Höhe fuhren bis auf seinem Gipfel vor dem Tempel des Theseus. Dieser ist von allen Bauwerken des klassischen Altertums am besten erhalten, und seine Säulen umgeben noch die Cella in geschlossener Ordnung; auf der Längsseite stehen 13 und auf der Schmalseite 6, wobei die Ecksäule zweimal gezählt ist. Es sind dorische Säulen aus pentelischem Marmor, der einen schwach hellbraunen Ton angenommen hat, weil das Eisen, das im Marmor fein verteilt ist, sich oxydiert hat. Der Figurenschmuck in den Dreiecken des Giebels behandelte die Taten des Theseus und des Herakles.

Hinter dem Theseion führt der Weg allmählich weiter in die Höhe und zwischen zwei niedrigen felsigen Hügeln hindurch. Der nördliche von ihnen mit einer steilen Böschung, in der eine Treppe eingemeisselt ist, war der Areopag und der südliche die Pnyx, die Rednerbühne. Hier war der Mittelpunkt des klassischen Athens, denn der Areopag war die Stätte des obersten Gerichtshofes, und die Pnyx war der Ort für die athenische Volksversammlung. Auf dem freien Platze zwischen diesen beiden Felsvorsprüngen hielten die Wagen, und wir stiegen aus, um den steilen Abhang zur Akropolis in die Höhe zu klettern. Obwohl der Boden steinig ist, so finden Agaven und Opuntien doch noch Feinerde genug, um ihre bescheidenen Ansprüche an Nahrungsmaterial zu befriedigen, und gedeihen hier sehr üppig. Mit dem Gipfel des Abhanges erreichten wir den Fuss der Propyläen und erblicken unter uns die spärlichen Überreste des klassischen Athens. Es fällt uns gegenüber eine schroffe Felswand auf, in welche einige Höhlen eingemeißelt sind, die man als das Gefängnis des Sokrates deutet. Dahinter ragt ein flacher Kegel empor mit einem verfallenen Turm, den man das Denkmal des

Philopappos nennt. Die Akropolis lag am östlichen Rande der alten Stadt, und auf ihrer westlichen Kante befand sich der einzige Zugang zur Plattform. Man erkennt deutlich, wie sich die alte Stadt im engsten Anschluss an die Akropolis aufgebaut hat. In ihrem Weichbilde erheben sich noch einige Felskegel, die letzten Ausläufer des Hymettos. Ein sehr hübscher, der am weitesten nach Westen liegt, trägt heute die Sterwarte. Im Gegensatz zur alten Stadt breitet sich die neue in der Ebene zwischen der Akropolis und dem Lykabettos aus. Die alten Stadtbewohner legten offenbar wenig Wert auf ebene Straßen, weil sie zu Fuss gingen, für sie war die Sicherheit, welche die Anlehnung an die Akropolis bot, der ausschlaggebende Punkt für die Besiedelung.

Die Propyläen bilden das Eingangstor zu der Akropolis. In ihrer Front ragen sechs Säulen in die Höhe, die so aufgestellt sind, daß die beiden mittelsten einen breiteren Raum zwischen sich lassen als die links und rechts folgenden. Es sind nur noch die Säulenschäfte vorhanden, während das Dach vollständig fehlt. Neben dem Tor, das durch drei Säulen nach der Tiefe zu verlängert war, standen seitlich einst mehrere Gebäude, so daß die Propyläen einen stattlichen Raum an der Kante der Plattform einnahmen. Von diesen Gebäuden sind noch ansehnliche Mauerreste übrig geblieben.

Hinter der Torburg breitet sich nun die Plattform aus, die 258 m lang und ungefähr 100 m breit ist; für unsere Ansprüche also ein sehr kleiner Platz. Zwischen den Propyläen und dem Parthenon steigt der Boden mässig an und besteht aus einem quarzitischen Gestein von grosser Härte, das nicht die geringste Spur von Verwitterung aufweist. Diese breite Fläche ist nun ein einziges Trümmerfeld. Man muss sich zwischen Marmorblöcken aller Größe förmlich durchwinden. Zum Teil sind es Bruchstücke von Säulenstumpfen, oder Überreste von Kapitellen, beziehungsweise Trümmer von Schwellen und Balken. Der Anblick dieses Haufwerks wirkt um so überwältigender, weil jede Spur einer Vegetation fehlt, welche die Marmorblöcke einhüllt.

Auf der höchsten Stelle der Plattform, etwa in der Mitte, doch neben ihrem südlichen Rande erhebt sich der Parthenon, der Tempel der Athena Parthenos, d. h. der jungfräulichen Athena. Er steht auf einer Terrasse, zu der sechs Stufen hinaufführen, und wurde unter Perikles im Jahre 438 v. Ch. beendet. Ein Rechteck von 10,5 m hohen Säulen umgab einst die Cella, und zwar standen an jeder Längswand 17 und an jeder Schmalseite 8, wobei wieder die Säule an der Ecke doppelt gezählt ist. Das Dach fehlt heute vollständig, und von den Säulen stehen nur die an den Schmalseiten, in den beiden Längswänden fehlen die Säulen der einen ganz und gar, während in der anderen die mittelsten herausgerissen sind. Von der Cella sind auch nur noch die beiden Schmalwände teilweise erhalten. In der christlichen Zeit hatte

man die Cella in eine Kirche umgewandelt, wofür noch die Spuren von Freskomalerei an der Innenseite der Wand zeugen, und die Türken hatten sie danach zu einer Moschee eingerichtet und an ihrer einen Seite einen Minaret angebaut. Hinter der Haupttür erkennt man auf dem Fußboden an den Kreisbögen die Spuren, welche die beiden Torflügel beim Öffnen und Schließen in den Marmor hineingerissen haben.

Neben dem gegenüberliegenden Rande steht das Erechtheion, das Haus des Erechtheus, eines Sohnes des Vulkans und der Erde, eines sagenhaften Vorgängers des Theseus. Das Gebäude wurde 407 errichtet und lehnt sich nur sehr leicht an den üblichen Tempelstil an, wodurch es ungemein gewinnt. Schon die Zierlichkeit gefällt. An die Cella sind drei Vorhallen gesetzt, so daß das Gebäude eher den Eindruck einer modernen Villa als den eines Tempels macht. Der südliche Anbau heißt die Halle der Karyatiden; hier sind fünf weibliche Figuren als Trägerinnen des Dachbalkens verwandt worden. Eine von ihnen mußte durch eine Nachahmung ersetzt werden, weil das Original nach London entführt wurde.

Endlich erhebt sich auf der Plattform noch ein viertes Gebäude aus der klassischen Zeit, der Tempel der Nike. Er steht auf dem westlichen Vorsprung rechts neben den Propyläen. Die kleine Cella hat nur an der Stirn- und Rückseite einen Vorbau von vier zierlichen jonischen Säulen, während die Längswände kahl sind. Dieser Tempel der Nike Apteros, der ungeflügelten Siegesgöttin, wurde durch Kimon im Jahre 465 zur Erinnerung an den Sieg am Eurymedon errichtet. Im Jahre 1687 bei der Belagerung Athens durch die Venetianer unter Morosoni stürzte der Tempel bei der Explosion eines darin aufbewahrten Pulvervorrates ein, und seine Trümmer wurden von den Türken bei dem Bau einer Bastion vor der Akropolis benutzt. Zwei deutsche Architekten, Hansen und Schombert, waren 1855 so glücklich, die einzelnen Stücke beim Abbruch der Schanze zu entdecken, so daß er aus dem ursprünglichen Material wieder aufgerichtet werden konnte.

Zwischen dem Erechtheion und dem Parthenon sind noch die Fundamente eines älteren Tempels der Athena aufgefunden worden, und in dem freien Raum zwischen diesen Gebäuden stand zur Blütezeit Athens eine Fülle von Statuen aus Erz und Marmor, unter denen die 20 m hohe Kolossalstatue der Athena Promachos von Phidias die berühmteste war.

An der äußersten Südostecke der Plattform hat man das Akropolis-Museum erbaut für die hier aufgefundenen Kunstwerke. Mit Recht hat man es fast vollständig in den Boden eingegraben, so daß es erst zu sehen ist, wenn man dicht davor steht. Von seinen Schätzen wollen wir nur einige aufzählen; hier sind z. B. die Reste der Parthenonskulpturen aufgestellt, neben denen die restaurierten Kopien stehen. An dem Ost-

giebel des Parthenon war die Geburt der Athena dargestellt und an seinem Westgiebel der Wettkampf des Poseidon und der Athena. In einem Saale befinden sich ferner mehrere archaische Männer- und Frauengestalten, kenntlich an den geschlossenen Beinen und den eng an den Leib gedrückten Armen. Ein Zimmer enthält sodann eine Anzahl bemalter Frauenstatuen, ein anderes mehrere Priesterinnen mit dem Granatapfel und ein drittes den sogenannten Jünglingskopf mit dem goldenen Haar. In den Schränken sind endlich eine große Menge von Terrakotten untergebracht worden.

Beim Durchwandern dieses klassischen Ruinenfeldes staunt man über nichts mehr als über die ungeheure Anziehungskraft, welche dieses Fleckchen Erde besaß, und was später an öffentlichen Bauwerken auf seiner Plattform keinen Platz mehr fand, mußte wenigstens an seinem Fuße angebracht werden. So war noch der ganze Südabhang mit einer Reihe von öffentlichen Gebäuden besetzt, deren Ruinen erhalten sind. Das größte von ihnen, das Theater des Dionysos, lag an der äußersten Südostecke, es war das älteste der Welt, denn es wurde schon im Jahre 530 v. Ch. fertig gestellt. Die Sitzreihen sind wie üblich in den Abhang hineingebaut, und die Bühne befand sich davor im Tale. Der Zuschauerraum war in dreizehn keilförmige Abschnitte geteilt und konnte 30 000 Menschen fassen. Die vorderste Reihe besteht aus Marmorsesseln für die Priester und die hohen Beamten, deren Namen auf den Lehnen eingegraben sind. Das Szenengebäude ist vollständig verfallen, es war wohl nur klein, und die Schauspieler sowie der Chor traten auf dem Orchestrion auf. An der Südostecke des Burghügels sind die Ruinen des Odeion des Herodes Attikos zu finden. Dieses war eine Art Opernhaus, das nur 6000 Personen fassen konnte und wurde im Jahre 160 n. Chr. erbaut. In dem Raum zwischen den beiden Theatern zog sich eine lange Wandelhalle, die Halle des Eumenes, hin, und dahinter, in den Abhang hineingebaut, lag das Asklepieion, das Heiligtum des Asklepios.

Vor diesen Ruinen läuft die Amalien Straße entlang, die mit Bäumen bepflanzt ist, die ich noch nicht gesehen hatte. Der Kutscher bezeichnete sie als Pfefferbäume. Sie tragen gefiederte Blätter wie unsere Akazien, doch sind die Blättchen viel kleiner. Die Früchte sind Kügelchen, die in lockeren Trauben sitzen und einen Geschmack haben, der an Nelken und Pfeffer zugleich erinnert. Dieser Baum ist der Nelkenpfefferbaum (Pimenta officinalis); seine Früchte heißen Neugewürz oder Englisches Gewürz, und er stammt aus Westindien.

Weiter nach Osten, aber in der Nähe der Akropolis, stehen einige weitere bedeutende Reste des Altertums, wenn auch zum Teil aus jüngerer Zeit. An der Grenze zwischen der alten Stadt und der neuen ragt das Tor des Hadrian empor, ein Rundbogen mit einem Aufsatz aus vier

kleinen Säulen, auf denen ein Deckbalken mit dreieckigem Schlußstein liegt. Hadrian (117—138) hat sich in der Inschrift, die er auf dem Tor anbringen ließ, selbst ein Denkmal gesetzt. Auf der Südseite liest man: „Dies ist Athen, die alte Theseusstadt“ und auf der Nordseite: „Dies ist Hadrians Stadt, nicht die des Theseus“. Der Bogen macht wegen des Aufsatzes einen zimlich plumpen Eindruck.

Südlich von diesem Tor endlich liegen und stehen die stattlichsten Belege für die Schöpfungskraft des griechischen Altertums, die Säulen des Tempels des Zeus Olympios, des Olympieions. Mit seinem Bau war schon im Jahre 530 v. Chr. von Pisistratus begonnen worden, aber erst Hadrian brachte ihn zur Vollendung. Er war der größte Tempel des Altertums, denn seine Säulen waren 19 m hoch, hatten 1,5 m im Durchmesser und bestanden aus pentelischem Marmor. Es waren 125 Stück, von denen aber nur 16 übrig geblieben sind, und zwar stehen 15 aufrecht, während eine am Boden liegt und in 19 Stücke zerfallen ist. Von den 15 gehören 13 der östlichen und die beiden übrigen der westlichen Schmalseite an. An der umgestürzten Säule kann man die beste Vorstellung von der Höhe des Bauwerkes gewinnen, während man seine Ausdehnung an dem erhaltenen Fundament erkennt, das 116 m lang war; es standen an der Längsseite 21 und der Schmalseite 8 Säulen.

Das letzte Bauwerk der alten Stadt nach Osten hin ist das Stadion, die Rennbahn, die ganz und gar in einen Abhang hineingelegt ist. Sie ist 200 m lang und $33^1/_3$ m breit und das einzige klassische Bauwerk, das man aus neuem Material wieder hergerichtet hat, indem man die alten Fundamente benutzte. Die Herstellung hat 5 Millionen Frank gekostet, und die Mittel hierzu sind von einem Mann namens Averof gegeben worden. Die neuen Sitze sind wieder aus Marmorplatten verfertigt, auf denen 50 000 Menschen Platz finden. Gelegentlich erkennt man auch an der gelblichen Färbung der Marmorplatte einen Sitz des ursprünglichen Bauwerkes. Die Restauration ist noch nicht vollendet, bisher sind nur die Sitzreihen fertig, während der Abschluß noch fehlt, wo vorläufig das Standbild des Stifters steht. Kurz vor dem geschlossenen Ende hat man in der Bahn selbst zwei antike Säulen aufgestellt, die auf der einen Seite den Kopf des Hermes und auf der anderen den der Aphrodite tragen. In dem neuen Stadion haben schon zweimal die internationalen olympischen Spiele stattgefunden.

Zum Schluß mögen auch noch zwei kleinere Bauwerke der klassischen Zeit aufgeführt werden, die von dem Straßennetz der heutigen Stadt vollständig eingesponnen sind; das eine ist das Denkmal des Lysikrates und das andere der Turm der Winde. Das erste ist das älteste Bauwerk Athens korinthischen Stils. Auf einem viereckigen Sockel ruht ein Rundbau mit reliefartig hervortretenden Säulen, auf dessen Kuppe ehemals der Dreifuß stand, den Lysikrates im Jahre 334

als Siegespreis erhalten hatte. Das Denkmal ist nur 10 m hoch und führt im Volksmunde den Namen Laterne des Diogenes. Der Turm der Winde ist im 1. Jahrhundert v. Chr. erbaut worden. Die acht Seiten des 13 m hohen Gebäudes sind nach den Windrichtungen orientiert, und unter dem Dach ist auf jeder Seitenwand ein Relief, das Bild des entsprechenden Windgottes, angebracht worden. Auf dem Dache stand einst ein Triton, dessen Stab die Rolle einer Wetterfahne spielte. Das Gebäude, das auf einem kleinen Platz steht, macht einen ganz modernen Eindruck, indem es lebhaft an unsere Wettersäulen erinnert.

Bevor wir von den klassischen Stätten Abschied nahmen, besuchten wir noch die Gräberstraße, die sich nördlich von der Theseion-Station befindet. Hier wurde eine Anzahl Grabdenkmäler aus dem Schutt ausgegraben, unter denen das der Hegeso das berühmteste ist. Ein Hochrelief stellt zwei Frauen vor, eine ältere, die auf einem Stuhl sitzt, und eine jüngere, die vor ihr steht. Die jüngere hält ein Körbchen in den Händen, und die ältere hat daraus einen Schmuckgegenstand, etwa einen Ring, ausgewählt, den sie prüfend zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand hält.

Als wir am Abend in der Dunkelheit an Bord zurückkehrten, strahlte der Meteor wieder in seinen elektrischen Lämpchen.

Das moderne Athen hat sich seinen eigenen Bauplatz ausgesucht, und sein Straßennetz breitet sich nördlich von der Akropolis aus. Wenn man von ihr auf die moderne Stadt hinabschaut, so fällt sofort die breite Aolusstrasse in die Augen, welche die Stadt von Nord nach Süd durchschneidet. Die Jugend der Stadt erkennt man am besten an dem Verlauf der Straßen, die sich in den einzelnen Vierteln alle unter rechten Winkeln schneiden. Von den modernen Bauten lenkt das Königliche Schloß mit seinen weißen Mauern die Aufmerksamkeit sofort auf sich. Es ist ein großes viereckiges Gebäude mit zwei Höfen. Der Mittelbau springt etwas aus der Front heraus und ist mit Säulen geschmückt, sonst besitzt das Schloß nicht den mindesten Zierrat. Es besteht aus einem Erdgeschoß mit zwei Stockwerken und liegt an der Nordecke des Schloßgartens. Das Häuserbild am Fuß der Akropolis überrascht durch das leuchtende Weiß, in dem die Fronten strahlen. Die Stadt besteht eben, abgesehen von den öffentlichen Gebäuden, nur aus Wohnhäusern, und die Fabrikschornsteine fehlen gänzlich. Die schönsten öffentlichen Gebäude sind die Universität, die Bibliothek und die Akademie der Wissenschaften, die nebeneinander in der Universitätsstraße liegen. Sie sind aus Privatmitteln erbaut worden und lehnen sich mit ihren Säulen und Giebelfeldern eng an die Antike an. In dem Vorhof der Akademie der Wissenschaften stehen auf zwei Säulen die Statuen der Athena und des Apollo, und neben dem Eingange hat man die sitzenden Statuen Homers und Sokrates aufgestellt. Die beiden ersten sind für

das zierliche Gebäude dahinter zu groß, so daß der Eindruck wenig günstig ist. Am Ende der Universitätsstraße steht das Haus Schliemanns.

Zu den Sehenswürdigkeiten des modernen Athens gehört das Nationalmuseum, dessen wertvollsten Stücke die Schliemannschen Funde aus Mykene sind. Die betreffenden Schmucksachen sind zum größten Teil aus Gold hergestellt und bildeten die Beigaben von sechs Gräbern. Das eine ist mit seinen Beigaben, so wie es aufgedeckt wurde, wieder hergerichtet worden. Unter den Mykenefunden sind Becher, Brustplatten, Ketten, Ringe, Goldplatten, welche Schmetterlinge, Tintenfische, Tierköpfe etc. nachahmen, ferner Totenmasken, verzierte Muscheln u. ä. vorhanden. In einem anderen Saale steht eine getreue Nachahmung der Athena Parthenos des Phidias. Weiter findet sich ein Saal, der dicht gefüllt ist mit Vasen aller Größe und Form, die reich mit schwarzen Bildern bemalt sind. Ihr Anblick gibt ein Zeugnis von der großen Meisterschaft der Griechen auch auf diesem Gebiete. Endlich sei noch eine reichhaltige Sammlung von Tanagrafiguren erwähnt.

Der Besuch von Athen war der Glanzpunkt unserer Fahrt. Die Namen der Örtlichkeit, die wir besuchten, hatten von Jugend auf unsere Phantasie beschäftigt; wir alle priesen uns glücklich, daß es uns vergönnt war, hier zu wandeln, wo die Helden lebten, deren Taten uns einst begeistert hatten. Überwältigt von der ungeheuren Begabung dieser Menschen, steht man vor den Trümmern ihrer Schöpferkraft. Dieser sporadische Ausbruch künstlerischer Reife ist nur verständlich, weil Technik und Wissenschaft vollständigt fehlten. Die vorhandenen Intelligenzen mußten sich in ihrer Gesamtheit auf die künstlerische Produktion werfen, während sie sich heutigen Tages nach allen Richtungen hin zersplittern. Es gibt keinen Platz auf der ganzen Welt, der sich mit der Akropolis vergleichen lassen kann.

Wie winzig das Fleckchen Erde ist, merkt man erst, wenn man den Lykabettos bestiegen hat und von seinem Gipfel aus auf das Tal des Kephissos hinunterschaut. Dieser Felskegel besteht aus demselben festen Gestein wie die Akropolis. Die dichten grauen Kalksteine, welche als steile Gipfel aus der Ebene emporragen, gehören zur Kreideformation und sind die letzten Überreste einer weit verbreiteten Decke aus diesem Gestein, die von der Verwitterung abgetragen worden ist, während jene Reste übrig geblieben sind, weil sie ein verhältnismäßig kristallinisches Gefüge hatten. Die Akropolis ist 156 m hoch und ragt ungefähr 50 m über ihre nähere Umgebung heraus, während der Lykabettos 277 m hoch ist. Man sieht von seinem Gipfel auf den Nordabhang der Akropolis, an dessen Fuße wunderbarerweise Bauwerke irgend welcher Art gänzlich fehlen; hier ist eine Schuttmasse aufgehäuft, welche sich in mehreren Halbkegeln an dem Abhange aufgetürmt hat. Der Schutt rührt wohl z. T. her von dem Verwitterungsmaterial des Berges, doch

auch z. T. von den Trümmern der Bauwerke auf seinem Gipfel, denn es sind in ihm schon viele Kunstschätze gefunden worden. Der Schuttwall ist vielleicht schon in klassischer Zeit hier vorhanden gewesen, weil jede Spur einer baulichen Anlage fehlt, auch neigt sich die Plattform der Akropolis nach dieser Seite. Von dem Gipfel des Lykabettos aus erkennt man erst die Bedeutung der Akropolis als Kristallisationspunkt für eine menschliche Siedelung. Dieser Bergkegel mit seinen Steilwänden mußte die ersten Menschen, die das fruchtbare Tal auffanden, angelockt haben. Die sagenhaften Vorgänger des Theseus und Theseus selbst mit seinen Mannen siedelten sich auf der Plattform an und unternahmen von ihr aus ihre Beutezüge. Allmählich aber werden sich im Schutze der Burg auch an ihrem Fuße Siedler niedergelassen haben, so daß es seit dieser Zeit zwei Städte, eine Hochstadt und eine Tiefstadt, gibt. Als die Hochstadt endlich für die Zahl der Siedler zu eng geworden war, oder als die Stadt Hauptstadt eines größeren Kreises wurde, erhob man die Hochstadt zum Heiligtum. Aber ihre alte Form hat die Anlage auch in diesem Stadium noch immer bewahrt, denn die Propyläen mit ihren Gebäuden waren doch offenbar weiter nichts als das umgewandelte Burgtor mit seinen Befestigungen. Zwischen dem Lykabettos und der Akropolis liegt heutigen Tages der Mittelpunkt der Stadt, hinter ihr folgt nach Westen im weiteren Umkreise die fruchtbare Ebene mit ihren Olivenbäumen und endlich das Meer: man sieht die Bucht von Phaleron mit den Inseln Salamis und Ägina und dahinter, als Abschluß des Bildes, die Gebirge des Peloponnes. Auf der anderen Seite bauen sich die Berge der Halbinsel Attika auf und zwar dicht hinter Athen, genau südlich vom Lykabettos, der Hymettos und gerade in entgegengesetzter Richtung der Parnes, während zwischen ihnen der Pentelikon emporragt.

Als ich vom Lykabettos auf die Akropolis hinabblickte, erschien sie mir wie ein Symbol der griechischen Geschichte. Der zierliche Felskegel ragt aus der Ebene empor wie die kurze Spanne der griechischen Glanzzeit aus der übrigen Geschichte. Hundert Jahre, von 500 bis 400 sind es, in welchem Zeitraum sich die Namen finden, welche die Anziehungspunkte der griechischen Geschichte bilden. Diese Tatsache steht so einzig da in der Entwicklung der Menschheit, daß man sich nicht über die große Beachtung wundern darf, die sie gefunden hat.

Der Meteor verließ diesmal schon um 3 Uhr nachmittags den Hafen, deshalb konnten wir einmal so recht die Ausfahrt genießen und hatten Zeit genug von diesem wichtigen Punkte unserer Reise gründlich Abschied zu nehmen. Ganz allmählich versanken die Details der Landschaft, und nur der hohe Kegel des Lykabettos und die helle Front der Akropolis blieben noch lange deutlich sichtbar, besonders, weil die Sonne hell vom Himmel auf Land und Wasser herabstrahlte.

## Syrakus.

Am Morgen des 23. Januar früh ½ 7 Uhr lag die Morgenröte gerade hinter unserem Schiff, und bis Mittag blieben noch die weißen Gebirge des Peloponnes im Hintergrunde sichtbar. Am Nachmittage aber schwammen wir wieder auf dem freien Meere. Das Wasser war leicht bewegt, und im hellen Sonnenschein leuchtete es in allen Tönen zwischen hellgrün und tiefblau, während sich das Schattenspiel der Wellentäler vom Schiff weg bis zum fernen Horizont hinzog. Mit vollem Bewußtsein nutzte ich wieder die schönen Stunden auf dem Sonnendeck aus. Dieser Tag Meerfahrt war mir nach den Strapazen von Athen ganz besonders angenehm. Das ist das Schöne an diesen Vergnügungsfahrten zur See, daß die Pausen zwischen den Besichtigungen so viel behaglicher vergehen als z. B. auf der Eisenbahn. Welchen hohen Genuß gewährt nicht schon die feierliche Stille!

Als ich am nächsten Morgen früh 6 Uhr auf Deck kam, war es noch ganz dunkel, und nur ein Blickfeuer deutete auf die Nähe der Küste; erst als ich mich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, bemerkte ich einen schwarzen Streifen am Horizont, und nach einiger Zeit erschien auch die Reihe von Lichtern wieder, die den Kai zu bezeichnen pflegt. Wir waren vor dem Hafen von Syrakus angekommen. Rechts ragen aus dem Meere die niedrigen grauen Mauern eines Kastelles heraus, auf dessen äußerster Spitze ein weißer Leuchtturm steht. Links schiebt sich eine flache Landzuge vor, an der man horizontale Schichtungen des Gesteins erkennen kann. Der Hafen ist ein großes rundes Becken, und man sieht vom Schiff auf ein flaches Ufer, hinter welchem sich eine weite Ebene ausbreitet, die im Hintergrunde von mäßig hohen Bergen begrenzt wird. Diese Landschaft ist charakteristisch für den ganzen Südrand Siciliens. Die Insel ist nämlich eine Scholle, die schief gestellt ist und von Norden nach Süden sich neigt.

Wir ankerten gegenüber einem kleinen Häuschen, das wohl das Zollamt ist. Das Strandbild ist nur beschränkt, aber doch recht charakteristisch: rechts neben dem Häuschen liegt ein kleines Buschwerk, aus dem eine einzige Palme hoch emporragt, und links von ihm zieht sich eine lange Promenade längs des Kais hin, die mit hohen immergrünen Bäumen bepflanzt ist. Hinter dieser schmalen Strandpartie baut sich die Stadt auf. Die Straßen liegen in mehreren parallelen Zügen übereinander, so daß sich die Häuser terrassenförmig herausheben und auf der höchsten Stelle von den Ornamenten des Domes überragt werden.

Auf der Strandpromenade, dem Foro Vittoro Emanuele, standen die Wagen bereit, die uns in die Umgegend bringen sollten. Wir fuhren zunächst über mehrere Brücken und erkannten daraus, daß die Stadt

auf einer Insel liegt, die im Altertum den Namen Ortygia führte, links von den Brücken breitet sich der Porto grande aus und rechts der Porto piccolo. In beiden sind unzählige größere Schiffe und Boote aller Bauarten verankert, ein Zeichen, daß die Fischerei hier lebhaft betrieben wird. Hinter den Brücken bogen wir rechts ab und fuhren eine Straße mit mäßiger Steigung in die Höhe, die dicht am Ufer entlang führt. Dabei hatten wir nach rückwärts einen Blick auf die Hinterfront der Stadt, die mit ihren kleinen Häusern aus gelbgrauem Sandstein einen sehr bescheidenen Eindruck macht.

Die Wagen hielten nach kurzer Fahrt auf der Höhe vor dem Tor des Klosters der Kapuciner. Ein Bruder in brauner Kutte öffnete die Pforte und führte uns in einen der berühmten Steinbrüche, die Latomia de Cappuccini. Ein schmaler Gang zwischen hohen Felswänden mündet in einen hübschen kleinen Garten, der mit Blumen, Sträuchern und Bäumen dicht bewachsen ist, und von denen uns gelegentlich dunkle Orangen und helle Zitronen entgegenstrahlen. Der Garten ist auf dem Grunde eines alten Steinbruches angelegt, dessen Wände senkrecht empor steigen. Aus diesem ersten Steinbruch führt ein enger Gang in einen zweiten, und so geht es wie in einem Labyrinth einmal rechts, dann links, bald bergauf, bald bergab durch größere und kleinere dieser Kesselgärten, und überall herrscht dieselbe üppige Vegetation von Strauch und Baum. Gelegentlich reckt sich auch eine schlanke Cypresse mit ihrer Spitze bis an den Rand des Steinbruches in die Höhe, und wo die Wände nicht direkt überhängen, sind sie mit Efeu dicht bekleidet, während von dem oberen Rande Büschel von Opuntien wie mächtige Trauben tief an den Wänden herabhängen. Aus diesen Steinbrüchen ist das Material für die Bauten der alten Stadt genommen worden. Ihre Wände sind über 20 m hoch, und sie haben als das Gefängnis für die 7000 Athener eine traurige Berühmtheit erlangt. Alcibiades hatte nämlich im Jahre 415 die Athener zur Eroberung von Syrakus aufgestachelt. Sie waren mit einer großen Streitmacht auf Sicilien gelandet, die nach einigen Erfolgen besiegt worden war. Die Gefangenen hatte man hier eingesperrt, wo der größte Teil verschmachtet war, während nur ein Häuflein entkam und sich bis zur Heimat durchschlug.

Trotz des üppigen Pflanzenwuchses und der ganz ungewöhnlichen Szenerie waren wir doch froh, als wir wieder an der Oberfläche der Erde angelangt waren, denn, abgesehen von dem Gedanken an die unglücklichen Athener, wirkte die Umgebung doch gelegentlich beängstigend, da einige Partien an den Felswänden derartig überhingen, daß man unwillkürlich fürchten mußte, sie könnten jeden Augenblick, z. B. bei einem Erdbeben, herunterbrechen. Am Ausgange bestiegen wir wieder unsere Wagen und fuhren einen Weg entlang, der an der Südböschung des Vorgebirges zwischen großen Gärten dahinführt. Diese Gärten

bilden einen förmlichen Wald aus Zitronenbäumen, an denen die reifen gelben Früchte hingen, während die Blüten der Pfirsiche und Mandelbäume soeben aufbrechen wollten, ebenso wie die Kirschblüten. Wir durchwanderten einen dieser Gärten, nämlich den der Villa Landolina, und fanden hier eine Menge fremder blühender Sträucher sowie eine Höhe des Wuchses, der uns an den Jardin d'essai in Algier erinnerte; unter anderen war auch ein Gebüsch von hohem Bambus vorhanden, der aber doch durch den Frost etwas gelitten hatte. An einer geschützten Stelle des Gartens, wo der Pflanzenwuchs ganz besonders dicht ist, befindet sich das Grab des Dichters August Grafen von Platen Hallermund, und Freunde und Verehrer haben dem Grabe gegenüber eine Büste des Verstorbenen aufgestellt.

Weiter nach Westen steht an dem Abhange die Kirche San Giovanni. Von ihr führt der Weg durch einen Garten zum Eingang in die Katakomben, welche unter der sogenannten Antiochianischen Kapelle beginnen. Diese Kapelle ist ein Rundraum mit einer griechischen Inschrift an der Wand und dem Altar des Marcian, des ersten Bischofs von Syrakus. Am Anfang der Katakomben liegt die Krypta des Marcian, sie enthält folgende ehrwürdige Denkmäler aus der ersten christlichen Zeit: ein Kreuz aus dem 3. Jahrhundert, zwei alte Bilder, von denen das eine Christus mit Maria und Magdalena darstellt, ferner vier Säulen aus der byzantinischen Epoche mit Kapitellen, an welchen die Evangelisten angebracht sind, und endlich die Säule, an welcher Marcian festgebunden war, als er den Märtyrertod starb. Auch das Grab Marcians wird gezeigt; es enthält aber seine Gebeine nicht mehr, weil sie später nach Gaëta gebracht wurden. Die Katakomben sind unterirdische Gänge, die schon zur Zeit der Griechen und Römer bestanden und zum Teil als Wasserleitungen dienten. Der Hauptweg hat die Richtung Ost-West und ist 106 m lang, 3 m breit und 2,50 m hoch; er wird unter rechtem Winkel von mehreren schmaleren durchschnitten, die ihrerseits wieder von neuen Linien durchkreuzt werden. Die Katakomben dienten in der ersten christlichen Zeit als Begräbnisstätten. In ihren Wänden sind Höhlen eingegraben, welche die Särge aufnahmen. Es gibt große und kleine Höhlen, und einige haben wohl als Familiengrüfte gedient. Ein besonders schöner Steinsarg mit Relief von Szenen aus der biblischen Geschichte ist im Museum von Syrakus aufgestellt. Gelegentlich finden sich auch Fresken und Skulpturen an den Wänden. Der Führer, ein Mönch mit einer Fackel, erzählte, daß drei Stockwerke übereinander liegen und daß nur ein kleiner Teil der Gräber aufgedeckt sei. Er berichtete ferner, daß die Galerien im ganzen 8 Kilometer lang seien, so daß sich einmal ein Lehrer mit seinen Schülern darin verirrt habe,

Gegenüber der Kirche auf der andern Seite der Hauptstraße, wo der Weg wieder bergan führt, liegt der Eingang zum Amphitheater.

Er befindet sich auf der höchsten Stelle eines Ausläufers des Plateaus Man geht von der Höhe durch einen engen Hohlweg bergab und tritt durch ein schmales Tor in die Arena ein. Sie hat eine elliptische Gestalt, und zwar ist ihre Hauptachse 70 m lang und ihre Nebenachse 40. Um die ebene Fläche ziehen sich die Sitzreihen in die Höhe, und in ihrer Mitte befindet sich ein ausgemauerter Graben mit zwei Pfeilern, die den Zweck hatten, als Stütze für eine Decke aus Holz zu dienen, denn der Graben sollte wohl das Regenwasser aufnehmen. Die Arena ist erst in der Zeit des Kaisers Augustus erbaut worden.

Am Fuße des Ausläufers stand auch der Altar Hieros II., von dem nur noch das Fundament, ein großes Rechteck aus Steinquadern von 198 m Länge und 22 m Breite, übrig geblieben ist, zu dem mehrere Stufen hinaufführen. Auf dem Altar sollen alljährlich bei einem Feste 450 Ochsen geschlachtet worden sein zur Erinnerung an die Vertreibung des Tyrannen Thrasybulus im Jahre 466 v. Chr.

Von diesem Punkte führt der Weg wieder den Abhang hinauf bis kurz vor der oberen Kante, wo das griechische Theater steht. Es wurde wahrscheinlich bald nach dem Bau des Dionysos-Theaters in Athen in Angriff genommen. Den Anstoß gab wohl Hiero I (476—467). Der Zuschauerraum ist wieder in die Böschung eingebaut; es sind 46 Sitzreihen vorhanden, die durch zwei Umgänge unterbrochen werden und in 9 Keile geteilt sind. Die Scena war 150 m breit und ist vollständig verfallen. Von der obersten Sitzreihe des Zuschauerraums hat man einen hübschen Blick. Am Fuße des Abhanges ziehen sich ausgedehnte Zitronengärten hin und bilden einen dichten grünen Wald, während dahinter der glänzende Spiegel des Hafens sich ausbreitet, links begrenzt von den Häusern der Stadt und rechts von der weiten fruchtbaren Ebene, die in das Vorgebirge Plemmyrion ausläuft. Hinter der obersten Sitzreihe liegt eine breite Plattform, die bis zu einer senkrechten Felswand heranreicht. In diese Felswand ist ein Weg hineingearbeitet, so daß zu beiden Seiten über mannshohe Steinwände senkrecht emporragen. In halber Höhe sind in diesen Wänden Höhlen eingemeißelt, die als Grabkammern dienten, wie jene in den Felswänden der Katakomben. Der Hohlweg heißt daher die Gräberstraße, und in seiner Sohle ist ein tiefes Geleise ausgefahren, ein Zeichen, daß hier lange Zeit hindurch die Toten beigesetzt worden sind.

Auch an dieser Stelle des Abhanges finden sich wieder Latomien, von denen die Latomia del Paradiso die berühmteste ist und ihren Namen mit Recht führt, denn die Vegetation und die Formen ihrer Felswände übertreffen alle übrigen. Hinter diesem Steinbruch liegt ein zweiter, der das Ohr des Dionysius heißt. Er beginnt hinter einer verschlossenen Tür, und seine Sohle ist nur 5 bis 6 m breit; von ihr steigen die Felswände 20 und mehr Meter in die Höhe, doch nicht senk-

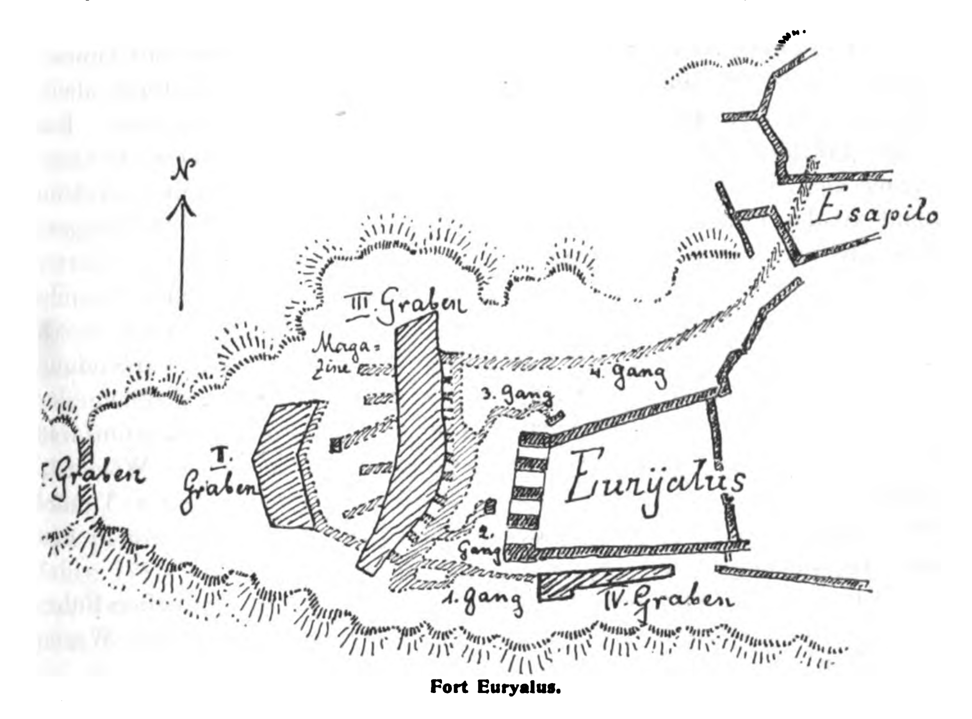
recht, sondern nach innen überhängend, so daß sie sich scheinbar nach oben zusammenschließen. Dieser Hohlweg setzt sich 57 m weit nach Innen hin fort, wobei er sich am Grunde an einer Stelle zu einem ansehnlichen Saal von 16 m Breite erweitert und sich nachher wieder zusammenzieht. Wegen ihrer merkwürdigen Gestalt besitzt diese Höhle eine großartige Akustik, da jeder Ton ganz ungeheuer verstärkt wird. Das Zuschlagen der Eingangstür z. B. bringt ein donnerartiges Geräusch hervor· Über dem mittelsten Abschnitt soll der Tyrann Dionysius ein Zimmer gehabt haben, in welchem er die Unterhaltungen der politischen Gefangenen, die unter ihm eingesperrt waren, zu belauschen pflegte oder belauschen ließ.

Ein anderer Zweig dieser Gruppe von Steinbrüchen heißt die Grotte der Seiler, weil diese Handwerker hier ihre Stricke und Leinen drehen. Die Gesteinsblöcke sind so unregelmäßig herausgeschlagen, daß von der Decke Zapfen herunterhängen oder auch Pfeiler auf den Boden stehen geblieben sind, wodurch der Raum das Aussehen einer Tropfsteinhöhle erhält. Die Decke sowie die vorspringenden Felsstücke sind mit einem dichten Überzug von Frauenhaar bewachsen, dessen zarte Fiederblätter nach unten hängen; die Bergfeuchtigkeit, die sich an der Decke sammelt, ermöglicht ihr Gedeihen.

In der Stadt selbst sind nur wenige Sehenswürdigkeiten vorhanden, die wichtigste ist der Dom, der in einen Tempel der Artemis hineingebaut worden ist, indem man zwischen den Säulen Mauern aufführte und die Wände der Cella zu Bogen ausschnitt. Der Tempel wurde wohl unter Gelo I, der sich 485 zum Tyrannen gemacht hatte, erbaut und im VII. Jahrhundert durch den Bischof Zosimus in eine christliche Kirche umgewandelt. Man erkennt an der Straßenseite deutlich die halben Säulenschäfte mit den Kapitellen. Die zweite Sehenswürdigkeit der Stadt ist die Quelle der Aretusa. Sie befindet sich kurz vor dem Südende der Insel. Man blickt von einer Balustrade hinab auf das stille Wasser eines kleinen Beckens, an dessen Seiten große Stauden von Papyrus stehen, deren Blätterbüschel sich auf langen Stengeln über die Wasserfläche neigen. Diese Papyrusstauden sind die äußersten Vorposten der ägyptischen.

Die Besichtigung der aufgezählten Sehenswürdigkeiten nahm den Vormittag in Anspruch. Der Nachmittag war für eine Fahrt zu der alten Befestigung bestimmt. Die heutige Stadt ist auf die Insel beschränkt, und hier stand auch schon in alter Zeit ihr ältester Teil, während ihr größerer sich damals auf dem gegenüberliegenden Plateau ausbreitete, dessen südliche Böschung wir am Vormittage schon zum Teil besucht hatten. Es waren hier im Laufe der Zeit nacheinander noch vier Stadtteile entstanden, nämlich Achradina, Tyche, Neapolis und Epipolae. Wir setzten uns nach Tisch wieder in den Wagen und fuhren über die

Brücken die große Straße am Fuße des Abhanges nach Westen entlang. In der Ebene wechseln Ackerstücke und große Zitronengärten mit einander ab. Auf der Böschung bilden Gesteinsblöcke ein wüstes Trümmerfeld; sie sind die Überreste der alten Stadtmauer und sind manchmal auch abgelesen und zu niedrigen Mauern zusammengestellt worden, so daß kleine Feldstücke abgeteilt sind, in denen ein paar Olivenbäume stehen. Das westliche Ende des kleinen Plateaus spitzt sich zu einem langen, schmalen und hohen Felsvorsprung zu, wodurch es die Gestalt eines Dreiecks annimmt. Die strategische Bedeutung dieser Spitze für die Verteidigung der Stadt wurde von Dionysius erkannt, der hier das Fort Euryalus erbaute, dessen Name zu deutsch breiter Nagel heißt.




Fort Euryalus.

Unsere Wagen bogen bald rechts ab und fuhren einen steilen Weg in die Höhe bis zur Plattform, wo wir ausstiegen. Ein Wächter nahm sich hier unser an und führte uns durch die Anlagen. Oberirdisch bilden sie nur ein Haufwerk von Steinen, die Überreste der Mauern und Türme; unterirdisch ist dagegen um so mehr erhalten. Wir fanden zunächst drei Gräben, welche die Bergspitze hintereinander durchschneiden. Der erste ist nur schmal und flach. Der zweite, welcher 86 m dahinter liegt, ist 50 m lang und 24 m breit und lag seiner Zeit vor der ersten Bastion. Der dritte Graben endlich ist 2,5 m tief und schwankt in seiner Breite zwischen 9,50 und 16,50 m. Hinter ihm erhob sich zunächst noch eine Plattform, und dann folgte die eigentliche Burg, die in der

Front mit fünf Türmen ausgerüstet war. Ein ziemliches Stück nördlich neben dieser Befestigung lag der westliche Eingang zur Stadt, welcher durch eine kleine Torbefestigung, die Esapilo hieß, geschützt war. Wir stiegen in den zweiten Graben hinab und erblickten hier an seiner Rückwand, in den Felsen hineingearbeitet, einen überdeckten Gang, welcher durch einen Tunnel mit dem dritten Graben in Verbindung steht. Dieser dritte Graben war seiner Zeit der wichtigste, denn er war der letzte vor den Türmen, und von ihm geht daher das gesamte unterirdische Wegenetz aus. In seiner Außenwand sind vier Höhlen in den Stein angelegt, welche als Magazine dienten, und außerdem führte von ihr ein Gang hinauf zur vordersten Bastion. Die wichtigsten unterirdischen Anlagen befinden sich natürlich hinter seiner inneren Wand, d. h. also nach der Stadtseite zu. Hier läuft parallel mit dem Graben ein Tunnel, welcher durch elf Querschläge mit dem Graben in Verbindung steht, und von dem sich noch mehrere unterirdische Gänge abzweigten. Ein solcher führt z. B. nach außen zu einem schmalen vierten Graben, welcher sich neben der südlichen Mauer hinzieht, ein zweiter sodann hinauf zu der Plattform vor den Türmen, ein dritter zu einem Ausgang außerhalb der Burg, doch innerhalb der Stadtmauer, und ein vierter endlich, der natürlich besonders lang ist, endet in der Torburg Esapilo Der oben schon erwähnte südliche Außengraben ist auch noch durch einen unterirdischen Gang mit einem Hof hinter der Burg in Verbindung gesetzt. Soweit ich es übersehen konnte, bestand also zwischen der Burg selbst und dem dritten Graben vor ihr keine Kommunikation, was um so auffallender ist, weil von ihm das ganze unterirdische Wegenetz ausgeht! Sogar zum Unterbringen von Pferden war in dem Tunnel Platz vorgesehen, wie man aus den Krammen schließen darf, die in den Stein eingemeißelt sind.

Auf der Rückfahrt war die Straße von zahlreichen ländlichen Fuhrwerken belebt, welche aus der Stadt zurückkehrten, wo sie ihre Waren abgesetzt hatten. Die Fuhrwerke haben durchweg dieselbe Bauart: es sind zweirädrige Karren, in dessen Scheere das Zugtier geht, so daß es nicht bloß den Wagen ziehen, sondern ihn auch tragen helfen muß; und daß die Last oft nicht gering ist, beweist der starke Bauchgurt, an welchem die Scheere befestigt ist. An diesem primitiven Fuhrwerk ist für uns Nordländer alles merkwürdig: vor allem aber das Zugtier. Wenn man aus einer Anzahl von ihnen eine Reihe bilden sollte, so würde man an den Anfang ein Pferd und an das Ende einen Esel stellen, während dazwischen als Übergang die zahlreichen Mittelsglieder zu stehen kämen, die aus der Kreuzung von Pferd und Esel hervorgegangen sind. Das Geschirr ist in der Regel mit Büscheln und Troddeln auf das bunteste herausgeputzt, und die Bretter des Karrens sind mit Bildern in den grellsten Farben bemalt. Auf so einem Karren vor dem

ein winziges Eselchen gespannt ist, saß nicht selten eine Reisegesellschaft von vier oder fünf Personen.

## Messina und Taormina.

Am Morgen des 25. Januar erreichte der Meteor Messina. Diese Stadt hat den besten Hafen Italiens. Eine sichelförmige Landspitze mit dem Forte S. S. Salvatore bildet einen natürlichen Wellenbrecher. An dem langgestreckten Kai fallen die zweistöckigen breiten Häuser auf, die, dicht geschlossen wie eine Mauer, bei ihrer übereinstimmenden Bauart einen zwar imposanten, aber doch recht einförmigen Eindruck machen. Der Palazzo di Citta ist das größte unter ihnen und besitzt einen gewaltigen Torweg. Hinter ihnen heben sich die übrigen Häuser der Stadt allmählich an den Ausläufern des peloritanischen Gebirges in die Höhe bis zu den beiden alten Befestigungen, dem Forte Castellaccio und dem Forte Gonzaga. Für uns war Messina nur Durchgangsstation, denn unser eigentliches Ziel war Taormina, wohin wir mit der Eisenbahn fahren mußten. Es blieb aber vor der Abfahrt des Zuges noch Zeit genug übrig für eine Rundfahrt durch die Stadt.

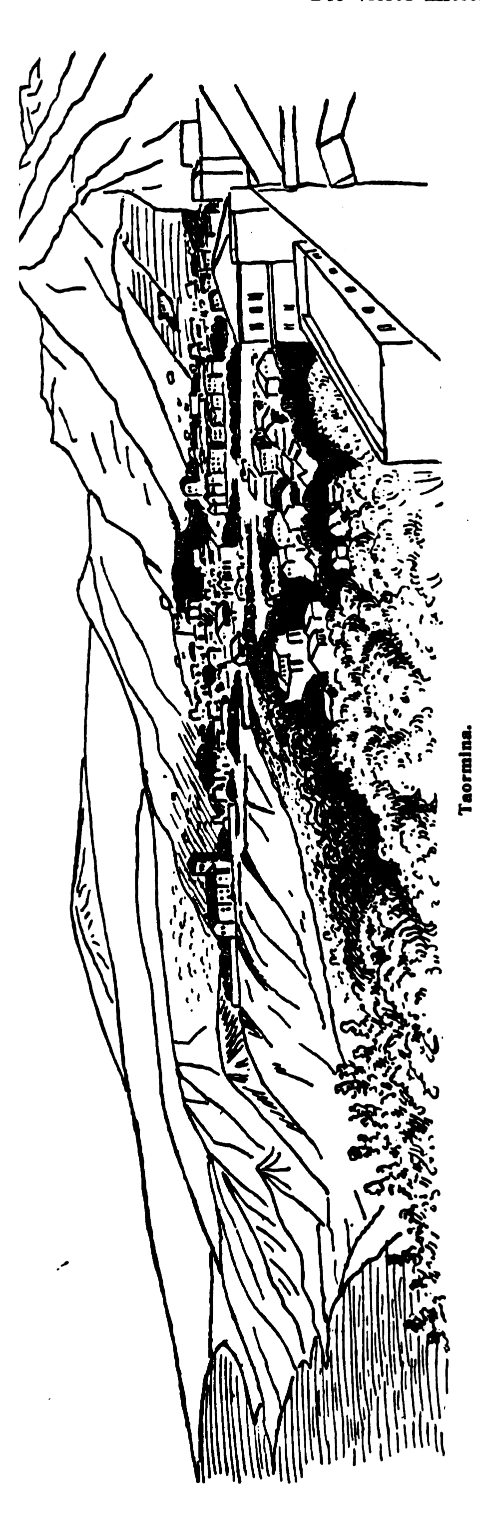
Auf dem Kai vor dem Rathause steht der stattliche Neptunsbrunnen mit dem Gott nebst Scylla und Charybdis. Unter den öffentlichen Gebäuden ist der Dom das wichtigste. Sein Hauptteil stammt schon aus der Normannenzeit vom Jahre 1187; die Front ist sehr verstümmelt, da ein Erdbeben den Turm umgestürzt hat, den man nur durch ein niedriges Dach ersetzt hat; der Unterbau besteht aus Marmor und es sind in ihm drei gotische Portale eingefügt worden. Der Anblick des Domes ist nicht sehr ansprechend, weil seine Front zu breit und niedrig ist. Das letzte Erdbeben, das Messina heimsuchte, fand im Jahre 1783 statt, und als Goethe im Jahre 1787 die Stadt besuchte, war sie noch ein großer Trümmerhaufen, von dem er folgende Schilderung gibt, wobei er nicht unterläßt, die Gründe für die ungeheure Wirkung des Erdbebens anzuführen: „Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Länge einer Viertelstunde, die Rhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis aufs Hauptgesims noch völlig stehen, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen sind. Die Häuser waren z. T. zu leichtsinnig aufgeführt und nur mit einer stolzen Fassade aufgeputzt, so daß sie die Erderschütterung nicht aushalten konnten, während die aus tüchtigen Quadern aufgeführten Kirchen und Kollegien der Jesuiten unversehrt geblieben waren." Auf dem Domplatze steht die Fontana del Duomo, ein prachtvoller Brunnen mit einer großen Zahl zierlicher männlicher und weiblicher Figuren aus Marmor. Unter den Denkmälern ist das Bronzestandbild

Don Juan d'Austrias das stattlichste; es wurde errichtet zur Erinnerung an seinen Sieg bei Lepanto im Jahre 1571.

Nach einer kurzen Rundfahrt durch die Stadt brachten uns die Wagen zum Bahnhof. Die Eisenbahn fährt an der Küste entlang dicht neben dem Strande nach Süden; die Gehänge heben sich gleich ziemlich hoch und steil empor; sie sind mit Citronengärten bedeckt, und zwischen ihrem dunklen Grün leuchten die Dächer vieler Häuschen anmutig hervor. In fast regelmäßigen Abständen von einander ziehen sich breite Täler, deren Sohlen die steinigen Betten von Gebirgsbächen bilden, tief ins Innere hinein. Augenblicklich floß zwar nur eine dünne Wasserader zwischen dem Geröll dahin, aber die Breite des Geröllstreifens und die Steinmauern zu beiden Seiten sprechen deutlich dafür, daß hier gelegentlich gewiß gewaltige Wassermassen heruntergehen.

Auf der Station Giardini-Taormina stiegen wir aus, nachdem wir von Messina ungefähr eine Stunde gefahren waren. Taormina liegt auf einem Felsenvorsprunge hoch über dem Meere, und der Weg führt zuerst dicht neben dem Ufer in die Höhe, im Anfang mäßig steigend und dann in mehren Schlangenlinien steiler werdend. Die Felswände zeigen an einigen Stellen Kalksteinbänke mit deutlichen Fallrichtungen und an einer anderen auch schöne Falten. Neben der Straße fällt die Küste steil ab, man erblickt vor- und rückwärts zahlreiche Vorgebirge nebst Inseln und sieht jenseits der Meeresstraße die einförmige Küste Kalabriens. Vor dem Eingange zum Städtchen Taormina sind auf dem Felsenvorsprunge schon mehrere Villen und Hotels erbaut mit hübschen Terrassen voller blühender Kräuter und Sträucher. Den Hauptanteil unter den Pflanzen haben die Pelargonien, die ja auch in Berlin am häufigsten zum Ausschmücken der Balkone verwandt werden und in der Tat mit ihren dichten hell- und dunkelrot gefärbten Blütensträußen die Straßenfronten allerliebst schmücken können. An den Felswänden wächst eine Mesembryanthemum-Art mit länglichen, dicken, fleischigen Blättern, die in langen Trauben herabhängen und das Gestein vollständig bedecken.

Die einzige historische Sehenswürdigkeit Taorminas ist das griechische Theater. Die Anziehung, welche die Stadt ausübt, rührt her von ihrer bewunderungswürdigen Lage, die in bezug auf landschaftlichen Reiz einzig ist. Wir hatten während der Eisenbahnfahrt Gelegenheit, den Bau der sizilianischen Küste auf diesem Abschnitt genügend kennen zu lernen. Hier nun besitzt der Gebirgsvorsprung eine umfangreiche Plattform hoch über dem Meeresspiegel, die von den alten Siedlern als Gründungsplatz ausersehen wurde. Während nun die Gebäude der Stadt sich im Hintergrunde an das wieder emporstrebende Gebirge anlehnen, steht das Theater auf der äußersten Spitze über dem Meere. Die nächste Umgebung der Theaterruine ist von einem dichten Kakteen-

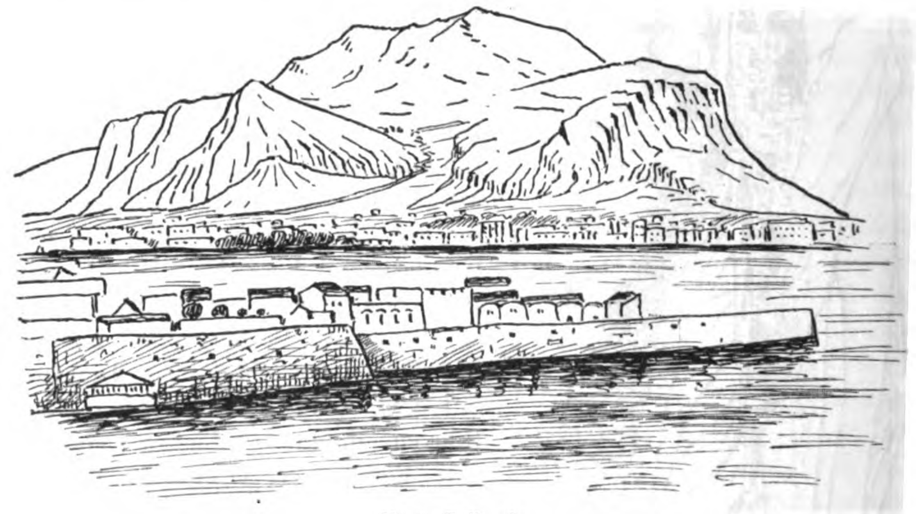


Taormina.

gestrüpp überwuchert, es ist wohl noch dasselbe, durch das sich Goethe hindurchwinden mußte, als er auf seiner sizilianischen Reise das Theater besuchte. Seine Anlage ist die übliche: der äußere Durchmesser beträgt 122 m, der der Orchestra 35 m, und der Zuschauerraum ist in neun Keile geteilt, Von der Bühne haben sich auch Trümmer erhalten, nämlich einige Säulen, welche zu dem Portikus gehörten. Das ursprünglich griechische Theater ist in römischer Zeit erweitert worden. Man erkennt die Zutaten der Römer leicht, da sie aus Ziegelsteinen ausgeführt sind. Der wichtigste Teil der römischen Ergänzung ist ein Aufbau im Hintergrunde des Zuschauerraumes, eine hohe Mauer mit torartigen Durchlässen. Stellt man sich in eines dieser Tore, so hat man eine wunderbare Aussicht. Blickt man nach Süden über die Bühne hinweg, so liegt im Vordergrunde auf der Plattform das Städtchen Taormina mit dem steilen Felskegel in seinem Rücken, dahinter schieben sich dann eine Reihe von Ausläufern des Gebirges nach dem Meere hin vor, und im Hintergrunde endlich türmt sich die Gebirgswelt des Inneren auf, überragt von der flachen schneebedeckten Kuppe des Ätna. Dreht man sich um und schaut nach Norden, so hat man die ganze Küste bis Messina vor sich Man erblickt eine scheinbar unendliche Reihe von Vorgebirgen, die sich kulissenartig aufbauen, wobei der Strand entsprechend vorspringt oder zurückgeht. Dabei bilden die grünen Farbentöne des Festlandes und die blauen des Meereswassers eine wunderbare Harmonie.

## Palermo.

In der Nacht zum Donnerstag dem 26. Januar fuhren wir an der Nordküste Siziliens entlang und waren früh vor Sonnenaufgang schon im Hafen von Palermo. Ich muß gestehen, daß mich in dem Hafenbilde der berühmte Monte Pellegrino so fesselte, daß ich für die anderen Teile der Landschaft wenig Zeit übrig behielt. Dieser Berg ragt völlig isoliert aus seiner Umgebung heraus, denn er wird auf der einen Seite vom Meere und auf der anderen von der fruchtbaren Ebene begrenzt, die sich zwischen der Stadt und dem Gebirge ausbreitet und den Namen Conca d'oro, die Goldmuschel, führt. Er besteht aus einem langgestreckten Unterbau, der sich an beiden Enden schroff aus der Ebene heraushebt, und aus einem flachen Buckel, der auf dem Unterbau ruht. In dem Sockel ist ein flaches Tal eingesenkt, in welchem ein Weg



Monte Pellegrino.

in die Höhe führt, der sich deutlich abzeichnet, weil er in einer Zickzacklinie angelegt ist. Er endet vor der Grotte der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin Palermos. Die Abhänge sind kahl, aber das wirkt hier nicht abschreckend, sondern unterstützt noch den Eindruck des Erhabenen.

Der Vormittag war wieder für die Sehenswürdigkeiten der Stadt bestimmt, und der Nachmittag gehörte dem Ausflug nach Monreale. Die Straßen Palermos machen einen großstädtischen Eindruck, sie sind voller Leben, und in den Häuserfronten reiht sich Geschäft an Geschäft. Die Fassaden besitzen noch manche eigenartigen Züge; viele haben architektonisch wirksame Verzierungen nebst hohen Torwegen und schweren Balkonen; kurz es herrscht in dem Straßenbilde noch nicht die Einförmigkeit einer modernen Stadt. Unser erster Besuch galt auch hier wieder dem Dom. Das stattliche Gebäude nimmt die ganze Längsseite

eines großen rechteckigen Platzes ein, der mit Standbildern von hohen Geistlichen geziert ist. Seine Front macht einen überaus günstigen Eindruck, weil sie sich aus mehreren Stufen aufbaut und sich rechts und links Vorbauten anlehnen. In der Mitte befindet sich das große Portal mit einer zierlichen Vorhalle. Der Bau stammt aus der Zeit des Normannenkönigs Wilhelms II. (1169—85). Sein Inneres ist in der jüngsten Zeit restauriert und verschwenderisch mit Bildern und Altären ausgestattet worden. In einem Seitenschiff stehen mehrere großen Särge aus rotem Porphyr, jeder unter einem von vier zierlichen Säulen getragenen Dach. In dem einem von ihnen ruht Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe.

In der Nähe des Domes auf der Spitze eines sanft ansteigenden großen Platzes liegt der Palazzo Reale, das Königliche Schloß. Hier war schon von den Sarazenen im 9. Jahrhundert die Burg erbaut worden, die dann im 12. Jahrhundert von den Normannen erweitert und zur Residenz eingerichtet wurde. Der Schloßhof besitzt eine ringsherumlaufende Säulenhalle, an deren Wandflächen alte Fresken und Mosaiken erhalten sind, und darüber noch zwei Galerien. In einem Flügel des Schlosses befindet sich eine kleine Kirche, die Cappella Palatina, die zwischen 1129 und 1156 von Roger I. erbaut wurde. Sie ist eine dreischiffige Basilika, und zwischen den beiden Seitenschiffen und dem Hauptschiff stehen auf jeder Seite 4 Säulen, welche in der Längsrichtung durch hohe Bogen verbunden sind. Der Raum über den Säulen ist mit den zierlichsten Mosaiken auf Goldgrund geschmückt. Noch prächtiger ist der Altarraum ausgestattet, der sein Licht durch die Kuppel erhält. Diese Beleuchtung muß für die ganze Kirche genügen, was ein wunderbar stilles Licht gibt. Die Decke des Hauptschiffes ist aus Holz geschnitzt in der Form von kleinen Tropfsteinen; neben dem Altar befindet sich ein Raum, dessen Wände aus Marmormosaiken bestehen. Rechts vor dem Altarraum steht der mächtige Osterleuchter aus Marmor; in diesen Stein sind eine Unmenge kleiner Reliefs, die Menschen und Tiere darstellen, eingegraben, alle mit den rohen Formen jener Zeit. Unter den vielen Zimmern des Königlichen Palastes ist die Stanza di Ruggiero das berühmteste. An ihren Wänden sind dicht unter der Decke Mosaiken aus der normännischen Zeit erhalten: auf Goldgrund sieht man Menschen, Tiere und Pflanzen dargestellt, wiederum in den einfachen Kunstformen jener Zeit.

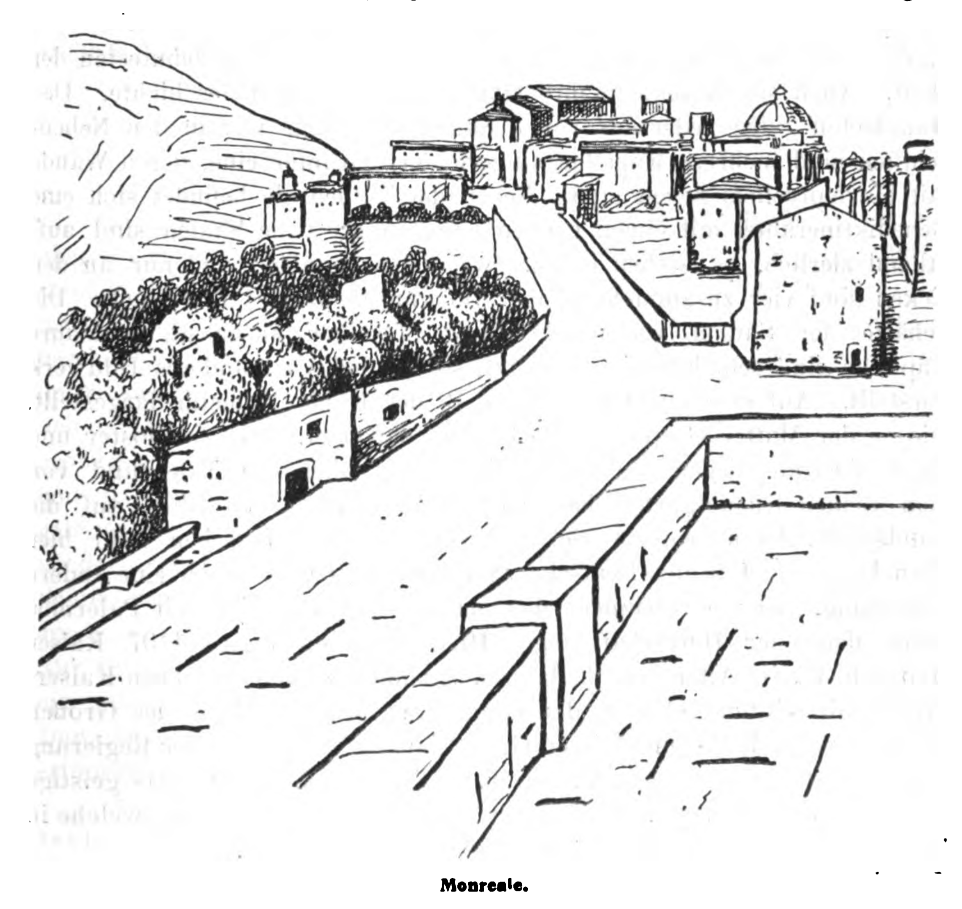
Unweit des Königlichen Palastes steht die Kirche San Giovanni degli Eremiti, ein Bauwerk, das aus Pietät erhalten wird. Es stammt zwar aus der normännischen Zeit, doch stand vorher an seiner Stelle schon eine Moschee, und von diesem älteren Gebäude ist noch ein Rest, und zwar ein Stück in der Außenwand, verwertet worden. Der christliche Baumeister hat bei der Erbauung der Kirche ein ägyptisches

Kreuz als Grundriß gewählt und die mohamedanischen Kuppeln beibehalten, so daß sie noch lebhaft an eine Moschee erinnert. Es sind fünf solcher vorhanden, und zwar ruhen die beiden größeren auf dem Hauptschiff und die drei kleineren auf dem Querschiff. Neben der Kirche liegt ein kleiner Garten mit den Resten eines Kreuzganges, und auf den Beeten und in Töpfen werden von sorgsamer Hand eine Menge fremdländischer Pflanzen gehalten und gezogen, so daß er ganz den Eindruck eines mittelalterlichen Klostergartens macht.

Am Westrande der Stadt, schon vor dem Tore, befindet sich das Convento de Cappuccini mit der eigenartigsten christlichen Begräbnisstätte der Welt. Sie wird gebildet von den langen Korridoren, welche sich hinter einem Kreuzgange, halb in den Erdboden eingesenkt, hinziehen. Längs der Wände sind auf dem Fußboden mehrere Reihen von Särgen übereinander aufgestapelt, z. T. mit Glaswänden, und darüber hängen, dicht gereiht die Mumien. Sämtliche sind in schwarze Tücher gewickelt, aus denen in der Regel nur der Kopf bezw. das Gesicht und die Hände herausschauen. Die Haltung dieser aufrechtstehenden Gestalten ist nun das Eigenartige. Die Art und Weise der Aufstellung bedingt natürlich eine große Gleichförmigkeit, doch gilt dies nur im ganzen, denn im einzelnen finden sich eine Menge Unterschiede: die Neigung des Kopfes, die Lage der Arme und die Krümmung, welche die Wirbelsäule angenommen hat, rufen doch eine Fülle von charakteristischen Zügen hervor. Auch die Gesichter sind sehr verschieden, was durch die Lage des Unterkiefers bewirkt wird: ein Gesicht hat einen lächelnden, das andere einen finsteren und das dritte einen hochmütigen Ausdruck. Auf den ersten Blick macht die lange Reihe dieser hohläugigen, grinsenden Gestalten einen abstoßenden Eindruck. Je länger man aber unter ihnen weilt, desto mehr verwischt sich dieser, und es entsteht ein Gefühl des Mitleidens. Man fragt sich, warum können diese nicht im Grabe ruhen, was hat nur ihre Angehörigen veranlaßt, sie hier aufstellen zu lassen? Es bleibt wohl nur die eine Antwort übrig: die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden kann allein eine derartige Begräbnisweise erfinden. Es wurde hier noch bis zum Jahre 1880 beerdigt, und man tauchte die Leichen in eine Kalklösung, bevor man sie aufstellte. In einigen Särgen kann man hinter der Glaswand die ganze Familie erkennen.

Der Besuch des National-Museums bildete den Schluß der Besichtigungen des Vormittages. Zu den wichtigsten Objekten seines Erdgeschosses gehören die Überreste der Tempel von Selinunte. Diese alte Stadt lag an der Südküste der Insel und war eine griechische Kolonie aus dem Jahre 626 v. Chr. Es standen hier über ein halbes Dutzend Tempel der verschiedensten Größe, von denen nur wenige Reste erhalten sind, darunter einige Metopen, die Schmuckstücke des Tempelfrieses,

mit Szenen aus der Mythologie und Heldengeschichte; ihre Ausführung ist das beste Beispiel archaistischer Kunst; die menschlichen Körper zeigen noch nicht das Ebenmaß der späteren griechischen Bildwerke, sondern besitzen grobe Formen, in welchen sich allerdings eine große Energie ausdrückt. Die ältesten sind aus dem einheimischen Sandstein verfertigt, daneben gibt es aber auch Metopen aus Marmor, von denen man annimmt, daß sie aus Griechenland herübergebracht worden seien, und die wohl aus einer jüngeren Zeit stammen. Von den übrigen



Monreale.

Gegenständen des Museums sollen nur noch zwei erwähnt werden, nämlich der antike Widder und der Herakles mit dem Hirsch. Beides sind Bronzestatuen. Der Widder ist von imponierender Haltung und stattlichen Formen, und Goethe sagt von ihm, er wäre wohl würdig, Phrixos und Helle zu tragen.

Am Nachmittage fuhren wir nach Monreale hinaus. Der Weg führt auf der Böschung eines Abhanges in die Höhe, und man übersieht von ihm aus ein breites Tal, das auf der anderen Seite von einem langen,

hohen und kahlen Bergrücken begrenzt wird. Das Tal selbst macht einen sehr fruchtbaren Eindruck, es ist ein einziger Wald von Zitronen- und Olivengärten. Die Sehenswürdigkeit in Monreale ist die Kathedrale, die zwischen 1174 und 1189 erbaut wurde. Sie ist das bedeutendste Bauwerk des normännisch-sizilianischen Stiles. An der Front besitzt sie eine Vorhalle und ein großes Portal, dessen Bronzetüren mit zahlreichen Reliefs geschmückt sind, die Szenen aus der biblischen Geschichte darstellen. Das Innere der Kirche ist außerordentlich sehenswert. Es sind an der Decke und an den Wänden des Hauptschiffes über den Säulen 6340 qm Goldmosaiken vorhanden, wohl die ausgedehntesten der Welt. Auch sie entnehmen ihre Motive der biblischen Geschichte. Das Hauptschiff wird jederseits von 8 Säulen begrenzt, und in den Nebenschiffen sind mehrere Kapellen eingerichtet, darunter eine, deren Wände mit Marmorreliefs belegt sind. Neben der Kathedrale befindet sich eine Benediktinerabtei mit einem großen Kreuzgang; seine Säulen sind auffallend zierlich, es stehen immer zwei nebeneinander, und nur an den Ecken sind vier zusammengestellt. Im ganzen gibt es 216 Stück. Die Schäfte der Säulen waren einst mit Mosaiken ausgelegt, und ihre Kapitelle sind sehr hübsch geschnitzt, so daß jedes ein anderes Bildwerk vorstellt. Auf dem einen Paar ist z. B. der König Wilhelm dargestellt, wie er der Mutter Gottes die Kathedrale darbietet. Dieses Kloster und die Kathedrale liegen auf einem Vorsprung über dem Tale, und von dem kleinen Klostergarten hat man einen prachtvollen Blick auf die Landschaft, deren große Anziehungskraft auf die Menschen man hier oben begreift. Für uns Deutsche aber hat dieser Blick noch eine andere Bedeutung, denn er erinnert uns daran, daß die Glanzzeit Palermos unter deutscher Herrschaft lag. Hier starb im Jahre 1197 Kaiser Heinrich VI. im Alter von 32 Jahren, nachdem er der deutschen Kaiserkrone mit blutiger Gewalt den Glanz aus der Zeit Karls des Großen wiedergegeben hatte, und dieser Glanz dauerte fort unter der Regierung seines Sohnes, des Kaisers Friedrich. Palermo war damals das geistige Zentrum des Erdkreises, in dem sich alle Strahlen vereinigten, welche in Kunst, Wissenschaft und Lebensgenuß hervorleuchteten.

Bevor wir von Sizilien Abschied nehmen, wollen wir uns noch einen Augenblick mit der Geologie dieser Insel beschäftigten. Die Scholle bildet den Schlußstein in dem östlichen Randstreifen des westlichen Mittelmeerbeckens, indem sie sich zwischen der Halbinsel Calabrien und dem vorspringenden Nordrande des afrikanischen Kontinents einfügt. Es wiederholt sich an der Nordküste von Sizilien die Erscheinung, die wir schon bei dem Besuch von Algier erwähnt hatten; es finden sich nämlich auch hier im Pelloritanischen Gebirge an der Nordostecke der Insel Gneise und Granite, die sich bis auf die Calabrische Halbinsel hinüberziehen, wo sie im Aspromonte und in der Sila erscheinen. Diese

Überreste des archäischen Systems sind von transgredierenden Schichten des Oberen Jura und der Kreide bedeckt, die z. B. den Monte Pellegrino aufbauen. Der übrige Teil der Insel, etwa Vierfünftel, besteht aus tertiären Gesteinen.

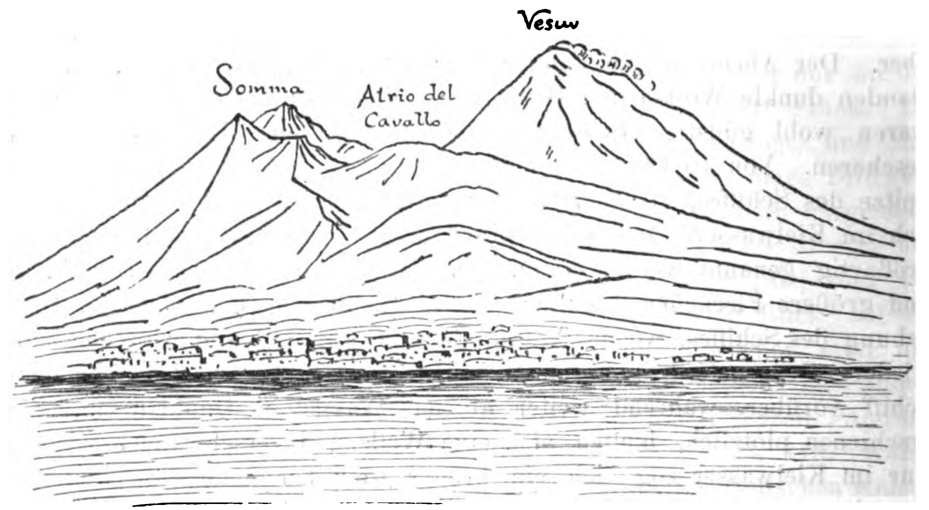
Diese geologischen Tatsachen lehren, daß das Emportauchen der Insel von Norden nach Süden vor sich ging, und daß der Prozeß gegen das Ende der Sekundärzeit einsetzte und erst in der Quartärzeit sein Ende erreichte. In diesem Zeitabschnitt stand die Insel mit Afrika in Verbindung, denn Knochen des afrikanischen Elefanten werden in den Höhlen Siziliens gefunden. Die Trennung von Afrika erfolgte erst zu der Zeit, als in unserer Heimat das Inlandeis den Boden bedeckte.

## Neapel.

In der Nacht vom 26. zum 27. fuhr der Meteor nach Neapel hinüber. Der Abend des 26. Januar war außergewöhnlich warm, und es standen dunkle Wolken am Horizont, in denen es wetterleuchtete. Dies waren wohl günstige Bedingungen, um uns ein Meeresleuchten zu bescheren. Von 10 Uhr ab machte es sich bemerkbar, sowohl an der Spitze des Schiffes, als auch an den Seiten und besonders schön natürlich im Kielwasser. Ich weiß freilich nicht, wie es sein muß, wenn es großartig genannt werden kann. An diesem Abend tauchten kleinere und größere Fleckchen bläulich weißen Lichtes in der nächsten Umgebung des Schiffes, wo das Wasser bewegt war, auf und erloschen bald wieder. Gespensterartig huschten die Lichtinseln und -inselchen an dem Schiff vorüber, während weiter ab das Wasser im Dunkeln lag. Sie erschienen plötzlich, hielten sich eine Weile und verschwanden wieder. Nur im Kielwasser zog sich ein breiter weiß leuchtender Streifen wie ein zitterndes Seidenband weit hin, bis es sich schließlich auch im Dunkeln auflöste. Die eigenartige bläuliche Farbe der leuchtenden Flecke erinnert an die Farbe des elektrischen Funkens.

Als ich am Morgen des 27. Januar auf Deck kam, lagen links Ischia und rechts Capri als dunkle Buckel unweit des Schiffes. Sobald es heller geworden war, konnte man auf Capri die Linien der Landschaft erkennen, und zwar erschienen dicht über der Meereslinie die Häuser von Capri, und auf halber Höhe des Abhanges hob sich als ein schmaler weißer Streifen Anacapri ab. Um 9 Uhr ungefähr war das Schiff in der Höhe des Vesuvs angekommen, dessen Spitze von Wolken umhüllt war, die sich bis zur Gipfelspitze des Monte Somma herabsenkten. Unter der Wolkenbank bis weit hinab war der Gipfel mit Schnee bedeckt, so daß aus der weißen Fläche nur wenige dunkle Linien sich abhoben. Erst allmählich verzog sich die Wolkenschicht, und die Spitze wurde frei. Da ein heftiger Wind wehte, so schlugen sich die

Rauchwolken des Kraters sofort nieder und zerrissen. Außerdem aber zeichneten sie sich auch nur sehr undeutlich vor dem Schnee des Berges und den grauen Wolken, welche den Himmel bedeckten, ab. Die auf den Bildern prangende Pinienform wird wohl die Ausnahme sein. Während der Einfahrt traten die Linien der beiden Berge immer deutlicher hervor, und da wir langsam fuhren, so konnten wir von einer Stelle gerade den inneren oberen Rand des Atrio del Cavallo sehen. Dieses Tal zwischen dem Vesuv und dem Monte Somma ist ein Überbleibsel des ursprünglichen Kratertrichters, während der Monte Somma der letzte Rest des ersten Schuttkegels ist. Der Vesuv ist nämlich eine jüngere Aufschüttung, welche südlich neben der ersten Öffnung aufgehäuft wurde, wobei natürlich der alte Kraterrand einstürzte, so daß der Ring nicht mehr vollständig ist.

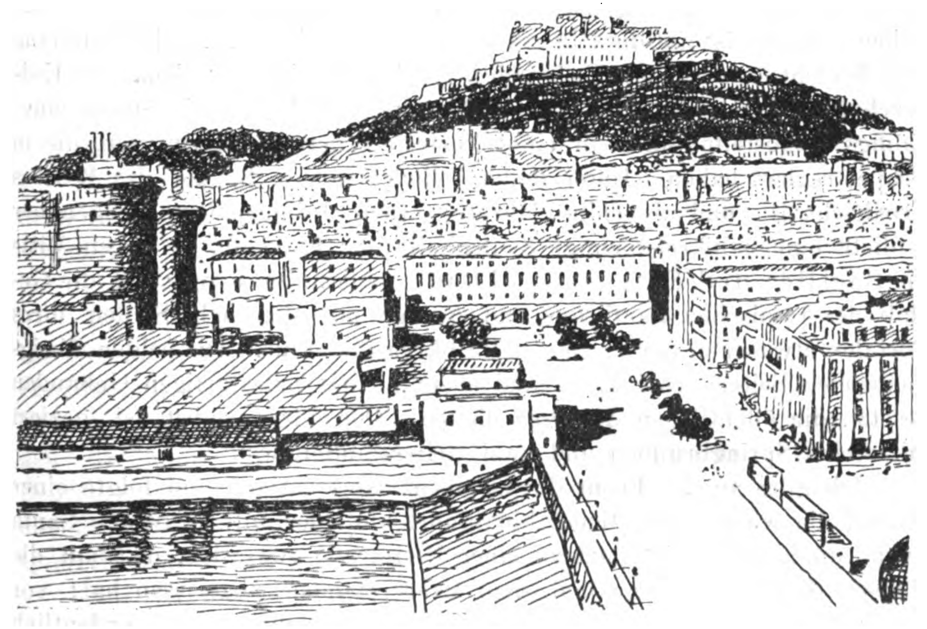



Vesuv und Monte Somma.

Auf der linken Seite des Schiffes erschien als flacher Wall das Kap Misenum, der Strand von Baja und die Insel Nisida. Vor dem Schiff endlich traten die Züge des Stadtbildes von Neapel immer deutlicher hervor. Der Anziehungspunkt für das Auge ist der Monte Calvario, auf dessen Gipfel sich die hellen Wände des ehemaligen Klosters S. Martino und darüber die grauen des Castel Sant' Elmo deutlich abheben. Unterhalb dieses Gebäudekomplexes erkennt man die Linien der Straßen, die sich in Zickzackwendungen den Abhang hinaufziehen, und zwischen dem Fuße des Berges und dem Kai bauen sich die Häuser der Stadt auf. Ihr überwiegender Teil hat ebenen Baugrund, und nur die Häuser am Fuße des Monte Calvario schieben sich ein wenig an der unteren Böschung in die Höhe. Nach Westen hingegen, wo sich der kreisförmige Strand zu einer

stumpfen Halbzunge vorbaut, die im Castel dell' Ovo ihren letzten Ausläufer hinausschiebt, hebt sich das Gelände etwas empor. Der Mittelpunkt dieser Erhebung im Weichbilde der Stadt führt den Namen Pizzofalcone. Eigenartig im höchsten Grade ist der Anblick der Häuserfronten an seinem Hange. Da die flachen Dächer nicht zu sehen sind, so bauen sich die Fensterreihen ohne Unterbrechung übereinander auf, und die obere Kante der Häuser wird nur durch einen schmalen Sims bezeichnet.

Der Meteor hatte diesmal an der Mole festgemacht und zwar an der Immacolatella nuova, so daß wir über die Brücke an Land gehen konnten. Es war hier nur ein gemeinsamer Ausflug nach Pompeji geplant, der am zweiten Tage des Aufenthaltes stattfinden sollte, so daß



Neapel: Piazza del Municipio.

am ersten Tage jeder seinen eigenen Neigungen überlassen war. Ich hatte gehofft, in Cook's office Gelegenheit zu einem Aufstieg auf den Vesuv zu finden, aber es herrschte so stürmisches Wetter, daß keine Exkursion zu stande kam, und ich begnügte mich daher mit einer Streife durch die Stadt. Schon auf dem Schiff hatte mich der westliche Teil der Stadt hinter Castel nuovo gelockt, und ich machte mich daher am Strande entlang dahin auf den Weg. Ich wanderte zunächst immer am Ufer entlang, es war ein kalter Morgen, das Wasser in den Straßenpfützen war zu Eis gefroren, und es wehte ein heftiger Wind; daher waren die Straßen leer, und ich konnte es den Neapolitanern nicht verdenken, daß sie lieber in den Häusern blieben. Ich folgte den Geleisen

der Straßenbahn, die mich zu der Piazza del Municipio führten. Dies ist ein schöner breiter Platz mit Bäumen und Sträuchern, der langsam vom Strande bergan steigt und an seinem oberen Ende von einem stattlichen Gebäude, dem Palazzo del Municipio, abgeschlossen wird. Dort, wo der Platz von einer großen Querstraße gekreuzt wird, steht ein Reiterstandbild des Königs Viktor Emanuel; längs seiner einen Seite ziehen sich die Mauern und Bastionen des Castel nuovo entlang, und auf der anderen stehen stattliche Privathäuser. Das Kastell liegt völlig frei; sobald man um seine Nordecke herumbiegt, steigt das Gelände bedeutender an, und man steht vor den gewaltigen Baulichkeiten des Palazzo Reale, des Königlichen Schlosses, das auf dieser Seite neben seiner Front eine hohe Terrasse besitzt, die mit hübschen gärtnerischen Anlagen geschmückt ist. Das Hauptgebäude des königlichen Palastes ist auf die Piazza Plebiscito gerichtet, es ist 138 m lang und besteht aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken. Im Erdgeschoß sind acht Nischen angebracht, und in jeder ist die Statue eines Königs aufgestellt und zwar eines Vertreters der acht Dynastien, die in Neapel regiert haben. Unter ihnen befindet sich z. B. die des Kaisers Friedrichs II. und Joachim Murats. Dem Königspalaste gegenüber schließt eine halbkreisförmige Säulenhalle den Platz ab, in deren Mitte die Basilica di S. Francesco di Paolo steht. Die Kirche hat die Gestalt des römischen Pantheons und springt mit den acht Säulen ihres Portales etwas aus der Front des Halbkreises heraus. Die beiden übrigbleibenden Seiten des Platzes sind ebenfalls mit palastartigen Gebäuden besetzt, die öffentlichen Zwecken dienen. Der Platz selbst ist geziert mit einem Springbrunnen und zwei Reiterstandbildern.

Ich ging an der Front des Königspalastes entlang und folgte einer Straße, die wieder zum Meere hinabführt und hier auf die Straße Santa Lucia stößt. Diese ist jetzt zu einer Uferstraße geworden, da man die Häuser, die zwischen ihr und dem Meere standen abgerissen hat; vor ihr liegt nun eine ziemlich breite Terrasse, die noch nicht ordentlich hergerichtet ist, aber einen hübschen Blick auf das Meer erlaubt.

Die Häuser der Santa Lucia sind dieselben schmalen, hohen und schmutzigen Gebäude, wie sie am ganzen Strande entlang stehen. Man hofft wohl, daß sie allmählich verschwinden und stattlichen Platz machen werden, so daß man hier in einiger Zeit ebenfalls Strandpromenaden anlegen kann, wie es weiterhin in der Villa nationale schon geschehen ist. Dort zieht sich am Ufer des Meeres eine herrliche Anlage aus hohen Oliven, Orangen und Palmen weit entlang. Sie hat einen hainartigen Charakter und ist mit einer großen Zahl von Marmorstandbildern aller Art geschmückt. In ihrer Mitte steht das Aquarium, das für jeden Deutschen von ganz besonderem Interesse ist, weil hier Professor Dr. Dohrn aus Stettin im Jahre 1874 aus eigenen Mitteln die erste

biologische Station errichtet hat. Allmählich sind zu dem ersten kleinen Gebäude mehrere Anbauten hinzugekommen, und gegenwärtig ist eine neue Vergrößerung der Vollendung nahe. Unsere Regierung unterstützt das Unternehmen noch immer mit einer namhaften Summe, obgleich sie in Helgoland ein eigenes biologisches Institut unterhält; sie hat dafür in Neapel eine Anzahl von Arbeitsplätzen zu vergeben für Zoologen, welche an Ort und Stelle ihre Studien an frischen Meerestieren machen wollen. Das Aquarium ist für das große Publikum eingerichtet, und hier befinden sich immer viele zarte Meerestiere, die den Transport nicht aushalten, so daß man sie anderwärts nicht lebendig zu sehen bekommt. An diesem Tage waren mehrere Rippenquallen, darunter der Venusgürtel, ausgestellt. Neben der Schausammlung stehen die Wasserbehälter für die Untersuchungstiere. Endlich werden hier Präparate von Seetieren hergestellt und an Museen und Schulen verkauft. Ein besonders stimmungsvoller Raum ist die Bibliothek, sie ist mit Wandgemälden geschmückt, die Szenen aus der Ilias und Odyssee darstellen und enthält die Büsten von Charles Darwin und Karl Ernst von Baer. Die Station besitzt natürlich die nötigen Dampfer für den Fang von Seetieren. Der Busen von Neapel, der durch Vorgebirge und Inseln so wunderbar geschützt ist, bildet nämlich einen sehr günstigen Jagdgrund für die Beutezüge dieser Dampfer.

Die wichtigste Straße des westlichen Viertels ist die Via Chiaja, eine Verkehrsstraße ersten Ranges, denn sie schneidet das Vorgebirge Pizzofalcone ab. Sie ist außerordentlich schmal und mit hohen Häusern besetzt, so daß sie bei dem lebhaften Verkehr, der in ihr herrscht, an den berühmten Berliner Engpaß der Friedrichstraße zwischen der Behrenstraße und der Straße Unter den Linden erinnert. In ihrer Mitte ungefähr geht sie unter einer hohen Brücke hindurch, welche zu einer Querstraße gehört, die auf den Pizzofalkone hinaufführt.

Auf der Nordseite der Chiaja beginnt das eigenartigste Stadtviertel von Neapel, nämlich das am Fuße des Monte Calvario gelegene. Es besteht aus einem Netz von schmalen Straßen, die sich rechtwinklig schneiden. Die Häuser sind kolossal hoch, ich habe gelegentlich fünf Balkone übereinander gezählt, gewöhnlich sind allerdings nur vier vorhanden; aber solche Häuser haben dann noch ein Dachgeschoß. Dabei sind die Straßen z. T. Treppenstraßen wie in Malta, doch sind die Stufen sehr niedrig und sehr breit. Solche engen Straßen werden wohl im Sommer einigermaßen kühl sein. Das Leben spielt sich in ihnen wie in einem Zimmer ab; da die Treppen den Wagenverkehr verbieten, so ist jede Gefahr für die Kinder ausgeschlossen. Nur kleine Herden von Ziegen klettern die Stufen empor, die Tiere bleiben stehen, wenn Kinder oder Frauen an den Hirten herantreten, um sich die Töpfe vollmelken zu lassen. In einer Straße sah ich auch eine Kuh, die von

einem Mann geführt und von einer Frau gemolken wurde. So sonderbar diese Gepflogenheit für eine Großstadt ist, so hat sie doch den Vorzug, daß die Käufer sicher sind, reine und frische Milch zu erhalten. Die Höhe der Häuser hat nun ihre Bewohner allerlei kleine Hilfsmittel zur Erleichterung ihres Lebens finden lassen, so sah ich, wie die Frauen von den Balkonen Körbe an einer Schnur hinabließen, wenn auf der Straße der Lieferant für Eier oder Gemüse seine Stimme erschallen ließ. Er findet wahrscheinlich im Korbe das Geld vor und tut dafür die Ware hinein. Eine zweite Bequemlichkeit ist die Gewohnheit, die nasse Wäsche auf einer Leine zu trocknen, die von einem Balkon zum anderen quer über die Straße gespannt ist. Die offenen Geschäftsräume und Werkstätten dieser Straßen endlich erinnern lebhaft an die primitiven Zustände in Afrika und Asien, die wir dort kennen gelernt hatten.

Oberhalb dieses Häuserviertels läuft der Corso Vittorio Emanuele. Über dieser breiten schönen Straße beginnt der Anstieg, und es bieten sich nun schon Gelegenheiten zu Fernsichten, und außerdem sind malerische Plätze genug vorhanden mit hübschem Buschwerk und Baumgruppen. Beim Aufstieg erblickt man immer die hohen Mauern des Klosters San Martino über sich und braucht doch eine ziemliche Zeit bis man hingelangt. An einer Stelle des Abhanges steht eine Gruppe stattlicher Pininen, alte hohe Bäume mit breiten, schirmartigen Kronen, wie sie auf jedem Bilde von Neapel angebracht sind. Die Pinie ist die nächste Verwandte unserer Kiefer, und beide haben zwei Nadeln, die aus einem Kurztriebe kommen. Wenn unsere Kiefer frei steht, so entwickelt sie als alter Baum eine Krone, welche viel Ähnlichkeit mit der einer Pinie hat. Unsere Kiefer hat nur ein etwas robusteres Aussehen, weil ihre Nadeln viel kürzer und dicker sind als die der Pinie.

Das Kloster San Martino stammt aus dem Jahre 1325 und erfuhr allmählich bedeutende Erweiterungen, bis es bei der Aufhebung der Klöster im Jahre 1866 Staatsdomäne wurde und seitdem in seinen Räumen eine Anzahl Sehenswürdigkeiten aus der jüngeren Zeit, die z. T. auf die Geschichte der Stadt Neapel und des ehemaligen Königreichs bezug haben, beherbergt. Es besteht aus einer großen Anzahl von Gebäuden, die mehrere Höfe einschließen, unter ihnen auch einen mit einem schönen Kreuzgang. Zu den Sammlungsobjekten gehören viele Gemälde, mehrere Gebrauchsgegenstände, wie Wagen, Gondeln, Sänften u. ä., eine Anzahl von Modellen nebst Zeichnungen der Festungswerke Neapels aus den verschiedenen Zeitabschnitten, Proben von Handschriften und Büsten bekannter Männer, Porzellansachen, venezianische Gläser, Majoliken und so fort.

Nachdem ich die Säle ziemlich flüchtig durchwandert hatte, suchte ich den Eckbalkon des Klosters auf, der den Namen Belvedere führt, um die Aussicht auf die Umgegend zu betrachten. Ich hatte es mit

Neapel schlecht getroffen, denn es war trübes Wetter. Von diesem Aussichtspunkte blickt man in ein natürliches Rundbild, dessen Ränder eine große Mannigfaltigkeit im Bau aufweisen. Vor den Füßen des Beschauers liegen die Häuser der Stadt, die sich in der weiten Ebene nach links, d. h. nach Norden und nach Osten hin, verlieren, dann hebt sich der Vesuv heraus, der von hier oben gesehen allerdings nicht den stattlichen Eindruck macht wie bei der Einfahrt, dazu ist er zu weit entfernt; er erscheint ziemlich flach und breitgedrückt. Hinter ihm in der Ferne, schon im grauen Dämmerlicht, folgt der Strand von Sorrent, der sich weit in das Meer vorschiebt, und gerade gegenüber, mitten im Meere, taucht der zackige Kamm der Insel Capri empor. Nach rechts hin behält die Landschaft den gebirgigen Charakter. Hier ziehen sich bis Posilipo am Strande die Häuser hin, und dahinter erheben sich mit sanfter Böschung grüne Hügel, der eine hinter dem andern.

Als ich am Spätnachmittage zum Meteor zurückwanderte, traf ich es gerade, daß in einer der Straßen am Fuße des Berges Markt abgehalten wurde. In der schmalen Gasse gab es ein buntes Gewirr; die Waren, die Menschen, alles eng zusammengedrängt und voller Lärm, Bewegung und Farbe war wohl das schönste italienische Bild, das ich gesehen habe.

Am Abend wurde der Geburstag Seiner Majestät des Kaisers gefeiert. Bisher hatte ich diese Feststunden des Jahres immer im altbekannten und vertrauten Kreise in fröhlicher Stimmung verbracht.. Diesmal sollte es in ganz ungewohnter Umgebung und unter ganz fremden Menschen geschehen. Der Speisesaal war aufs schönste ausgeschmückt mit bunten Guirlanden, Fahnen und Fähnchen, mit Blumen und Lichtern. Die Reisegesellschaft war vollzählig versammelt, und bald herrschte an der Tafel frohe Festesstimmung, die ihren Ausdruck fand in den drei begeisterten Hurras, mit denen der Toast auf Seine Majestät ausklang, den der Kommandant ausgebracht hatte. Diese frohen Festesstunden waren ein würdiger Abschluß der schönen Reise, und in der gehobenen Stimmung trat mir die Gnade Seiner Majestät, die mir diese ungeheure Bereicherung meines Anschauungsschatzes vergönnt hatte, ganz besonders lebhaft vor die Seele, und ich faßte voll dankbarer Begeisterung neue Pläne für die Zukunft. Wahrlich diese Stunde mußte jeden Deutschen an der Tafel erheben, hatten sich doch Vertreter fast aller zivilisierten Völker beider Erdhälften einmütig versammelt, um den nationalen Festtag seines Volkes mitzufeiern.

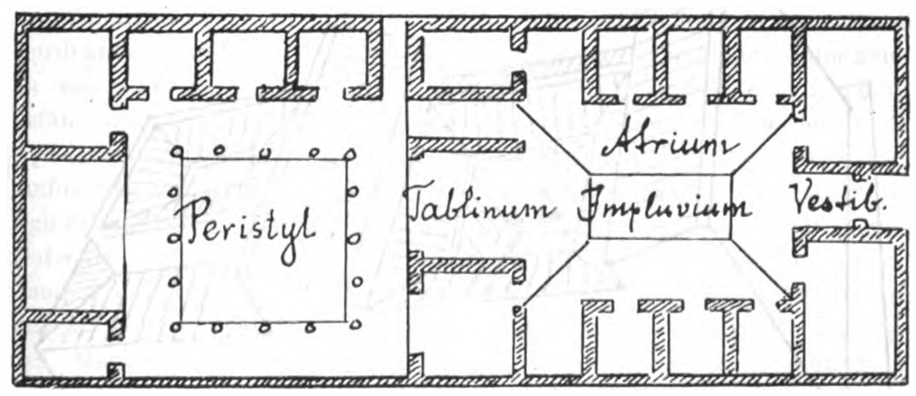
Das glänzende Fest war zugleich auch eine Probe auf die glückliche Harmonie der Schiffsgesellschaft. Vom ersten bis zum letzten Tage ist auch nicht die geringste Störung des gesellschaftlichen Gleichgewichtes vorgekommen. In einer Schiffsgesellschaft ist der Anschluß schnell genug gefunden: auf den Ausflügen bieten sich so viele Gelegenheiten

dazu, und die kleinen Hülfen, die man einander bei den Zufällen der Schiffsbewegungen geben darf, vermitteln leicht die Bekanntschaft. Nirgends sind ja die Menschen mehr auf einander angewiesen als auf einem Schiff, und für den, der gewohnt ist, Menschen zu beobachten, bieten sich tausend Gelegenheiten zu interessanten Studien. Auf dem Meteor kam ja noch hinzu, daß sich hier auch die verschiedensten Nationalitäten zusammengefunden hatten. Unsere Schweizer besaßen offenbar die größten geselligen Talente, die sie deshalb auch so recht entfallen konnten, weil sie fast alle drei Sprachen beherrschten. Auch die Österreicher waren sehr liebeswürdige Menschen. Am nützlichsten aber wußten sich drei junge Italiener zu machen, die jeden Abend in der Laube Vorträge hielten, ja förmliche Theateraufführungen veranstalteten. Sehr zurückhaltend waren die Amerikaner, doch lag es wohl daran, daß ihre Sprachkenntnisse nicht sehr weit reichten. Allmählich traten sich alle diese Menschen näher, es entstand eine Reihe von Beziehungen, hervorgerufen aus dem Bedürfnis nach Unterhaltung und Geselligkeit.

Sonntag, der 28. Januar, war unser letzter Ausflugstag, er galt dem Besuch von Pompeji. Wir fuhren mit der Eisenbahn am Ufer des Meeres über Torre del Greco bis Torre del Annunziata. Vor der Station liegt ein Hotel, wo wir zunächst ein Frühstück einnahmen und wo eine kleine Sammlung von Fundstücken aus den Ausgrabungen aufgestellt war. Von diesem Hotel wanderten wir noch ein kurzes Stück und gelangten dann zum Eingangstor. Man betritt die tote Stadt durch die Porte Stabiana, welche in die Straße gleichen Namens führt, die längste der Stadt. Linker Hand, dicht hinter dem Eingang, steht die Gladiatorenkaserne. Um einen geräumigen Hof lagen die Stuben, und in einer Ecke befand sich das Gefängnis, wofür die Fesseln an den Wänden sprechen. In diesem Raume stieß man beim Ausgraben auf zwei Skelette, und aus den Inschriften an den Wänden hat man die Bedeutung des Gebäudes erkannt. Dicht daneben befinden sich zwei Theater, das große und das kleine, und dahinter das Forum triangulare, so genannt nach seiner dreieckigen Gestalt. Auf diesem Platze sind die Reste eines Herkulestempels freigelegt worden und zwar eine Plattform, von der aus man einen Blick auf das Meer hat. Hinter der Rückwand des großen Theaters stand der Tempel der Isis mit dem nötigen Zubehör an Wohnungen für die Priester. Auf einem Postament im Hintergrunde des Tempels erhob sich die Statue der Gottheit, und dahinter erkennt man die Zelle für den Prister, der die Orakelsprüche verkündete.

Wir wanderten die Stabianer Straße in die Höhe; sie ist mit großen Platten aus grauem Lavatuff gepflastert, und in den weichen Stein sind zwei parallele Furchen eingegraben, die Spuren der Karrenräder. An der

Seite der Straße laufen erhöhte Bürgersteige entlang, und der Straßendamm zwischen ihnen ist nur gerade so breit, daß eine Wagenspur darin Platz hat. Dort, wo die Strada dell' Abbondanza die Hauptstraße kreuzt, sind inmitten des Dammes zwei erhöhte Steine eingelassen, die den Fußgängern bei Regenwetter das Überschreiten der Straße erleichtern sollten. An dieser Straßenkreuzung steht ein öffentlicher Brunnen, an dessen steinernem Trog man die Abnutzungsstellen zu beiden Seiten der Ausflußröhre erkennen kann, die durch das Aufstützen der Gefäße entstanden sind. Die Wände der Häuser sind ebenfalls aus dem Tuffstein erbaut und wurden abgeputzt. In den Frontseiten befanden sich Geschäftsräume und Werkstätten, die nach der Straße offen waren, wie es noch heute in den ärmeren Vierteln Neapels der Fall ist. Die Räumlichkeiten sind für unsere Gewohnheiten äußerst klein; man erkennt aber leicht ihre Aufgabe, z. B. eine Bäckerei an dem Backofen und den Töpfen für Wasser und Milch.

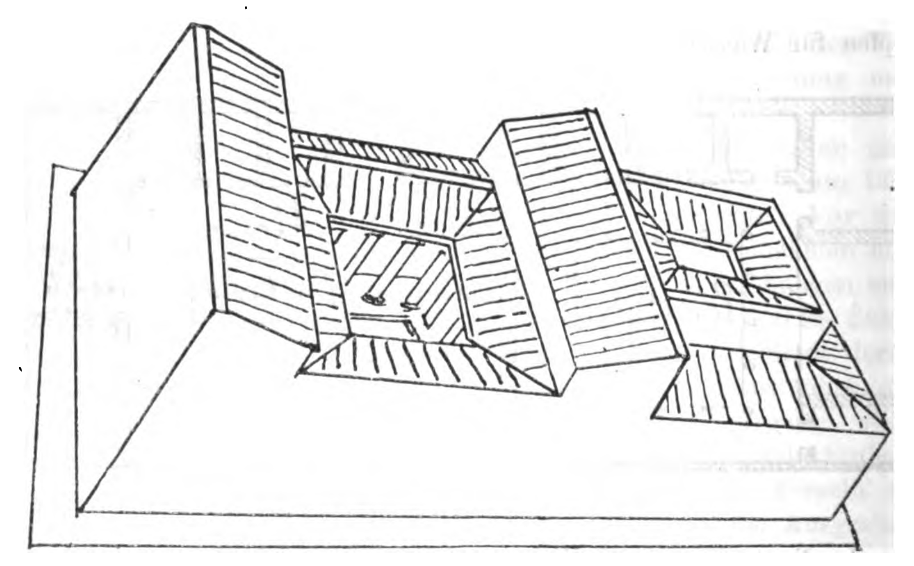



Grundriß eines Pompejanischen Hauses.

In dieser Querstraße liegen die Stabianer Thermen, eine Badeanstalt, die zur Hälfte für Frauen und zur Hälfte für Männer bestimmt war. Es gab dort einen Hof, der als Ringplatz und zum Ballspielen benutzt wurde, die nötigen Gardenroberäume lagen rings um ein Bassin, das mit modernem Maßstab gemessen, wiederum sehr winzig erscheint, da es höchstens 5 bis 6 Personen aufnehmen konnte. Daneben gab es auch einen Raum für kalte Bäder sowie ein Schwitzbad mit hohlen Wänden für den heißen Wasserdampf.

Die wertvollsten Sehenswürdigkeiten dieser toten Stadt sind indessen die Privathäuser, und aus den Inschriften erfährt man zum Teil sogar die Namen der Besitzer. Gegenüber den Thermen liegt z. B. das Haus des Cornelius Rufus. Sie sind fast alle nach demselben Plan gebaut. Jedes besteht aus zwei getrennten Hälften, einer vorderen und einer hinteren. Eine jede bildet ungefähr ein Quadrat, an dessen vier Seiten

die Zimmer liegen, die in der Mitte einen offenen Platz frei lassen, eine Art von Hof. Der vordere hieß das Atrium und der hintere das Peristyl. In der Mitte befand sich in beiden ein Becken, in welchem sich das Regenwasser ansammeln konnte. Das wichtigste Zimmer der vorderen Hälfte war das Tablinum, das Geschäftszimmer des Hausherrn, das an der Mittelwand, dem Eingange gegenüber, lag. Das Hinterhaus mit dem Peristyl enthielt den Öcus, das Frauengemach, und das Triclinum, das Speisezimmer. Eins der größten Häuser ist die Casa di Pansa mit drei Straßenfronten, an denen 16 kleine Kammern für Geschäftleute lagen. Ein besonders gut erhaltenes ist die Casa dei Vettii, wo noch die sämtlichen Säulen des Peristyls stehen; man hat den kleinen Garten, welcher das Becken im Mittelpunkt des Hofes, die piscina, umgab, wieder hergerichtet und auch die Fontäne und die Wasserspeier wieder in Betrieb



**Rekonstruktion eines Pompejanischen Hauses.**

gesetzt. Beim Betreten dieses behaglichen Platzes versteht man den Bauplan der ganzen Anlage, indem man sieht, daß sich auf ihm das häusliche Leben abspielte und er der ständige Sammelplatz der Familienmitglieder, besonders der Frauen und der Kinder, war, während die Zimmer nur zum vorübergehenden Aufenthalt wegen der Mahlzeiten oder in der Nacht dienten. Die Ausstattungen der Zimmer, die Möbel und die übrigen beweglichen Gebrauchsgegenstände sowie die Schmucksachen hat man zum größten Teil nach Neapel in das Nationalmuseum gebracht, ebenso die Wandbilder und die Mosaiken des Fußbodens. Immerhin sind aber noch so viel Schätze vorhanden, daß man sich eine Vorstellung von dem Kunstsinn der Bewohner machen kann. Die Wände waren reich mit Fresken geschmückt, die natürlich ihre Motive in erster

Linie der Götter- und Heldengeschichte entlehnten. In einem Schlafzimmer der Casa di Pansa befindet sich z. B. ein Bild, das die Danaë vorstellt, die in ihrem Schoß den goldenen Regen auffängt. In dem Hause des Sallust ist Acteon abgebildet, wie er Diana belauscht, und weiter Phrixos auf dem Widder nebst Helle, die in den Fluten versinkt. Auf einem Fußboden der Casa del Fauno hat man das berühmte Mosaikbild gefunden: die Schlacht Alexanders gegen Darius, von dem eine Nachbildung für die Römischen Bäder in Potsdam angefertigt worden ist, während das Original in Neapel aufbewahrt wird. Das Haus hat seinen Namen von der bekannten Bronzestatue des tanzendes Faunes, die hier gefunden wurden.

An der Südwestecke der Stadt liegt das Forum civile, ein großer rechteckiger Platz von 157 m Länge und 33 m Breite, dessen Längsachse auf den Vesuv zeigt. Sein Boden ist mit großen Marmorplatten belegt, und an drei Seiten zogen sich ehemals bedeckte Wandelgänge entlang. Den freien Raum schmückte eine große Zahl von Bildwerken, und seine vier Seiten waren dicht mit öffentlichen Gebäuden umbaut. Am schmalen Nordrande stand der Jupitertempel auf einem 3 m hohen Fundament, zu dem zwei Seiten- und eine Mitteltreppe hinaufführten, ihm gegenüber befanden sich drei kleine Gerichtssäle, und die Basilika nebst dem Apollotempel bildeten seine westliche Längsseite. Die Basilika war das umfangreichste Gebäude, von dem noch ein Rechteck aus 28 Säulenstümpfen sich erhalten hat. Auf der östlichen Seite endlich schlossen sich mehrere Gebäude eng aneinander an, im Norden begann die Reihe mit dem Tempel des Augustus, der seinerzeit eine Statue des Kaisers, einen Altar und 12 Götterbilder enthielt; dann folgten die Curia für die Sitzungen des Magistrates, darauf der Tempel des Merkur und endlich die Eumachia, ein Lagerhaus für Stoffe.

Beim Durchwandern dieser freigelegten Stadt muß man versuchen, sich ein Bild von der Katastrophe zu machen, welche die Stadt zugrunde gerichtet hat. Wir haben aus der Feder des jüngeren Plinius einen ausführlichen Bericht über den Verlauf des Ereignisses. Die furchtbare Explosion trat ein nach einer Ruhe von mehreren Jahrhunderten und wurde mit einem Vorspiel eingeleitet, dem Erdbeben vom Jahre 63 n. Chr., das in der Stadt großen Schaden verursacht hatte. Der Tempel des Jupiter auf dem Forum war z. B. besonders mitgenommen und zur Zeit der Katastrophe noch nicht wieder hergestellt worden, die am 23. August 79 eintrat. Der Vesuv eröffnete das Schauspiel damit, daß er eine weiße Dampfwolke in die Höhe stieß, die sich naturgemäß nach oben hin an dem Widerstand der Luft verbreiterte, so daß sie ungefähr das Aussehen einer Pinie annahm. Allmählich verdunkelte sich die Wolke mehr und mehr, ein Aschen- und Steinregen begann herabzusinken und glühende Bälle von Lava fielen zur Erde. Der Ausbruch dauerte drei Tage und

scheint nicht von einem Lavaausfluß begleitet gewesen zu sein; wohl aber begannen nach einiger Zeit heiße Wassermassen herniederzugehen, die aus der Asche einen zähen Brei machten, der in den Straßen langsam dahinfloß und seinen Weg auch in die Häuser hinein fand, wo er alle Räume dicht ausfüllte und die freistehenden Gegenstände einhüllte. Die glühenden Lavakugeln endlich entzündeten die Holzdächer der Häuser und eröffneten dem Aschenregen auch von oben her den Zutritt. Der Schlamm erhärtete mit der Zeit und bildete so ein ausgezeichnetes Konservierungsmittel. Die Menschen hatten während des noch reichlich Zeit gehabt, sich zu flüchten, und Plinius der Ältere war mit seiner Flotte in Stabiä gelandet, um sie aufzunehmen. Einigen aber ist es wahrscheinlich ergangen wie dem Admiral selbst; dieser war nämlich in Stabiä geblieben, weil er das Phänomen beobachten wollte und die Gefahr unterschätzte, die anderen aber sind zurückgekehrt, um Schätze zu holen und haben dabei den Tod gefunden, von dem Schlammstrom überrascht und von den Gasen erstickt.

Noch heutigen Tages sammelt sich in den Winkeln der Straßen die Asche des Vesuvs an, und man sieht daraus, daß die Stadt noch immer im Windschatten des Vulkans liegt, wie zu jener Zeit.

Die Ausgrabungen begannen 1748 unter Karl III und wurden auch unter Murat lebhaft gefördert; doch begann die eigentliche Ausbeutung erst 1863 unter dem gelehrten Senator Fiorelli, dem man auch auf dem Forum civile ein Denkmal errichtet hat. Die Funde, welche man in der jüngsten Zeit gemacht hat, sind in einem kleinen Museum an Ort und Stelle aufgestellt worden. Die merkwürdigsten von ihnen sind die Gipsfiguren von Menschen und Tieren. Wenn man nämlich bei den Ausgrabungsarbeiten in dem festen Tuff auf einen hohlen Raum stößt, so wird Gips hineingegossen, wodurch man die Form der Höhlung erhält. Die Tuffhülle ist nicht dicht genug gewesen, um die Luft gänzlich abzusperren, infolgedessen sind die Fleischteile verwest und nur die Knochen übrig geblieben. Man hat neben den Gipsausgüssen auch einige Skelette aufstellen können. Die Gipsfiguren geben die Haltung von Menschen und Tieren so wieder, wie sie, von den giftigen Gasen erstickt, in den Schlamm gestürzt und von ihm eingebettet worden sind. Man kann das deutlich aus dem Abdruck der Kleider ersehen, da der Stein jede Falte bewahrt hat, sowie aus der Stellung der Gliedmaßen. Diese liegen nämlich nicht in einer Ebene mit dem Körper, sondern die Arme sind vorgestreckt und die Beine sind hochgehoben.

## Von Genua nach Berlin.

Neapel war die letzte Station unserer Reise. Wir hatten bis Genua noch zwei Nächte und einen Tag zu fahren, und das Schiff traf

programmäßig am Montag, dem 30. früh in Genua ein. Leider war es mir nicht möglich, den günstigen Zug, welcher um 8 Uhr 45 Minuten abfährt, zu erreichen, da wir zu viel Zeit verloren hatten durch die sorgfältige Untersuchung des italienischen Hafenarztes, der uns nicht eher von Bord gehen ließ, als bis wir an ihm vorübermarschiert waren. Während des Wartens hatten wir reichlich Zeit, den wichtigsten Hafen Italiens zu bewundern. Eine so große Anzahl von vorgebauten Landungsbrücken hat kein anderer aufzuweisen, und die Schiffe liegen so dicht beisammen, daß vom Wasser fast nichts mehr zu sehen ist. Um den Halbkreis des Ufers bauen sich die Häuserreihen der Stadt auf und schieben sich an den Abhängen in die Höhe wie die Sitzreihen in einem Theater. Der Meteor hatte an dem Ponte Frederico Guglielmo festgemacht.

Sobald wir von Bord konnten, brachte ich meine Koffer auf den Bahnhof, der sich nur wenige Schritte bergan gegenüber unserm Ankerplatze befindet. Ich hatte nun noch bis nachmittags 3 Uhr Zeit für die Besichtigung der Stadt. Ich beschloß zunächst mit der Elektrischen nach dem berühmten Kirchhof, dem Campo Santo, hinauszufahren.

Vor dem Bahnhofe liegt ein schöner Platz, der mit einem Denkmal des Columbus geschmückt ist. Der Entdecker Amerikas ist in Genua geboren. Sein Denkmal besteht aus Marmor; auf einem hohen Postament steht Columbus im Kostüm seiner Zeit, und zu seinen Füßen sitzt eine weibliche Figur, die Amerika vorstellen soll. Auf diesem Platz bestieg ich die Straßenbahn; der Wagen fuhr eine Strecke bergan und dann durch einen langen Tunnel, hinter welchem ich in einen anderen Wagen umsteigen mußte, der mich bald ins Freie brachte. Außerhalb des Tores geht der Weg auf dem Hange des breiten Tales des Bisagno dahin. Die Landschaft zu beiden Seiten des Flusses ist kräftig ausgebildet, hohe Berge folgen aufeinander mit breiten Tälern dazwischen, insgesamt eine großartige Gebirgslandschaft. Die Hänge sind kahl, wodurch der Eindruck des Maßigen noch erhöht wird. Der Kirchhof liegt weit draußen vor der Stadt. Diese Begräbnisstätte gehört zu dem Eigenartigsten, das man sich denken kann, und ist der beste Beweis für den Reichtum der Hafenstadt; sie besteht aus mehreren Feldern in der Form von Rechtecken, jedes ist mit einer Säulenhalle eingefaßt. Unter ihnen befinden sich die Ruhestätten der Reichen und auf den freien Plätzen die der Armen. An den Wänden der Säulenhallen stehen die wunderbarsten Kunstwerke aus Marmor. Die italienischen Künstler wetteifern hier mit einander im Erfinden von immer neuen Werken. Die große Mehrzahl der Denkmäler sind wohl die Portraits der Verstorbenen bzw. der Angehörigen: es sind z. B. ganze Familien dargestellt. Aber es findet sich doch auch eine Anzahl von freien Kunstwerken, in denen der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, der Tod und das Sterben zur Dar-

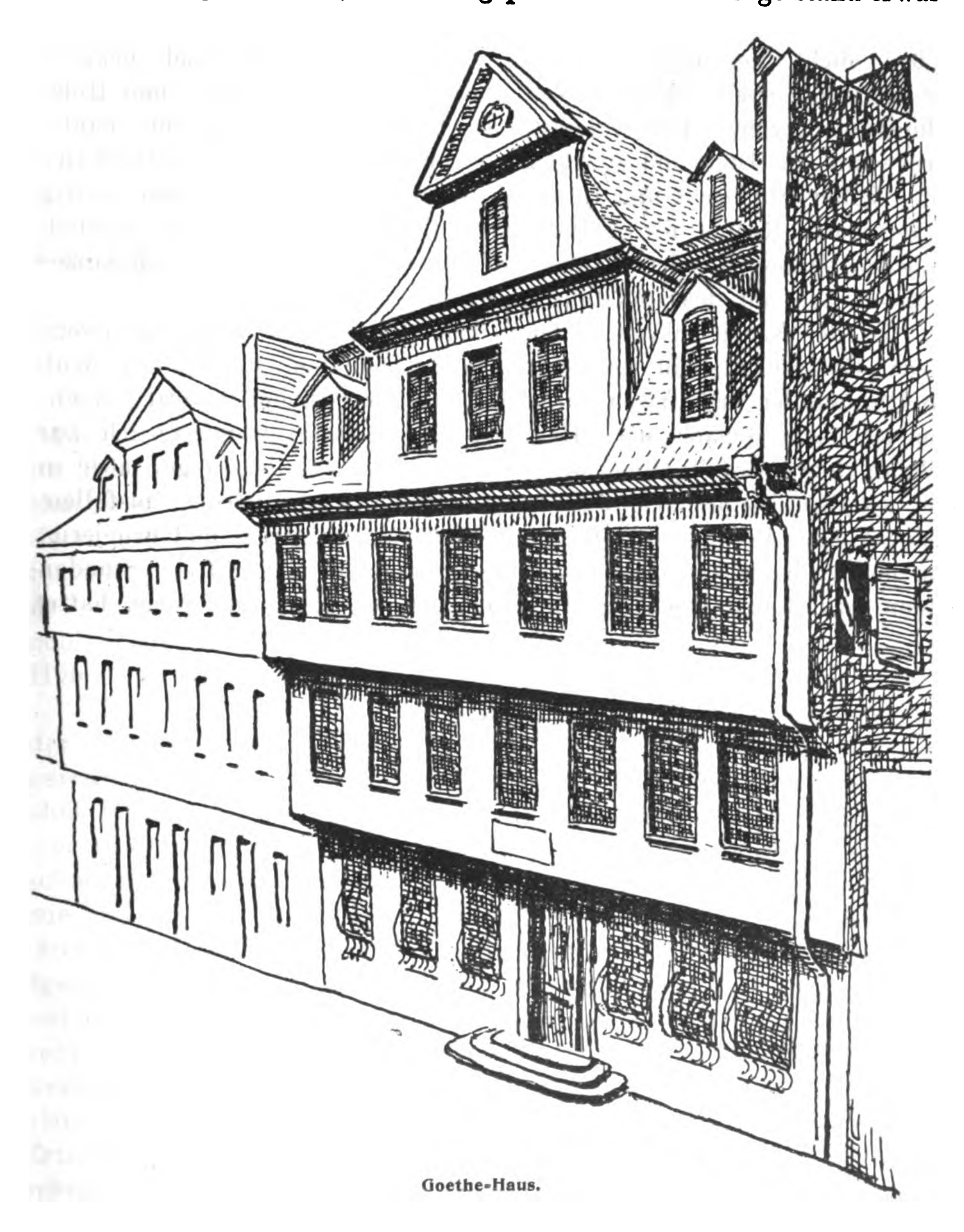
stellung gebracht worden sind. Wenn man ab und zu auch auf ein Grabmal stößt, in welchem mehr die Pietät als die Kunst zum Ausdruck kommt, so muß man doch gestehen, daß in den meisten Fällen das Triviale vermieden ist, ebenso wie das Abschreckende und Schauerliche.

Nachdem ich zur Stadt zurückgekehrt war, blieb noch Zeit genug, um mit der Zahnradbahn von der Piazza della Zecca nach dem Forte Castellaccio hinaufzufahren. Man erkennt erst von hier oben den Bau des Geländes. Der Bergrücken mit der Stadt liegt zwischen zwei Flußbetten, dem das Bisagno im Osten und dem der Polcevera im Westen, und fällt nach der See hin mit einer konkaven Böschung ab, auf deren Rande sich die Verteidigungswerke entlang ziehen, während auf der Böschung selbst die Stadt und in dem halbkreisförmigen Busen davor der Hafen liegen. Nach dem Innern zu türmt sich das Apenninengebirge mit immer höheren Gipfeln hintereinander auf. Es ist ein überaus charakteristisches Bild, wie es die Riviera nirgends großartiger bietet. Genua liegt dort, wo die Küste des Ligurischen Meeres rechtwinklig umbiegt, d. h. der alpine Bogen sein Ende hat und der Apennin mit seiner geraden Linie einsetzt. An dieser Stelle stößt der Nordrand des westlichen Mittelmeerbeckens mit seinem Ostrand aneinander. Es ist somit geologisch begründet, wenn dieser Platz sich landschaftlich besonders auszeichnet.

Am Nachmittage fuhr ich endlich zur angegebenen Stunde von Genua ab und traf um 7 Uhr in Mailand ein; auch hier hatte ich wieder einen Aufenthalt von mehreren Stunden, den ich dazu benutzte, einen Gang durch die Stadt zu machen. Vom Dom war bei der Dunkelheit nicht viel zu sehen, um so schöner aber wirkte die berühmte Galleria Vittorio Emanuele.

Abends um 11 Uhr ungefähr fuhr ich wieder von Mailand ab und habe während der ganzen Fahrt bis Basel so fest geschlafen, daß ich nicht das Geringste von einem Aufenthalt oder dergl. verspürt habe. Wir waren nur zwei Herren im Abteil, so daß wir uns lang ausstrecken konnten. Nachdem in Basel das Gepäck kontrolliert worden war, ging es über den Rhein auf Frankfurt a. M. zu. Rechts rücken die dunkelgrünen Berge des Schwarzwaldes nahe an die Bahn heran, und links breitet sich die Rheinebene aus, hinter welcher man im Anfange noch den dunklen Streifen der Vogesen erkennen kann, bis später die Ebene ohne Begrenzung sich am Horizont verliert. Diese Ebene machte trotz des winterlichen Aussehens einen fruchtbaren Eindruck, und die Menge der großen Haufen von Hopfenstangen ist ihr auffälligstes Merkmal. In schnellem Fluge ging es vorbei an Städten und Dörfern, an Freiburg und an Karlsruhe, bis Heidelberg. Leider war von dieser Stadt nicht viel zu sehen, da wir nicht an ihr vorüberfuhren, sondern auf dem-

selben Wege wieder aus dem Bahnhof heraus auf Frankfurt weiter dampften. In Darmstadt herrschte lebhafter Trubel; die Stadt war mit Laub und Fahnen geschmückt, und eine geputzte Menschenmenge stand erwar-



Goethe-Haus.

tungsvoll da, denn es war der Tag der Einholung des Großherzogs und seiner jungen Gemahlin.

Am Nachmittage war ich in Frankfurt, wo ich auch wieder sechs Stunden Aufenthalt hatte. Diese Mußezeit benutzte ich zu einem Rund-

gange durch die ehrwürdige Stadt und zum Besuch des Goethehauses. Vor dem Bahnhof liegt ein breiter Ring von neuen Straßen, und dann folgt hinter dem Gallus-Tor die alte Stadt. Die Straßen sind hier noch in dem Zustande wie zu Goethes Zeit, eng, winklig und finster; die Häuser stehen dicht nebeneinander hoch und schmal und sind gekrönt mit spitzen Giebeln. Manche von ihnen sind mit Bildwerk und Holzschnitzerei geziert. Ich wanderte am Römer vorüber, an der Paulskirche und am Dom und suchte noch vor Dunkelheit das Goethehaus auf. Voller Ehrfurcht und Rührung durchwanderte ich die mir geistig so vertrauten Räume, die Staatszimmer, die Diele und endlich das Giebelstübchen, in dessen engem Raume die Pläne gefaßt wurden, die ein ganzes langes Leben mit ihrer Ausführung erfüllen sollten.

In der Nacht fuhr ich dann nach Berlin und hatte unterwegs wieder Gelegenheit, ein paar Stunden zu schlafen, so daß ich früh ½ 8 Uhr munter und frisch auf dem Anhalter Bahnhof eintraf. Nachdem ich mein Gepäck nach Hause gebracht hatte, wanderte ich zur Schule; hier war allerdings die erste Stunde schon im Gange; aber in der zweiten konnte ich meinen gewohnten Platz wieder ausfüllen. Meine kleinen Freunde waren ja natürlich sehr aufgeregt und neugierig, von meiner Reise zu hören; ich habe ihnen dann auch in freien Stunden davon erzählt und ihnen die Bilder erklärt, die ich mitgebracht hatte.

# Ein Ausflug zu den Ausgrabungen am rätischen Limes.

Von **Friedrich Krüner.**

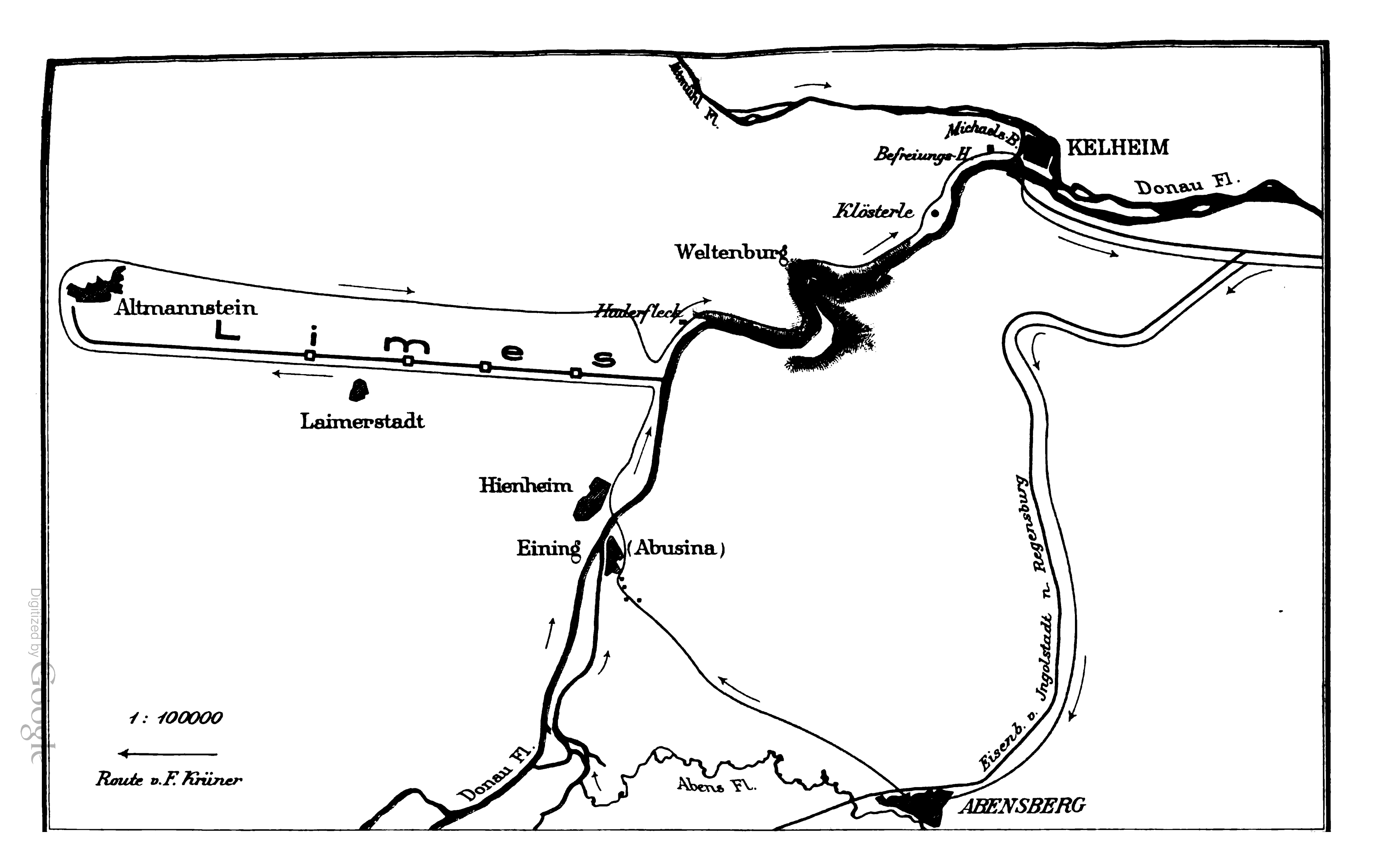
(Mit einer Karte.)

Es sind erst wenige Jahre vergangen, seit auf der Reise durch Süddeutschland Regensburg zu einem Besuche der dortigen wie der benachbarten Spuren römischen Wesens mich einlud. Bereits hatte der Reichstag für die Limesforschung eine jährliche Summe bewilligt und damit das Interesse weiter Kreise von neuem auf die Römerbauten im Südwesten unseres Vaterlandes gelenkt. So konnte es seltsam erscheinen, daß, obgleich die Reisesaison gerade in ihrer Höhe stand, im Stadtgebiete wie draußen man oft als einziger Besucher die verschiedenen Hüter und Hüterinnen altrömischer Schätze in ihrer Ruhe störte.

Die Stadt selbst, trotz günstigster Lage an der Donaulinie wie an der kürzesten Route Berlin-München, erscheint in ihrem Innern von dem gewaltigen Durchgangsverkehre fast unberührt. Ihre ehemalige Größe ahnt man aus der Fülle öffentlicher und geistlicher Gebäude; aber für eine moderne Trambahn wäre wohl auch die breiteste der Gassen zu schmal. Der äußere Eindruck, der mittelalterliche Schmuck öffentlicher wie privater Bauten, die stattliche Zahl hochtürmiger Kirchen und geräumiger Klöster, neckische Brückenmännchen, rätselhafte Brunnenfiguren, uralte Wurstküchen scheinen insgesamt weit eher an die Glanzzeit der Bischöfe, die zahlreichen Reichstage sowie an Kunst und Verkehr des ausgehenden Mittelalters zu erinnern als an die rätischen Kohorten, die hier im römischen Dienste die Wacht an der Donau hielten. Selbst die Namen, sonst die treuesten Hüter untergegangener Erinnerungen, lassen uns fast nirgend mehr die römische Grenzfesten erkennen. Aus der via principalis des römischen castrum, welche den Verkehr der Soldaten mit den an der porta decumana angesiedelten Händlern und Marketendern kaum zu fassen vermochte, ist die „Fröhliche Türkenstraße“ geworden; einst belebt durch die Dominikanerpredigt auf der Gasse, durch die Einkehr haltenden Führer der durchgehenden Warenzüge und die Volksmenge, die von ihnen das Neueste aus dem

Reiche zu erfahren suchte, ist sie heute eine stille Gasse, über deren heißes Pflaster hie und da ein durstiger Pilger zum nahen Weißbräuhause den Pfad sucht. Unter den vielen Bräus, fast sämtlich mit geistlichen Namen, fesselt uns diesmal nur der „alte Bischofshof“, auf dem nördlichen Teile der römischen Ringmauer stehend, die in den Kellern teilweise noch sichtbar ist. An dem Bräuhause, auf dessen Hofe in kühlen Hallen wir alle Stände friedlich nebeneinander finden, wie sie der Durst gerade hierher zusammengeführt hat, begrüßen wir in dem Unterbaue des halb runden Torturms die Reste des ehemaligen römischen Haupttors, der porta praetoria. Nicht weit davon verkündet uns das Fragment einer lateinischen Torinschrift, daß Kaiser Marc Aurel und sein Sohn Commodus die Umwallung Regenburgs mit Toren und Türmen durch den Prätor M. Helvius Clemens Dextrianus (etwa 185 n. Chr.) herstellen ließen. Da bei Neubauten viele römische Reste zwar aufgedeckt, aber meist wieder mit verbaut wurden, so ist der Hauptfundort für die römische Vorzeit Regenburgs im Südwesten der Stadt, wo 1870 bis 1874 bei dem Baue des Staatsbahnhofs ausgedehnte römische Grabfelder freigelegt wurden. Ein ehernes Militärdiplom, von dort stammend, erzählt uns, daß vorzugsweise römische Veteranen es waren, die hier angesiedelt wurden und mit dem Anbaue von Ländereien sich beschäftigten. Den größten Teil der Funde treffen wir wohlgeordnet an in dem römischen Museum der zierlichen Ulrichskirche neben dem Münster, die jetzt kirchlichen Zwecken nicht mehr dient. Die freundliche Schließerin erhebt sich bei unserm Kommen von ihrem Sitze in der kühlen Sandsteinnische am Eingange und geleitet uns, ohne in ihrer strumpfwirkenden Tätigkeit sich stören zu lassen, durch die interessanten Räume des altehrwürdigen Baues. Abwechselnd mit ihrem blonden Töchterlein macht sie, besser als der gewöhnliche Galeriediener in Livree, auf die neuesten Funde aufmerksam, was bei dem damaligen Mangel eines Katalogs immerhin dankenswert war: ein Bildstein, Romulus und Remus mit der Wölfin; Reste eines Denkmals des Kaisers Alexander Severus, von einer Reiterkohorte gesetzt; ein ungefüger Löwe, ein Schwein bewältigend, ein rätselhaftes Grabmonument; ein vollständig erhaltener Steinsarg, in welchem das Skelet der Veteranenfrau (jetzt in Landshut) sich noch vorfand und an dessen Rändern der überlebende Gatte, wahrscheinlich zugleich der Verfertiger, in rührendster Weise das Andenken der geliebtesten im 35. Lebensjahre ihm entrissenen Gattin AUR.. LUCINA, seines 12 jährigen Söhnchens Ursianus, der kaum 5 und 3 jährigen Töchterchen Regula und Lucia in Stein verewigt.

Von Regensburg führt uns in der Frühe des herrlichsten Sommermorgens der erste Zug der Ingolstadt-Augsburger Linie auf den Spuren der alten römischen Donaustraße in etwa einer Stunde nach Abensberg. Schon vorher zeigt sich vor uns, bald rechts bald links vom Zuge, der



Altmühl Fl.
Michaels-B.
KELHEIM
Befreiungs-H.
Donau Fl.
Klösterle
Weltenburg
Altmannstein
Haderfleck
Limes
Laimerstadt
Hienheim
Eining
(Abusina)
Eisenb. v. Ingolstadt n. Regensburg
1 : 100000
Route v. F. Krüner
Donau Fl.
Abens Fl.
ABENSBERG

Michaelsberg bei Kelheim mit der weitragenden Befreiungshalle. Doch weder ihr gilt jetzt unser Besuch noch der alten malerischen Stadt am Abens, die bei unserer Ankunft noch kaum erwacht scheint. Bald finden wir bei dem berühmten „Kuchelbauer“ im Bräuhuse vorläufige Labung und einen Einspänner zur Weiterfahrt. Flüchtig grüßen wir vom Wagen aus das Denkmal der hier geborenen bairischen Historikers Johann Thurmayer („Aventimus“) und gelangen in rascher Fahrt durch die hier 10 Kilometer breite, ziemlich reizlose Donauaue an unser Ziel, das Dörfchen Eining, auf der rechten Seite der Donau am Einflusse des Abens gelegen, einst als Abusina (in der Peutingerischen Tafel Abusenna) die wichtigste Militärstation des Römerreichs in Baiern, fast gegenüber dem Beginne des rätischen Grenzwalles auf dem linken Ufer. Von den Römern sofort nach der Eroberung Rätiens i. J. 15 n. Chr. in Besitz genommen, war Eining hauptsächlich bestimmt, die dauernde Verbindung aufrecht zu erhalten zwischen den römischen Heeren in Pannonien, Dacien und Mösien und den am Rhein und in Gallien stehenden Legionen. Als Kaiser Trajan i. J. 98/99 das ganze Donaugebiet bereiste, befahl er mit dem Baue des unterhalb Eining auf dem linken Ufer beginnenden Grenzwalles zugleich die Befestigung von Eining, in welches er die 7 Jahre früher aus England herübegekommene 3. britische Cohorte als Besatzung legte. Diese baute auch zuerst in Eining; ihre Stempel (CHO III BR) finden sich in den untersten Bauschichten des Hauptausgrabungsgebäudes neben den Stempeln der erst 70 Jahre später auftretenden 3. italischen Legion (LEG III ITAL). Von mehr als 70 römischen Gebäuden, die ringsum zerstreut sind, ist bisher der Grundplan festgestellt. Das Verdienst der Freilegung wesensentlicher Teile der römischen Militärkolonie gebührt dem rastlos tätigen Pfarrer Wolfgang Schreiner, früher in Eining selbst, später in Abensberg, unter desen Leitung seit 1879 die Ausgrabungen stattgefunden haben und der in den weitesten Kreisen für die Reste der Römerzeit Interesse und Verständnis zu wecken wußte. So fanden wir in dem Lehrer des Ortes, Hans Sellmaier, einen ebenso bereitwilligen wie auch gut orientierten Führer in dem Ausgrabungsbezirke. Zur Zeit unseres Besuches lagen 5 selbständige Gebäude größtenteils frei. Das erste gibt sich zu erkennen als Massenbad mit getrennten Bassins, in welchem neben dem Kaltwasserbade vor allen die unterirdischen Heizanlagen unsere Aufmerksamkeit erregen; dieselben sind so wohl erhalten, daß ein Raum des weiten Gebäudes noch heute heizbar ist: von einem vor unseren Augen in Brand gesetzten Bunde Stroh sahen wir weit entfernt unter einer Öffnung des Fußbodens am andern Ende den Rauch ausströmen; außerdem legte man dort ein Kindergrab frei, in welchem auch eine Münze aus der Zeit der Constantine sich vorfand; die Überreste der Leiche verwahrt das Museum zu Landshut. Von der LEG III ITAL erbaut ist das be-

nachbarte Einzelbad, dessen Mauern bereits aus Zerstörungsschutt aufgeführt sind; das kleine Bassin mit Röhrenanlagen in den Wänden, der temperierte Raum zur Abkühlung (tepidarium) mit zwei Heizsystemen das Schwitzbad sind deutlich sichtbar. Ein drittes freigelegtes Gebäude erwies sich als Veteranenhaus durch ein daselbst gefundenes Militärdiplom (Abschied) für einen Veteranen der CHO III BR, der in dem Hause gewohnt haben wird. Sehr leicht gestaltet sich die Abräumung des Schuttes bei einem größeren, westlichen gelegenen Gebäude, über dessen Estrich nur wenige Centimeter Ackerkrume liegen. Die Freilegung des Südcastrums mit seinen Wällen und dem Prätorium, dessen Aufdeckung 1885 begonnen war, fanden wir bei der Knappheit der verfügbaren Mittel zur Zeit unseres Besuches erst weniger weit gefördert. In dem Schulhause konnten wir durch die Güte unseres Führers eine Reihe der jüngsten Funde besichtigen, während die überwiegende Mehrzahl der Stücke bereits nach Landshut überführt war in die Sammlungen des „Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg“, des Patrons der erwähnten Ausgrabungen.

Hochbefriedigt und dankbar schieden wir von Eining. Nach kurzer Überfahrt über den Strom nach Hienheim und willkommener Rast dort in der Halle des ehrwürdigen Stipbergerschen Bräuhauses fanden wir bald am Donauufer in dem ausgedehnten Hienheimer Forste außerhalb des Dorfes den Anfang des Grenzwalles. Der nördliche Teil desselben (der limes transrhenanus) hat bei seiner leichten Zugänglichkeit stets weitere Beachtung gefunden, und der Besuch der Saalburg am Taunus vor allen gehört lange bereits zu den Ausflügen der Gäste des nahen Homburg, in dessen Kursaal schon längere Zeit das Modell der Burg das allgemeine Interesse weckte. Der südliche Teil des Grenzwalles (der limes raeticus) dagegen im Donaugebiete von Hienheim bis Lorch hat bisher nur wenige Besucher angelockt und unter diesen auch hier wieder zuerst die Engländer (James Yates u. a.), welche dieses Seitenstück ihres Pictenwalles seit mehr als 30 Jahren eifrig studiert haben. Und in der Tat ist die Wanderung an diesen Anfängen des rätischen Limes eine anstrengende und nicht immer lohnende. Er beginnt am Hienheimer Walde nahe einem einsamen Wirtshause, der Niederlage des im Forste gefällten Holzes, „Haderfleck“; nicht ohne Anleitung würde man den Hadriani locus wiedererkennen. Wir verfolgen den Wall, der zuerst niedriger ist, dann z. T. mehrere Meter in die Höhe steht, in fast westlicher Richtung; an seinem oberen Rande allmählich sich verbreiternd gewährt er hie und da herrliche Durchblicke durch den Forst und auf die Türme der umliegenden Dörfer; nach etwa 10 Kilometer verschwindet die Spur des Walles, um erst in der gleichen Entfernung bei Altmannstein wieder sichtbar zu werden. Wir kehrten zurück und gelangten zu Kahn in rascher, wenn auch nicht gefahrloser Fahrt, zu-

letzt sogar in leckem Boote, z. T. haarscharf vorbei an den weit in den Strom hineinreichenden Steindämmen durch das wilde Tal, in welchem die Donau den Felsstock des Jurakalks durchbricht. Die Strömung ist so reißend und die senkrecht aufsteigenden Felsen lassen selbst einem Fußsteige so wenig Raum, daß der etwa stromauffahrende Schiffer an eisernen Ringen im Felsen sein Fahrzeug mühsam aufwärts ziehn muß. Wunderbare Felsgebilde am oberen Rande der Talschlucht fesseln den Blick des Bootfahrers, dem unter den alten Linden im Klosterhofe des auf schmaler Erdzunge gelegenen Weltenburg willige Labung gespendet wird. Oberhalb dieser Benediktinerniederlassung treten uns sofort wieder die Ruinen der gewaltigen Mauern entgegen, welche von den jetzt dort verfallenden römischen Ansiedlungen erzählen. An dem idyllisch hart an der Donau im engen Felsentale gelegenen Klösterle vorüber, einer ehemaligen Einsiedelei, treibt uns unser Nachen schnell abwärts nach Kelheim. Jetzt wird es auf einmal lebhaft um uns. Mitten in das Getriebe der Touristen aus dem Altmühl- und Donautale sehen wir aus der Einöde der untergegangenen Römerstädte uns versetzt. Jahrtausende fast schienen diese wie in einem Zauberschlafe zu ruhen. Aber plötzlich wurde es auf ihnen lebendig, als die offizielle Limeskommission mit ihrem Stabe hier ihr Lager aufschlug und dank der ausgiebigen Mittel des Reiches in den einsamen Forsten Arbeiterscharen da Spaten und Schaufel rührten, wo vor Jahrtausenden die Cohorten sich ihr wetterfestes Heim bauten. Als wir abends auf der Höhe der Kelheimer Befreiungshalle standen, lag noch einmal im Strahle der sinkenden Sonne das durchwanderte Gebiet zu unseren Füßen, einst ein Schauplatz antiken Lebens auf deutscher Erde.

# Mühlensagen in der Provinz Brandenburg.

Von **Robert Mielke.**

In Brandenburg gibt es eine große Anzahl von Sagen, die an Mühlen anknüpfen. Zumeist schildern sie den Müller als einen mit dem Bösen in Verbindung stehenden Mann, oft tritt die Müllerin an seine Stelle; bisweilen erscheint auch der Böse als ein Müllergesell, der in der Mühle seinen Unfug treibt. In selteneren Fällen ist der Müller selbst ein Opfer des Bösen. Auch in anderen Provinzen spielt die Mühle in der Sagenwelt eine Rolle, wenn auch nicht in dem Maße wie in Brandenburg. Manche der Sagen sind nur Wiederholungen und Übertragungen die durch Deutschland gewandert sind; aber auch wo örtliche Ursprungsbeziehungen wahrzunehmen sind, ordnen sie sich doch einem einigenden Grundgedanken unter, der in den nachfolgenden Erörterungen klarzulegen versucht werden soll. Zunächst mögen einzelne Sagen in ihrer charakteristischen Form vorangestellt sein. Sie sind hauptsächlich angeführt nach den untenstehenden bekannten Sagensammlungen, die unter dem Namen des Autors kenntlich gemacht sind:

Wilibald von Schulenburg. Wendische Volkssagen und Gebräuche aus den Spreewald. Leipzig 1880.
Adalbert Kuhn. Märkische Sagen und Märchen. Berlin 1843.
Wilhelm Schwartz. Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg 3. Aufl. Berlin 1895.
Karl Gander. Niederlausitzer Volkssagen. Berlin 1894.
Engelien und Lahn. Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Berlin 1868.
Andere Quellen sind im Text angegeben.

**Müller Pumpfuß.**

1. Zahlreich sind die Erzählungen vom Müller Pumpfuß. Das war ein eigentümlicher Geselle, halb böswillig, halb Eulenspiegel. Man berichtet von ihm, daß er viel auf Wanderschaft gewesen und die Mühlen weit und breit im Lande besucht habe. Am liebsten ist er gekommen, wenn der Müller und seine Knechte auswärts waren und die Frau Müllerin allein das Haus hütete. Da hat er dann tolle Streiche verübt,

davon man noch heute erzählt. Das war auch in der alten Mühle im Dorfe Gömnick bei Brück; da hausten viele Ratten und Mäuse, und viele Katzen stellten ihnen nach. Unter den Katzen waren solche, die wild aussahen und auch die Menschen angriffen. Aber als Müller Pumpfuß einst zur Mühle kam, haben sie ihm nichts anhaben können, wie dreist er auch auftrat. Von der Müllerin wollte der fremde Gast ein Zehrgeld und Speise und Trank haben. „Ich geb nichts; ich hab nichts“, hat ihm die Müllerin barsch zugerufen, weil sie gerade vorm Waschtrog stand. Mit argem Lachen ist Pumpfuß weitergegangen. Aber kaum war er einige Schritte fort vom Hause, da ist die Mühle plötzlich stille gestanden und hat ein donnerähnliches Krachen gegeben, daß alle dachten, die Mühle stürze ein. Aber auf dem Dache des ungastlichen Hauses sah man das große Mühlenrad; gerade über dem Schornstein hat es gelegen und sich rund herumgedreht, als ob es einen wahren Teufelstanz getanzt hätte. Da erkannte die Müllerin, daß der fremde Wandersmann das Haus behext habe; schnell ist sie ihm nachgelaufen, hat ihn zurückgeholt und ihm Speise und Trank vorgesetzt, so viel er nur immer haben wollte. Da ist auch das Mühlrad wieder heruntergekommen, und Müller Pumpfuß hat es von der Zeit immer gut gehabt, wenn er müde und schwach in der alten Mühle bei Gömnick vorsprach.

(Nach einem Zeitungsbericht, der möglicherweise nach Schwartz verfaßt ist.)

---

## Pumphut.

Etwas anders berichtet v. Schulenburg diese Sage aus dem Spreewald.

2. Pumphut oder Pumpot war ein Müller- oder Zimmergeselle und hatte mit dem Bösen zu tun.

Als er sich einmal in der Mühle entzweit hatte, machte er, daß die Mühlsteine sich oben auf dem Dache drehten. Auch in die Burgsche Mühle ist er gekommen. Das Loch auf dem Schloßberge hatten sie nie zufüllen können; es ging immer wieder von selbst auf. Pumphut warf bloß dreimal mit der Hand Erde darauf, da ist es nie wieder aufgegangen. Holz hat er auf den Knien gehauen. (v. Schulenburg S. 44.)

---

## Pumphut bei der Mühlwelle.

3. Ferner: In der Mühle machte er zu hohe Ansprüche, und sie gaben ihm nichts, sondern hatten ihn zum Besten. Da ging er weg und kam bei den Zimmerleuten vorbei, die machten sich über ihn lustig. Da sagte der Meister: „Lacht den Mann nicht aus; wenn ihr Pumphut nicht gekannt habt, werdet ihr ihn noch kennen lernen.“ Sie machten gerade eine Mühlwelle, und wie sie die richtig anschauten, war sie zu kurz, und sie konnten sie nicht in die Mühle hineinbringen. Da sagte

der Meister: „Holt Pumphut zurück und gebt ihm gute Worte.“ Pumphut wollte nicht zurückkommen. Endlich, wie sie so barmten, ließ er sich zureden und kam zurück. „Ihr habt euch verschnitten, das ist nicht so schlimm. Ich werde mal sehen, wie die Sache wieder gut zu machen ist.“ Da mußten sie an dem einem Ende der Mühlwelle angreifen, und er zog an dem anderen, da wurde sie aber wieder zu lang. „Müssen wir wieder abschneiden,“ klagten die Zimmerleute. „Abschneiden ist nicht nötig“, sagte Pumphut, nahm seinen Hut und schlug gegen die Mühlwelle, da war sie wieder kürzer. (v. Schulenburg S. 44.)

---

### Pumpot als Schlange.

4. Mal hatte er sich mit einem Glaser in der Schenke entzweit und ging den Weg voran, den der Glaser gehen mußte, verwandelte sich in eine große Schlange und sah aus wie ein Baum. Als der Glaser vorbeikam, wollte er ausruhen und setzte sich auf Pumphut. Da hat ihn Pumphut abgehoben und ihm alles entzwei geworfen.

(v. Schulenburg S. 45.)

---

### Pumphut und der alte Dessauer.

5. „Pumphut war liederlich und hatte kein Geld mehr, und weil er nichts mehr hatte, wollte er sich an den alten Dessauer machen. Der hatte einen Lustgarten und einen Teich mit Fischen. Weil aber Pumphut sonst nicht bei dem alten Dessauer ankommen konnte, pflückte er Äpfel im Lustgarten und angelte Fische am Teiche, um gegriffen zu werden. Der Jäger verbot ihm das Angeln; aber wenn er auf dem Damme um den Teich herum kam, lief Pumphut über das Wasser oben weg. Wie er sich das Angeln nicht verbieten ließ, sagte der Dessauer dem Jäger: „Schieß auf ihn.“ Das erste mal schoß der Jäger mit Schrot auf ihn. Die Körner fielen Pumphut in die Hand und der Jäger sah, wie er sie wieder in den Teich warf. Den zweiten Tag angelte er wieder, da hat der Jäger mit der Kugel geladen und schoß zum zweiten Male auf ihn. Wie er geschossen, nahm Pumphut die Mütze ab, und die Kugel fiel hinein, und er warf sie in den Teich. Wie der Jäger das wieder dem Herrn erzählte, sagte der: „Wir werden müssen eine goldene machen lassen, die wird schon ziehen.“ Dann schoß der Jäger mit der goldenen Kugel nach ihm, die fiel Pumphut wieder in die Mütze. Er sah sie sich an, steckte sie in die Tasche und sagte: „Die kann ich brauchen“ und ging weg. Dann wußte der Dessauer nicht, was tun und sagte: „Den will ich sprechen, der soll zur Mahlzeit kommen. So kam Pumphut zum alten Dessauer und blieb bei ihm. Er sagte auch, er wolle ihm beistehen, wenn er mal Krieg haben sollte, weil er ihm

so schöne Kugeln geschickt hätte. Ein paar Jahre danach hatte der Dessauer Krieg und ließ Pumphut zu sich kommen. Dieser ließ soviel Häcksel schneiden, als der Dessauer Leute brauchte, oder säte Häcksel, da standen lauter Reiter da, und Hirse, das waren die zu Fuß. Die sollte der alte Dessauer vorn stellen, auf die könnte der Feind schießen und, wenn der sich ausgeschossen, sollte er seine richtigen Soldaten vornehmen, dann würde er den Feind schon bewältigen. Dann hat es der Dessauer so gemacht und hat gewonnen.

Wie der Krieg zu Ende war, ließ ihn der Dessauer wieder zu sich kommen und gab ihm seinen Unterhalt, daß er gut leben konnte. Endlich entzweiten sich beide. Pumphut hatte sich nämlich betrunken und sagte zum Dessauer: „Jch heiße Pumphut, und du heißt Krumphut.“ Da wollte der Dessauer ihn totschießen lassen, aber wie sie auf ihn schossen, nahm Pumphut die Mütze (Tschako) herunter und sagte: „Den D . . . . brauche ich nicht“ und schüttete alles wieder aus. „No no“ sagte der alte Dessauer. „Ja ja, mein Lieber, das hat Pumphut für sich behalten.“ — Alles hatte er ihm gesagt, aber das eine nicht, das Totschießen.

Es wird auch erzählt: Pumphut konnte nicht in den Garten, da schickten sie zwei Hunde nach ihm; die taten ihm nichts und wedelten mit dem Schwanze. Der alte Dessauer exerzierte gerade Soldaten. Pumphut sah zu und hatte auch gleich eine Armee und exerzierte sie. Da ließ der alte Dessauer fragen, ob das Feind oder Freund wäre? —

Pumphut hatte einen dreieckigen Hut und aus jeder Ecke flogen Kugeln heraus; der Hut konnte von selbst schießen.

(v. Schulenburg S. 45.)

---

### Pumpots Beil.

6. Früher mußten die Zimmerer als Gesellen ein Schlichtbeil bei sich haben. Dann kam ein Gesetz, das sie keine mehr tragen durften. „Dummheit“ sagte Pumpot wenn ich das Beil nicht mehr tragen soll, brauche ich es nicht mehr“, warf es durch die Beine, daß es bis in den Kirchturm flog. Da ist es in Muckrene vor Torgau noch jetzt zu sehen.

(v. Schulenburg S. 47.)

---

7. In Muckrene unweit vom Gasthof und neben dem Gasthof liegt ein Stein. Auf dem Steine hat Pumpot die Nägel gehauen, hundert wollte er hauen, ohne den Stein zu berühren. Beim neunundneunzigsten kam ein altes Weib. Da hieb er in den Stein, den hundertsten hat er aber nicht mehr gehauen und gesagt: „Wo der Teufel nicht selber kommen kann, da schickt er ein altes Weib.“ Da drehte er sich mit dem A . . . . nach dem Turme zu und warf das Beil oben hinauf, da hängt es noch heute. Andere sagen: sie hatten ihn vorher geuzt.

Von dem Turme soll er auch heruntergesprungen sein und sein Ende genommen haben, zu Muckrene vor Torgau.“ (v. Schulenburg S. 47.)

---

### Das Gespenst in der Mühle.

8. „Hinter Lübbenau war auch eine Buschmühle. Da konnten sie des Nachts nichts mahlen. Da kam ein Mühlenbescheider und bot sich an: er wolle Arbeit haben. So sagte der Meister: „Ich kann keinen Bescheider brauchen; nachts kann ich nicht mahlen, bloß bei Tage; nachts geht soviel entzwei, weil ein Gespenst da ist.“ — „Ach, das ist eine Kleinigkeit sagte der Bescheider, ich werde hier bleiben, ich werde das schon zurecht bringen. Andern Tags verlangte er ein Stück neue Leinwand, Nähnadel und Zwirn, nähte sich einen Sack, aber gerade von sich weg, und wie die Sonne wieder untergehen wollte, ging und fuhr er dreimal um die ganze Mühle. Dann ging er hinein und machte sich ein Feuer auf dem Kamin an, setzte sich davor hin und machte den Sack vor dem Kamin auf. Andere Leute hörten großes Gepolter, und aus dem Schornsteine fiel etwas herunter in den Kamin. Das wälzte er in den Sack, nähte ihn zusammen, und trug ihn auf dem Rücken fort. Aber niemand wußte, was es war und wohin es gekommen ist. Von der Zeit an war fortwährend Ruhe. (v. Schulenburg S. 125.)

---

### Die Füchse in der Mühle.

9. Durch den Bescheider ging die Lübbenauer Buschmühle ganz schön. Da kam ein Lübbenauer Bäcker, brachte einen ganzen Kahn voll Getreide und wollte mahlen. Wie er anfing zu mahlen, wollte der Bescheider die Mühle einrichten, da meinte der Bäcker: „Die werde ich mir schon selber einrichten“. — „Nun gut meinte der Bescheider. „Meister, wir wollen nach der Wirtschaft fahren, mag der doch mahlen“. Sie fuhren also fort und setzten sich hin zu Batzlin. Wie sie ein Glas Bier getrunken hatten, kam ein Bote: „Der Bescheider soll gleich nach Hause kommen, läßt der Bäcker sagen.“ Der Bote fuhr im Kahne nach Hause, und der Bescheider setzte sich wieder nieder, forderte ein Glas Bier und lachte über die Sache. Bald kam der Bote wieder und sagte: „Der Bescheider soll gleich zurückkommen, der Bäcker kann nicht mahlen.“ — „Na, was fehlt ihm denn, daß er nicht mahlen kann?“ „Anstatt daß Schrot aus dem Loche herauskommen soll, kommen lauter Füchse heraus, und es sind soviel Füchse da, daß kein Mensch in das Mühlhaus durchkommen kann, der ganze Boden und überall, alles ist voller Füchse.“ Da lachte der Bescheider aber und sagte: „Sie können ja die Füchse fangen! Fahre nur, die Füchse werden schon wieder aufhören.“ So ging der Bote wieder weg. Der Bescheider aber zog sein Taschenmesser

heraus, klopfte mit ihm dreimal auf den Tisch und steckte es wieder in die Tasche. So viele Füchse als herausgesprungen waren, sprangen wieder hinein. Der Bescheider war so ein Hexenmeister, der konnte mehr wie Brot essen. (v. Schulenburg S. 125.)

### Der arme Müller.

**10.** Ein Müller war ein armer Kerl. Eines Tages hatte er nichts zu mahlen, stand im Kahne und sah die Spree entlang, ob niemand kommen würde zu mahlen. Da kam ein schwarzgekleideter kleiner Mensch mit schwarzem Hute und schwarzem Rocke und sagte: „er möchte ihm den Kahn borgen, er würde ihm das gut belohnen". Der Müller borgte den Kahn und der kleine Mann fuhr fort, blieb ein paar Stunden weg und brachte den Kahn wieder, meldete sich an und sagte: die Belohnung hätte er im Kahne und verschwand. Der Müller dachte: die Belohnung im Kahne wird auch nicht groß sein. Wie er nun an den Kahn kam, war weiter nichts wie drei Stückchen Pferdemist da. Vor Bosheit wollte er sie mit dem Beine hinauswerfen, so flog etwas hinaus, etwas blieb im Kahne. Dann ging er fort in das Haus und sagte zur Magd, sie sollte den Kahn rein machen. Wie die hinkam, waren ein paar Stückchen Gold darinnen. Nun lief sie zum Meister und sagte: „Ist ja Gold." Der lief und sah: es war Gold, schützte schnell die Mühle zu, ließ das Wasser ab, fand nichts mehr, nur so viel hatte er, wie im Kahne war. Doch seiner Schulden war er frei.

(v. Schulenburg S. 193.)

### Pumphut.

**11.** Pumphut war ein Müllergeselle von ungeheurer Stärke. Früher war es Sitte, daß die Gesellen, welche um ein Geschenk vorsprachen, beim Scharfmachen helfen mußten. Auch Pumphut wurde einst in einer Mühle zu dieser Arbeit herangezogen, erklärte dem Meister aber bald, er könne nicht weiter arbeiten, ihn friere an den Fingern. Da sprach der Müller zu ihm: „Nimm doch den Stein mit hinunter und setze dich hinter den Ofen und schärfe dort weiter!" Sofort lud sich Pumphut den Stein auf die Schultern und befolgte den Ratschlag des Meisters. Als er den Mühlstein fertig geschärft hatte, kam der Moister und sagte: „Nun trage ihn nur auch wieder hinauf!" — „Das fällt mir garnicht ein, das kannst Du selber machen!" erwiderte Pumphut, und der Meister mußte ihm erst himmlische gute Worte geben, ehe er den Stein wieder zur Mühle trug. (Gander Nr. 58.)

**12.** In Mockrehna, Provinz Sachsen, nahm Pumphut ein Beil und warf es durch die Beine nach dem Kirchturm und zwar so geschickt,

daß es in diesem stecken blieb, wo es noch heute zu sehen ist. Von einem großen Steine aus, der vor der Schänke liegt, soll er das Beil geworfen haben. Der Stein zeigt Eindrücke, die angeblich von dem Nachschleifen der Füsse bei Pumphuts Wurfe herrühren. (Gander Nr. 58.)

---

**13.** Zu den Pumpfuß-Sagen ist noch eine zu stellen, die Sello (Bär III S. 155) ohne nähere Ortsbezeichnung bekannt gibt. „Eines Tages kehrte er (der Teufel) bei einem Müller ein und bat, sich ausruhen zu dürfen. Dieser wies ihn auf den Mühlstein; kaum aber hatte er sich gesetzt, so ließ der Müller die Mühle an, und der Teufel, in Angst, seinen Sitz zu verlieren, steckte seinen Fuß zwischen die sich drehenden Steine, der ihm natürlich arg gequetscht wurde.

---

Als ein potenzierter Bösewicht und Zauberer wird der Müller von Bösewiel bei Belzig geschildert, der als zottiges Ungetüm in der Mühle herumspukt und schließlich als der Mörder vieler harmloser Gäste entlarvt wird, deren Knochen man im Keller fand.

(Schwartz. Bär II S. 103.)

---

### Der Teufel und der geldgierige Müller.

**14.** Es war eine arme Frau, die hatte drei Kinder und war Witwe. Wenn sie Geld hatte, holte sie Brot bei dem Müller, der hatte das Brot zu verkaufen. Manchmal, wenn sie keins hatte, holte sie das Brot ohne Geld und bezahlte nachher. Mal, wie sie kein Brot und kein Geld hatte, schickte die Frau ihr ältestes Mädchen zum Müller, die holte ein paar Brote. Wie sie die aufgegessen hatten, hatten sie kein Geld mehr, um anderes zu holen. Da schickte die Frau noch einmal das Mädchen hin, sie sollte Brot ohne Geld holen, aber der Müller gab kein Brot. „Nichts da, sagte er, „ich will Geld haben, ihr habt schon Schulden bei mir.“

In der Zeit war eines Tages die Frau bis am Abende nicht zu Hause, und die Kinder saßen allein in der Stube. Da fing es an zu leuchten unter dem Kamine und kam wie feurige Kohle heraus. Die Kinder fürchteten sich, holten eine Mulde und trugen die feurige Kohle hinaus, nach draußen. Wie Abends die Frau nach Hause kam, erzählten die Kinder, was geschehen war, und die Frau sah nach, was das für Kohlen wären, da war es lauter Geld, bloß ein bischen mit Erde vermengt. Da waren sie froh, daß sie soviel Geld hatten, und den andern Tag schickte die Frau das Mädchen zum Müller, alles, was sie schuldig war, zu bezahlen und noch ein Brot zu kaufen. Da wunderte sich der Müller, wo sie soviel Geld her hatten und fragte: „Wo habt ihr soviel

Geld hergenommen?“ Die einfältigen Kinder erzählten das und der Müller dachte: „Das wäre etwas für mich, und werde mir es schon holen.“

An demselben Abend kam der Müller zu der Frau, mit Rindsleder bedeckt über den Kopf und den ganzen Leib und bis über die Füße. So groß wie das Fell (Haut) war, hatte er sich damit eingehüllt und hatte auch die Hörner vorn am Kopfe und die Klauen so bammeln. Dann machte er großen Lärm, brummte, verstellte die Sprache und wollte das Geld haben. Die Frau fürchtete sich, aber sie wollte das Geld doch nicht geben. Den Tag ging er fort, wie er kein Geld erhielt und sagte: „Morgen komme ich wieder, dann mußt Du mir das Geld geben, ich bin der Teufel“. Den andern Tag kam er wieder und machte wieder solche Zucht und solchen Lärm und noch ärger, aber die Frau gab ihm das Geld nicht. Da sagte er: „Morgen komme ich wieder, dann mußt Du mir das Geld geben, sonst kostet es Dir Dein Leben.“ Die Frau dachte: „Wenn ich nur jemand holen könnte, aber wen.“

Da kam ein Fremder, ein Reisender, ein ganz vornehmer Mann. Der hatte einen grünen (Tuch-) Anzug an und fragte die Frau, ob er nicht über Nacht bleiben konnte. Die Frau meinte: „Nein, ich kann kein Nachtlager geben, ich bin arm.“ Der Fremde sagte, er brauche nichts, er wollte gern da bleiben. „Das ist gut“, meinte die Frau, „wenn der Teufel kommen wird, ist doch jemand hier“. Die Frau wollte ein Nachtlager machen; er sagte, er brauchte keins, er würde sich in der Hölle auf dem Holzscheitchen hinlegen, und ging, als es finster wurde, in die Hölle (hela-Raum hinter dem Ofen). Wie es nun ganz finster war, kam der Teufel wieder, lärmte und brummte und schüttelte mit den Klauen und verstellte die Sprache: „Heute mußt Du mir das Geld geben.“ — Für Dich habe ich kein Geld“, sagte die Frau. Da sprach er mehr und mehr und wollte die Frau anfassen. Da sprang der Fremde vor: „Was willst Du?“ — Ich will das Geld haben, es ist mein.“ So, was bist Du denn?“ frug der Fremde. „Ich bin der Teufel“. Da sprach der Fremde: „Du bist Teufel, und ich bin Teufel, so wollen wir uns versuchen, wer der Stärkste ist“, riß den Müller das Leder vom Kopfe und die ganze Haut vom Leibe und rollte sie auf und warf sie in einem Augenblicke in vielen tausend kleinen Stückchen wie Papier an die Seite. Dann griff er den Müller an die Brust und schrie: „Ich bin der wahre Teufel, Du bist es nicht“ und fuhr mit ihm durch den Kamin hinaus. Ein paar Tröpfchen Blut waren zu sehen, weiter nichts. Draußen aber nahe am Hause fanden sie ein Läppchen vom Kleide, sonst hat niemand etwas gesehen. Das ist geschehen in einem Dorfe bei Königsberg.

(v. Schulenburg S. 190.)

---

### Der Teufelsstein zu Kemnitz.

**15.** Auf einer Wiese des Dominiums Kemnitz liegt der Teufelsstein, ein ziemlich großer erratischer Block, der wahrscheinlich früher als Opferstein diente. Von ihm erzählt die Sage:

Der Hintermüller in Triebel hatte mit dem Teufel einen Bund geschlossen, denselben aber nicht gehalten. Der erzürnte Teufel brach im Lausitzer Gebirge unweit Bautzen einen großen Stein vom Gebirge ab und faßte denselben mit seinen Krallen, die sich tief hineinbohrten. Er trug ihn sodann auf die Mühle zu, um diese damit zu zerschmettern. Weil aber der Stein so schwer war, so kam er nur langsam mit demselben vorwärts; indes er war doch nur noch etwa 200 Schritte von der Mühle entfernt, als es in Triebel eins schlug; zugleich krähte auch der Hahn des Müllers. Da ließ der Teufel vor Schreck den Stein fallen und die Mühle blieb unversehrt. (Gander Nr. 49.)

---

**16.** Die Pohloer Mühle bei Dobern soll zum Teil aus Steinen erbaut sein, die von einem großen Steinblocke stammen, der auf dem Teufelsberge am Wege von Pohlo nach Zchiegern gelegen und beim Zerkleinern viele Schachtruten Steine lieferte. Mit ihm hatte der Teufel die Pohloer Mühle zerschmettern wollen. (Gander Nr. 47.)

(Siehe auch Grimm, Deutsche Sagen I 231. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I 218. Haupt, Sagenbuch der Lausitz. Neues Laus. Magazin 94.)

---

**17.** Bei Alt Rüdnitz, südlich von Zehden, liegt auf der Spitze des Mühlenbergs ein großer Block, der zu den bedeutendsten Geschieben unserer Provinz gehört. Es befindet sich darauf der linke Fußtapfen eines zehnjährigen Kindes. (Berghaus, Landbuch I 202.)

---

### Der Nüx in Boblitz.

**18.** In Boblitz soll der Nüx die alte Mühle unterwühlt haben, die ist dann versunken. Einmal fischten da zwei, da gab es einen furchtbaren Schlag in das Wasser; es klatschte, als stürzten zwei Mühlsteine hinein. (v. Schulenburg S. 126.)

---

### Die Nüxe in Bautzen.

**19.** In Bautzen war eine alte Mühle gewesen und abgebrochen worden, da sahen die Leute Nüxe am Ufer sitzen, die waren sehr klein und stahlen sich Mädchen zu Frauen. Zwei kamen immer nach Bautzen in die Stadt, das war Mann und Frau. Die Leute erkannten sie daran, daß sie unten am Saume naß waren. (v. Schulenburg S. 126.)

---

## Die Dorfmühle.

**20.** In der Burgschen Mühle sind viele verunglückt. Die Mühle hat gepfiffen, wenn die Nüxe etwas haben wollten. Dann warfen sie schwarze Enten, Hühner und ganze Brote in das Wasser, und wenn der Meister nicht gleich kam, gingen die Riemen entzwei. Kam er und brachte nichts, so wurde er zuletzt selber abgeholt. Enten, Hühner und Brote sollen sogar noch jetzt, wie manche meinen, in die Müllgrube geworfen werden.

Auch in der Kschischoka-Mühle bei Müschen verschwanden immer schwarze Enten auf dem Wasser und mußten dem Nüx in die Müllgrube geworfen werden. Ebenso wurden Hühner und Enten (bis vor zwanzig Jahren) in das Wasser geworfen, wenn in der alten großen Stadtmühle zu Lübben, an der Chaussee nach Lübbenau, die Räder pfiffen; das hörte sich gräulich an. (v. Schulenburg S. 127.)

---

## Die Buschmühle.

**21.** Wie vor dreißig Jahren die neue Buschmühle gebaut wurde, brannten sie (ist tatsächlich geschehen) vier Wochen lang gleich nach Sonnenuntergang große Holzfeuer die ganze Nacht hindurch bis Sonnenaufgang, deshalb, damit der Nüx dort keine Stätte haben sollte. Wenn Kito Panks Großvater die Schweine hütete, sagte die „Meisterne“, wenn die Mühlräder sehr pfiffen: „Leś, njamaš-li tam kowack, pon (d. i. pótom) překřaj jaden klěb a chyś tam křomicu, flink, wenn Du nicht ein Brötchen hast, dann schneide ein Brot durch und wirf da einen Ranft hin.“ Dann waren die Mühlräder ruhig. Wenn es aber nicht ausreichte und der Lärm zu groß war, dann mußten sie etwas Lebendiges in das Wasser werfen, ein Huhn, eine Taube, ein schlechtes Ferkel, dann war es wieder gut. Aber seit der Zeit, wo die Mühle abgerissen wurde, weiß niemand mehr etwas; es kommt nichts mehr vor.

(v. Schulenburg S. 127.)

---

Wo jetzt bei Alt-Lewin (Oderbruch) Windmühlen stehen tun, da standen auch schon vor Jahrhunderten welche. Ein Müller dort aber war ein Erzschelm. Von einem Scheffel Korn bekam man immer nur die Hälfte zurück; — dieser reiche, übel beleumundete Müller besaß nun auch einen großen Acker, welcher an die Besitzung eines Lewiner Bauern grenzte, der den Grenzstein zu seinen Gunsten verrückte. Beide starben bald und schnell aufeinander. Doch hatte keiner von ihnen im Grabe Ruhe. Der böse Geist umschlang die beiden mit einer Kette, so daß sie mit dem Rücken zusammenlagen, die Arme kreuzweis übereinander festgebunden. Wollte sich nun der Müller fortbewegen, so hatte er den Bauer mitzuschleppen; fühlte der letztere die Sehnsucht nach Veränderung, so mußte er den Müller auf seinem Rücken mit sich forttragen.

Oft hörte man bei der Mühle den Ruf „O weh, — o weh! Ich habe meine Mahlgäste um Mehl betrogen. — O weh, — o weh! ich habe des Müllers Grenzsteine verrückt. (Engelien u. Lahn. S. 92.)

---

### Die unheimliche Mühle.

**22.** In einem Dorfe war eine Mühle. Der Müller erhielt keinen Gesellen mehr, weil schon mehrere ihren Tod in der Mühle gefunden hatten und zwar auf unheimliche Weise.

Eines Tages kam ein Geselle zum Müller, der um Arbeit anfragte. Der Müller sagte, er brauche einen Gesellen sehr notwendig; aber er wolle es ihm geradezu sagen, in seiner Mühle sei es nicht recht richtig. Der Geselle war ein dreister Bursche und bat, der Meister möchte ihn nur dabehalten, er würde mit dem Spuk schon fertig werden. Dem Meister war das dann recht.

Zur Nacht ging der Geselle in die Mühle und nahm sich ein Schwert mit. Und wie die Mitternachtsstunde geschlagen hatte, kam eine nasse Katze durch ein Loch in die Mühle gekrochen und setzte sich auf die Ofenbank. Als sie eine Weile dagesessen hatte, kam die zweite Katze und bald auch die dritte und nahmen neben der ersten Platz.

Doch o Wunder! Je mehr sie sich erwärmten, desto mehr nahmen sie an Größe zu. Da fing die erste Katze an: „Na wolln' w'r, na woll'n w'r?“ Darauf antwortete die andere: „Jiau!“ und die dritte: „Los!“ Da sprangen alle drei, jede mit einem gewaltigen Satze, auf den Gesellen zu und fauchten und spuckten, und ihre Augen sprühten zornfunkelnde Blicke. Der Geselle aber war nicht faul und hieb der ersten, die ihm zunahe kam, mit seinem Schwerte das Bein ab, so daß sie jämmerlich zu schreien anfing und die Katzen alle drei eiligst durch dasselbe Loch wieder entschlüpften, durch das sie gekommen waren. Und als er das Bein aufhob, da war es eine Menschenhand mit einem goldenen Ring auf den Finger. Er wickelte sie in ein Tuch und eilte am Morgen damit zum Meister und erzählte ihm das Abenteuer, das er bebestanden. Dieser zeigte sich sehr erfreut darüber; denn er hoffte, daß dem Spuk nun das Wiederkommen verleidet sein würde.

Beim Frühstück spricht der Meister zu seinem Gesellen: „Meine Frau ist sehr krank.“ Der Geselle wünschte sie zu sehen und meinte, er sei in manchen Sachen so klug wie ein Doktor. Da führte ihn der Müller in das Zimmer, wo die Frau Meisterin lag. Der Geselle sprach: „Zeigt mir eure rechte Hand!“ Die Frau zeigte ihm die linke. Sprach der Geselle wieder: „Zeigt mir doch die rechte!“ aber sie wollte nicht. Da wickelte der Geselle die abgehauene Hand aus dem Tuche und hielt sie ihr vor. Jetzt fing das Weib an zu zittern wie Espenlaub, ihr Gesicht verzerrte sich und unter Ächzen und Stöhnen bekannte sie, daß sie eine

Hexe und daß sie die Katze gewesen sei. Auch nannte sie noch ihre beiden Genossinnen. Dann starb sie eines schrecklichen Todes.

In der Mühle ist seitdem nie mehr etwas passiert. (Gander Nr. 75.)

Ähnlich bei Henne am Rhyn aus Tirol. Deutsche Volkssage. Leipzig 1878 S. 64 Nr. 114. Desgl. Engelien u. Lahn, S. 22.

---

### Der Kattenstieg.

23. Bei dem Dorfe Herzsprung in der Ostprignitz gibt es einen Kattenstieg. Von ihm erzählt man, daß dort einst ein Müller gewohnt hatte, der eine sehr schöne Tochter hatte. Sie konnte aber keinen Mann bekommen, denn alle Freier, die in die Mühle kamen, wurden am nächsten Morgen in ihrer Kammer tot gefunden. Eines Tages kam wieder einmal ein Freier, den der Müller warnte. Er ließ sich aber nicht abweisen, sondern sagte: „Ich stehe morgen wieder auf! Er ging nun in die Kammer; hier rückte er das Bett von der Wand weg in das Zimmer, legte sich nieder und sprach sein Gebet. Als er nun eine Weile gelegen hatte, kam eine ganze Schar von Katzen in das Zimmer. Unerschrocken hieb er mit einem Beile auf sie ein und schlug der ersten eine Pfote ab, woranf diese und die anderen heulend entflohen. Der Müller war nicht wenig erstaunt, als er am nächsten Morgen den Freier wohlbehalten auf seinem Bette sitzend fand. Dieser erzählte ihm nun die Geschichte und sagte, daß er nur unter dem Bette nachsehen solle, dort liege eine Pfote. Der Freier aber heiratete die schöne Müllerstochter und man hörte später, daß in derselben Zeit eine alte Frau in dem Dorfe zu Bette gelegen hätte, weil ihr ein Arm abgeschlagen war. (Mündlich aus Herzsprung.)

---

### Der Kobold auf der Mühle.

24. Auf einer Wassermühle, nach den einen in der Zauche, nach anderen im Lande Teltow, wohnte einmal ein Müller ganz allein. Bei dem klopfte es an einem stürmischen und regnerischen Abende an das Fenster, und als der Müller fragte, wer da wäre, antwortete eine Stimme: „Um Gottes Willen laßt mich ein, ich habe mich verirrt und komme sonst um in dem furchtbaren Wetter!“ Der Müller nahm die Lampe und öffnete die Haustür, fuhr aber erschrocken zurück, denn vor ihm stand neben einem Manne ein schwarzes Ungetüm. „Ach, erbarmt euch, sagte der Mann, ich bin ein Bärenleiher (Bärenführer) und weiß mit meinem Tiere nicht mehr, wo aus und ein. Gönnt mir ein Plätzchen zum Nachtquartier.“

Der Müller kraute sich hinter den Ohren und sagte: „Ja für euch hätte ich wohl einen Platz auf der Ofenbank in meinem Stübchen, wenn ihr damit zufrieden sein wollt. Aber wo soll ich mit eurer wilden Bestie

hin? Einen Stall habe ich nicht, und in die Stube können wir das Tier doch nicht nehmen!“ — J, antwortete der Mann, könnten wir ihn nicht in die Mühle bringen? Schaden an Korn und Mehl könnte er euch ja nicht tun, und übrigens lege ich ihn ja auch an die Kette!“ — „Das ginge wohl, meinte der Müller, aber ich muß euch sagen: dort ist es nicht richtig. Es spukt in der Mühle ein Kobold umher, der mir seit Jahren gebranntes Herzeleid angetan. Er rumort dort die ganze Nacht herum, schüttet die Kornsäcke aus, streut das Mehl umher und treibt noch sonst allerlei Unfug und Mutwillen!“ — „Ei, rief der Bärenführer, was schadet das?“ Meinem Bären wird der Kobold nichts anhaben, der wird sich schon seiner Haut wehren. Nehmt uns nur auf, ich bitte euch!“

Gesagt, getan. Der Bär wurde in die Mühle gebracht, und dem Führer bereitete der Müller ein Lager auf der Ofenbank.

Mitten in der Nacht erwachten die beiden Männer von einem furchtbaren Rumoren in der Mühle. Es ging dort kopfüber und kopfunter, und dazwischen hörte man das tiefe Brummen des Bären und hie und da ein Quieken und jämmerlich Grunzen. „Horch, sagte der Müller, da hat der Kobold sich an den Bären gemacht.“ — „Das wird allein sein eigner Schaden sein, lachte der Bärenführer. — „Ja, wollte Gott, seufzte der Müller, daß der Bär meinem Plagegeist recht ordentlich den dicken Kopf zurechtsetzte!“ — Noch ein heller Schrei, dann war alles still und die Männer schliefen wieder ein.

Am Morgen fand man den Bären wohlbehalten in der Mühle, und nachdem der Müller seine Gäste noch mit Speis' und Trank erquickt hatte, zog der Fremde mit seinem Bären unter herzlichem Danke von dannen. Und siehe, von Stund an ließ sich kein Kobold mehr in der Mühle sehen. Der Bär mußte es ihm verleidet haben.

Wer war glücklicher darüber als der Müller?

So ging wohl ein ganzes Jahr hin. Da, an einem dunklen Abende, als der Müller still in seiner Stube saß, öffnete sich leise die Tür und zum Schrecken des Müllers steckte der Kobold seinen unförmlichen Kopf in die Stube und sagte: „Mölla, Mölla, lewet juwe grote schwarte Katt noch?“ Rasch faßte sich der Müller und rief: „Jo, deh lewet noch und hett sewen Junge kreegen! Da schlug der Kobold entsetzt die Tür zu und ist seitdem nie wiedergekommen. (Schwartz Nr. 47.)

Dieselbe Geschichte erzählt man sich von der Dorfmühle in Burg.

(Monatshefte der Brandenburgia IV S. 130. Desgleichen bei Engelien u. Lahn, S. 21. 66.

---

### Die zerschlagene Hexe.

**25.** Am letzten April war einst ein Müllergesell noch spät Abends in einer Mühle bei Rathenow beschäftigt, da kommt eine schwarze Katze

zur Mühle hinein; er jagt sie mehrmals hinaus; aber sie kam immer wieder, so daß er ihr endlich einen Schlag auf dem Vorderfuß versetzte, daß sie schreiend davon lief. Als er darauf die Räder geschmiert und alles in Ordnung gebracht hatte, ging er zu Bett. Andern Morgens als er in das Haus des Müllers zum Frühstück kommt, bemerkt er, daß dessen Frau mit gequetschtem Arm im Bette liegt und erfährt, daß sie das seit gestern Abend habe, niemand aber wisse woher, Da hat er dann gemerkt, daß die Müllersfrau eine Hexe war und daß sie am vorigen Abend als Katze zum Blocksberg gewesen sein müsse. (Kuhn Nr. 133.)

---

In einer anderen Sage wird uns der Kobold, welcher den dritten Gang der Mühle Mitternacht zwischen 12 und 1 Uhr als der Böse selbst vorgestellt. (Engelien u. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg S. 20.)

---

### Der Zauberer in der Gattkenmühle.

**26.** An der Gattkenbrücke (am Wege nach Lahmo) hat früher ein Schlagbaum gestanden. Der Müller, der den Schlagbaum beaufsichtigte, soll der reine Zauberer gewesen sein. Wenn zwanzig Fuhrleute vor dem Schlagbaum standen und er noch schlief, so haben sie ruhig gewartet; solche Furcht hatten sie vor dem Müller.

Einmal kamen die Bauern aus Cuschern mit „Gute“ (Kaufmannsware). Da sagte einer dem Müller: „Die Cuschener kommen mit Gute!“ Er verstand „mit Güte“ und antwortete: Das ist auch ihr Glück, ich wollte ihnen sonst etwas auf zu raten geben.“ Sein Haus stand mitten im Walde, war ganz mit Büschen umgeben. Wenn er gewollt hat, ist sein Haus schwarz voller Krähen gewesen. Die Krähen waren der Böse.

(Gander Nr. 52.)

---

**27.** Der Müller Bathe in Gr.-Beuthen, der im Jahre 1729 wegen Blasphemie und Mißhandlung seiner Frau bestraft wurde, stand nach den Zeugenaussagen allgemein in dem Rufe, durch magische Künste den Leuten schaden zu können. Er selbst verschwor sich: wenn ihn der Teufel geholt habe, solle sein Schwiegervater keine Klaue Vieh auf dem Hofe behalten. Der Schmidt in Kl. Beuthen, welcher ihm an seinen Bienen geschadet habe, solle verdorren und an seinen Beinen wie ein Stock werden. (Sello im Bär II S. 164 Nr. 32.)

---

### Der grobe Müller.

**28.** Ein Müller hatte viele Schulden und war ein grober Kerl Um 4 Uhr morgens mußte alles aus dem Bett sein und der Kaffee fertig, sonst gab es gleich Prügel. Deshalb war die Magd immer sehr ängstlich

und wollte die Stunde nicht verschlafen. Eines Nachts wachte sie auf, es war heller Mondschein, und dachte, es wäre Tag und wollte die Zeit nicht verschlafen. Sie sprang auf und lief nach der Küche, wollte geschwind Feuer machen und Kaffee kochen. Aber sie hatte nur ein paar Streichhölzchen, die waren naß geworden und sie kriegte kein Feuer. So fing sie an zu weinen: kein Feuer, nun wird es wieder Prügel geben, lief hin und her zu sehen, ob der Meister schon da wäre. Vor der Mühle war ein Bergchen, auf dem wurde immer die Asche ausgeschüttet. Auch nach dem Bergchen lief sie hin und sah da Feuer. Da nahm sie die Mulde und holte sich Kohlen vom Bergchen und tat sie in den Ofen, um Feuer zu machen. Kaum hatte sie sich umgedreht, so waren die Kohlen schwarz und kein Funken mehr darinnen. Zum zweiten Male holte sie Kohlen, nahm mehr und schüttete sie in den Ofen. Kaum hatte sie sich wieder umgedreht, so waren die Kohlen schwarz; da fing sie an zu zittern. Wie sie zum dritten Mal Kohlen vom Bergchen holte, stand ein Mann da und sprach: „Nun komm mir nicht mehr.“ Die Kohlen schüttete sie wiederum in den Ofen und gleich waren sie wieder schwarz. Nun weinte sie in der Küche und faltete die Hände, da fing die Uhr an zu schlagen. Es war gerade zwölf und sie hatte in der zwölften Stunde Kohlen getragen und dachte: „Wirst dich hinlegen und schlief ein.

Am andern Morgen früh hatte sie die Zeit verschlafen, da kam der Meister und rief: „Ist der Kaffee noch nicht fertig?“ Wie sie nun erzählte, daß die Streichhölzchen nicht brannten, da griff er nach der Peitsche, da wollte sie die Kohlen zeigen und machte die Ofentüre auf; war alles eitel Gold. (v. Schulenburg, S. 209.)

---

## Der geizige Müller.

**29.** In der Sprucke war einmal ein sehr geiziger Müller, der sehr viel Land hatte. Wenn sich aber jemand auf seinem Acker ein bischen Gras schnitt, zeigte er es sogleich an. Der Müller hatte einen kleinen gelben Hund, den hatte er stets bei sich, in der Mühle und überall. Er ist auch mit dem Hunde an ein und demselben Tage gestorben. Die Frau des Müllers aber verkaufte das ganze Land, als der Mann noch garnicht beerdigt war. Wenn man nachher in der Dämmerung auf dem Acker war, der ihm früher gehört hat, kam er nach seinem Tode mit dem Hunde anspaziert. Als meine Mutter eines Abends Gras schnitt, kam er über das schwarze Fließ stracks über das Wasser herüber. Dann hörte meine Mutter rufen: „Hier wird nicht Gras geschnitten!“ Darauf ist er wieder fortgegangen. Das war aber gerade in der Pflaumenzeit, und der Müller hatte bei Lebzeiten so gern Pflaumen gegessen. Oft stand er mitten in der Nacht auf, ging an die Bäume im Garten

und schüttelte sie. Auch im Garten ging der Müller nach seinem Tode um. Meine Mutter hat sich einmal vor ihm erschrocken, als sie aus der Mühle kam. Der alte Müller geht noch heute um. Er kommt mit seinem Hunde aus der Mahle heraus und geht über das „schwarze Fließ" auf sein Land; weil das sein liebstes Land war, welches er immer mit den Ochsen allein pflügte. (Guben.) (Gander 206.)

---

### Die spukende Müllerin.

**30.** Die alte Müllerin in G. (ebersdorf?) spukte nach ihrem Tode so gräulich, daß es kein Mensch mehr im Hause aushalten konnte. Daher beschloß der Sohn, sie in einen Wald verbannen zu lassen. Der berühmteste Geisterbanner wird gerufen, er kommt. und es gelingt ihm auch, den Geist in einem Sack zu fangen. Dieser Sack wird auf den bereitstehenden Wagen gelegt, der Geisterbanner treibt die Pferde an, und fort geht es so schnell als möglich; denn um 1 Uhr muß alles vorüber sein. Das Wasser aber kommt hinter dem Wagen her, die Pferde gehen bis an den Bauch in demselben; endlich kommt man an die Grenze und erreicht auch den Wald; hier wird nun der Geist hingebannt, und seit jener Zeit ist im Hause Ruhe, im Walde dagegen „scheucht" es.

(Gander Nr. 252.)

---

### Der Schatz des Müllers.

**31.** Der Teiselsmüller bei Gehren hatte seine goldene Uhr und 200 Taler vergraben, konnte sie aber nicht wieder finden. Auch andere haben danach gesucht; aber keiner hat die Stelle gefunden. Einmal hat mein Großvater davon geträumt und zwei andere und dreimal hintereinander. Als sie ihn aber fast hatten, redete der eine zum andern, daß er etwas schneller machen sollte. Da war alles wieder weg. Es war aber auch ein Katholischer dabei. (Mündlich aus Gehren bei Luckau.)

---

### Versunkene Mühle.

**32.** In Mehlwinkel bei Gubinchen soll eine Mühle versunken sein.

(Gander. Niederl. Mitt. V S. 372.)

---

### Windmühle zu Arendsee.

**33.** Arendsee. Als am See sich vor 1 ½ hundert Jahren ein gewaltiger Sturm erhob, kam er auch an eine Windmühle. Die fing gewaltig an zu wanken und zu prasseln, so daß sich der Müller und eine Magd, welche darin waren, kaum noch retten konnten. Der Müller hat aber erzählt, daß er 3 Nächte zuvor eine Stimme gehört, die gerufen:

Müller heraus, nur bald fort“ und er gleichwohl, als er hinausgekommen, niemand gesehen.“ (Kuhn. Sagen Nr. 41.)

---

Der mythologische Hintergrund unserer Mühlensagen ist leicht zu erkennen. Müller Pumphut oder der Bescheider ist kein anderer als Wodan selbst, der mit seinem Wunderhut (5), in seinen Beziehungen zu Riesensteinen oder Steinen mit Fußabdrücken (1. 2. 13. 15. 16. 17.), durch das Beil welches er an den Kirchturm wirft (6. 7. 12.) genügend legitimiert ist. Auch das Speiseopfer, das vorzugsweise in schwarzen Enten, Hühnern u. a. Tieren gebracht wird (20. 21.), die Umwandlung minderwertiger Stoffe wie Kohle (14. 28) und Mist in lauteres Gold verraten Züge, die auf Wodan zurückleiten. Daß Wodan oder seine Umkehrung — der Teufel — oft als starker Mann erscheint, der mit Felsblöcken die Kirchen oder die gegen gewisse Versprechen erbauten Burgen, Brücken und Mühlen (15. 16) zu zertrümmern sucht, nachdem er in seinen Erwartungen getäuscht worden war, belegt eine sehr zahlreiche in ganz Deutschland verbreitete Sagengattung [1]). Eine besondere Vorliebe hat der Teufel für Mühlen, die er gegen Versprechungen auf Bergen baut und wieder zerstört [2]). Ja, er weiß in einem Märchen sich selbst [3]) als Mühlstein den Berg herunterzurollen.

Kurz, wir sehen überall hinter den Sagen von der Mühle die Gestalt Wodans auftauchen; in einer rügenschen Sage tritt er sogar in seiner volkstümlichsten Gestalt als wilder Jäger auf, um mit einem Müllersburschen in Beziehung zu treten [4]). Die schwarze Katze (22. 23. 24 25) als Vertreterin von Hexen, der Hund, die elbischen Nixen (19. 20. 21.) und Kobolde (24), alles dies sind bekannte Ergänzungen jenes mythologischen Hintergrundes.

Gliedern wir die Sagen nach ihrem Inhalt, dann finden wir — von den wenigen Steinsagen abgesehen, die rein örtlicher Natur sind und nur in loser Verbindung mit den Mühlen stehen — einzelne Züge, welche die Mühle in ein eigentümliches Verhältnis setzen. Am interessantesten ist dabei der Müller Pumpfuß. Er ist nicht böse, sndern im allgemeinen ein gutmütiger Gesell, der nur dann die Menschen neckt und straft, wenn sie ihn foppen, eine richtige Eulenspiegelnatur, die in vielen

---

[1]) Bartsch. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I. 93. Gräve, Volkssagen 32. Grimm. Deutsche Mythologie 972. 974. Derselbe. Sagen I. 241. Haas. Rügensche Sagen 61. Haupt. Sagenbuch der Niederlausitz 92. 95. Jahn. Volkssagen 269. 305. Kuhn. Märkische Sagen 127. 269. Müller. Das Wendentum in der Niederlausitz 159. Pröhle Brockensagen 59. Seifert. Sagen, Märchen und Schwänke 12. Temme. Volkssagen 176. 177. 179.

[2]) Grimm. Deutsche Sagen 183. 195.

[3]) Grimm. Mythologie S. 952.

[4]) Haas. Rüg. Sagen Nr. 16.

Zügen Ähnlichkeit mit Rübezahl hat, die aber, wenn das märkische Kinderlied:

„Miß das Korn nur richtig ein,
Pumphan guckt zum Dach herein“

sich auf Pumphut beziehen läßt, auch das Prinzip der Gerechtigkeit vertritt. Pumphut (Pumpfuß, Pumpot, Pumphan) ist jedoch nicht persönlich mit der Mühle verbunden; er kehrte dort nur oft ein, um seine Kraftkunststücke zu machen. Daß er aber dabei als Retter in der Not erscheint, der böse Dämonen bekämpft, eröffnet merkwürdige Fernblicke; denn diese Tatsache weist auf die Mühle selbst hin als Aufenthaltsort böser Geister. In diesen Fällen ist Pumphut der gute Geist, der den geängstigten Müller aus seiner Bedrängnis erlöst. Daher ist es verständlich, wenn der Müller oft hinter der Mühle zurücktritt und die Örtlichkeit als ein Aufenthalt böser Dämonen hervortritt. Die unheimliche Mühle (20. 21. 22. 23. 24. 25.) nimmt im kleinen ungefähr den Rang ein, den im grossen der Blocksberg im Geisterleben der Hexen behauptet. Hier wie dort geben sich die Hexen ein Stelldichein und vernichten den, der sich zur Geisterstunde einfindet. Treffen sie aber einmal auf den Rechten — nicht immer muß es Pumphut-Wodan sein, sondern es kann auch wie der Müller in Herzsprung (23) ein Mensch an seine Stelle treten —, dann müssen sie unterliegen und der Gottseibeiuns nimmt sie in Empfang. Auch elbische Wesen — zumeist sind es Wassergeister — treiben Unfug in der Mühle; aber im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art ist der Grundzug ihres Wesens ein dem Menschen feindseliger; sie fühlen sich als die Herren der Mühle und suchen den Müller in jeder Weise zu schädigen. Das Opfer, das man ihnen bringt, versöhnt sie nur auf kurze Zeit; ist aber die Mühle durch ein äußeres Geschick vernichtet, dann herrschen sie dauernd unbeschränkt, und kein menschliches Wesen vermag die Mühle auf dem verwunschenen Platze wieder zu errichten. Auch hier in diesen bösen Geistern macht sich manchmal das Bestreben geltend, eine Untat — von Menschen begangen — zu sühnen wie in einer pommerschen Sage, in der eine Mühle zum Stillstand und schließlich zum Eingehen gebracht wurde, nachdem der Müller von Räubern erschlagen worden war.[1])

Eine andere Reihe von Sagen schildert den Müller selbst als den bösen Geist oder gar als mächtigen Zauberer (15. 26, 27.). Daß er keineswegs nur das unschuldige Opfer der bösen Geister ist, besagen uns jene Erzählungen, nach denen er für den Pakt mit dem Teufel büßen, das offenbaren auch die Sagen, in denen er als Spukgeist nach dem Tode

---

[1]) Neue Pom. Provinzialblätter IV. 1829. S. 243.



herumirren muß (29. 30) zur Sühne seiner Verbrechen. [1]) Auch in diesen Fällen ist nicht ein allgemein menschliches Vergehen lokalisiert, sondern es wächst die Sage umgekehrt aus der Örtlichkeit der Mühle heraus. Diese ist eben der Schauplatz gewisser unseliger Vorgänge, die sich in der Sagenwelt Deutschlands so häufig an diesem Orte konzentrieren. Schon in alten Zeiten ist die Mühle in den Ruf, der Wohnort unseliger Geister zu sein, gekommen. [2]) In einem alten Handwerksliede findet das in der Strophe bezeichnenden Ausdruck:

In jener Mühle ist bekannt,
Da hauste Kilian,
Der Teufelsmüller nur genannt,
Das war, das war ein böser Mann. [3])

Wie kommt nun die Mühle zu dieser unheimlichen Rolle in dem Volksglauben? Man könnte versucht sein, daß das Müllereigewerbe, welches wie das der Bader, Gerber und Leineweber als unehrlich galt, die Ursache sei, wenn es nicht folgerichtiger wäre, diesen schlimmen Ruf als ein Ergebnis tiefer liegender Beziehungen anzusehen. An Urteilen über das Diebeswesen der Müller ist der Volksmund nicht arm. „Auf einen Müller als Stamm pfropft man einen Leinweber und Schneider als Äste (v. Schulenburg S. 191.) Müller, Schneider und Weber werden nicht gehenkt, das Handwerk ginge sonst aus“.

Der Müller mit der Metze, [4])
Der Weber mit der Krätze,
Der Schneider mit der Scher,
Wo kommen die drei Diebe her.

(Der Bär II 1876 S. 19.)

Alle Berichte gehen mit einer Ausnahme (33) von der Wassermühle aus. Das geht schon aus den vielen Erwähnungen der Kamine hervor,

---

[1]) Vergl. hier auch die Sagen aus Wendorf (Jahrbuch für mecklenburg. Geschichte etc. XX. 1855 S. 304) und aus Steyermark (Zeitschrift f. österr. Volkskunde VII 1902 S. 238. Ferner Müllenhoff Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogtümer Schleswig 152 u. E. Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen I. 61, wo die Seele des betrügerischen Müllers als schwarzer Kater auf dem Sarge sitzt.

[2]) „Eines Berges Teufelsmulin beim ursprung des flüßchens Alp gedenkt Dumbeks geogr. pagor. p. 70, einer müle genannt Duvelsmolon bei Soest Seibertz I. 62 Bechsteins Franken S. 107. Grimm. Mythologie S. 973 Anm. 1527 kaufte ein Wetzschke die „Hölle Mole“ bei Löptau i. S. Preuskers Blicke in die vaterländische Vorzeit I. S. 90.

[3]) Bücher, Arbeit und Rhythmus S. 113 Anm. 3.

[4]) Metze, d. h. das noch vor wenigen Jahren gebräuchliche Hohlmaß. Da der Müller im Verdachte stand, sich seinen Verdienst heimlich durch „mitzen“ zu vermehren, so ist das Wort zum Sinnbild des betrügerischen Handels geworden. In einer Urkunde des Markgrafen Johann wird das „Mitzen“ sogar zur offiziellen Vorschrift für den Mühlenschreiber. Vergl. Fr. Wagner. Aus der Jugendzeit des Kurfürsten Johann von Brandenburg. Programm des Friedrich-Wilhelm Gymnasiums zu Berlin 1900 S. 45.

die in der Windmühle nicht vorhanden sind. Daß umgekehrt auch die Windmühle als Schutzmittel gegen Schädigungen in der Giebelwand niederdeutscher Häuser als Ziegelsetzung angebracht ist[1]), liegt an der leichten Darstellbarkeit gerade der Windmühle, wenn es nicht von der kreuzartigen Gestaltung der Windmühlenflügel bestimmt ist. Jedenfalls ist die Wassermühle der Schauplatz der meisten Sagen. Damit haben wir den Blick schon in eine ferne Vergangenheit zurückgerichtet; denn diese ist älter als die Windmühle. Es würde zu untersuchen sein, ob sich nicht noch ältere Beziehungen zum Mühlwesen auffinden lassen, um die merkwürdige Stellung der Mühle selbst zu erklären.

Aus der Vorgeschichte kennen wir nur Handmühlen, einfache Reibesteine, zwischen denen das Korn mühselig zerquetscht wurde, oder auch flache Steinmulden mit einem dazu gehörigen kolbenartigen Stein, von denen die Mulde als Hünenhacke in der Volksanschauung weiterlebt und eine eigene Gattung von Riesensagen geschaffen hat[2]). Daß man diese als wertvolle Gabe dem Toten auch ins Grab legte, bezeugen Funde aus Mecklenburg[3]) und Süddeutschland[4]). Später — aber noch in heidnischer Zeit — kamen Steinmühlen auf, welche das Korn bereits durch einen rotierenden Stein mahlten, und durch Menschen (Sklaven) oder Tiere (Pferde und Esel) gedreht wurden. In der Zeit der Völkerwanderung finden die von Kleinasien nach Rom importierten Wassermühlen auch in Westeuropa Eingang[5]). Es muß eine sehr mühsame und schwere Arbeit gewesen sein, auf diesen großen Handmühlen zu arbeiten, sonst hätte man nicht auch Verbrecher[6]) dazu herangezogen, die — um zu verhüten, daß sie mit den Händen in den Mund führen — einen hölzernen Kragen trugen[7]). Auch im hohen Norden wurde die Arbeit den Sklavinnen aufgenötigt. So mußten zwei gefangene Riesinnen, Fenja und Menja dem Könige Frodi Gold, Friede und Glück auf der Mühle Grotti mahlen. Diese schwere Arbeit, welche den dienenden Mägden und Sklavinnen zugewiesen wurde, brachte im späten Mittelalter.

[1]) Andree, Braunschweiger Volkskunde. I. Aufl. S. 124.

[2]) Man findet sie häufig sichtbar eingemauert. So in der Mauer des Kreuzgangs in Heiligengrabe, in den Stadtmauern von Gransee und Templin, an den Kirchen zu Schlön, Wizin und Zernin — in der letzten als Weihwasserbecken — (Mecklenburg), in Kummerfelde bei Pinneberg, besonders oft aber in Pommern (Zanow, Alt-Marin, Groß Möllen, Wusseken, Parnow, Damerau, Kuddezow). In Gießmannsdorf bei Pritzwalk ist eine wendische Handmühle an der Kirchenwand, in Plessow bei Brandenburg am Gutshof angebracht. Über Sagen von Hünenhacken vergl. Baltische Studien 1858 S. 13.

[3]) Jahrb. f. meckl. Geschichte etc. XVIII 1853 S. 250.

[4]) Zeitschr. d. Ver. für rheinische Geschichte u. Alt. III S. 9.

[5]) Beckmann. Geschichte der Erfindungen II. Schlieben. Erfindung und erste Einrichtung von Wassermühlen. Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde 1895 S. 190.

[6]) Gregor von Tours IX 38.

[7]) Schlieben a. a. O. S. 191.

der Mühle den bezeichnenden Namen „Blutmühle“ (molendinum sanguinis) ein[1]). Es ist die Kehrseite in dem Leben eines ackerbauenden Volkes, daß die Tätigkeit, welche aus der segenbringenden Frucht erst das genießbare Brot ergab, mit solcher schweren Arbeit erkauft werden mußte, die sich wie ein Fluch an die Tätigkeit selbst kettete[2]). Indessen tritt noch an anderen Stellen der Gegensinn des goldenen Kornes auf, der die ganze Arbeit in ein geheimnisvolles Dunkel setzt. Alle großen Erfindungen sind mit schweren Opfern erkauft; hier aber, wo durch die Erfindung der ureinfachen Handmühle das ganze Leben eines Naturvolkes durch die Möglichkeit umgestaltet wurde, die Nahrung für ungemessene Zeit aufzustapeln, da mußte das Gerät offenbar von den Göttern selbst gekommen sein. — An keiner Stelle wird das unmittelbar berichtet; aber das Abbild der Mühle als Abwehrmittel gegen böse Schädigungen und die ganze Natur unserer Sagen lassen darauf zurückschließen. Jenes Märchen von der Jugendmühle, in die man hineinsteigt, um in jugendlicher Frische wieder aufzuerstehen, ist ein poetischer Nachklang der geheimnisvollen Wirkung des Kornmahlens selbst, das gleichfalls Kraft und Frische vermittelt.

Bücher[3]) hat eine Reihe von Arbeitsliedern veröffentlicht, in denen die tiefe Schwermut der zum Mahlen Bestimmten einen oft ergreifenden Ausdruck findet. Es sind das keineswegs, wie Bücher annimmt, immer nur rhythmische Arbeitsgesänge, sondern es hallt die unterdrückte Klage der arbeitenden Mägde in Tönen aus, die dem ohnmächtigen Grimm über die mühevolle Tätigkeit entsprangen. Besonders bei den Littauern, Letten und Esthen, bei denen sich die steinerne Handmühle noch bis in das 19. Jahrhundert erhalten hatte, tritt diese Gesinnung ziemlich offen zu Tage. So klagt ein Mädchen:

Nein, ich geh nicht; (denn) ich kann nicht,
Ihr habt Unrecht mir gethan:
Staubig wurde mir mein Kränzlein
An dem Ende (eures) Mehlsack;
Abgerieben ist mein Ringlein,
Als die Mühl ich mühsam drehte.
Nein, ich geh nicht; (denn) ich kann nicht,
Ihr habt Unrecht mir getan.

---

[1]) Blümmer. Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern S. 34.

[2]) Auch die Bibel befestigte diese Vorstellung, die schon im alten Testamente unzweideutigen Ausdruck gefunden hatte. „Und alle Erstgeburt in Ägyptenland soll sterben, von dem ersten Sohn Pharaos an, der auf seinen Stuhl sitzet, bis an den ersten Sohn der Magd, die hinter der Mühle ist.“ (2. Mos. 11.5.) Als die Philister Simson bezwungen und geblendet hatten, banden sie ihn mit Ketten „und er mußte mahlen im Gefängnis“ (Richter 16.21).

[3]) Bücher. Arbeit und Rhythmus S. 60 f.

Ein anderes gibt seine schwere Lage noch deutlicher an, wenn es sagt:

Vordem gab man nach der Sitte
Einem müden Roß zu trinken.
Einem matten Pferd zu fressen,
Einer fleiß'gen Magd zu essen.

Mit des Vaters Mühlstein mahlt ich,
Wie im Laub die Winde wehen;
Doch der Fremden Mühle mahl ich
Schwer, als müßt ich Berge drehen.

Warum klagst Du, böser Mühlstein,
Drehst dich unter Jammertönen?
Was bedeutet Dein Geächze,
Was Dein Schnurren und Dein Stöhnen?

Meinst, daß ich zu wenig täte?
Möchtest, daß ich flinker drehte?
Nicht doch! Dich wirds wenig kümmern,
Keinen Stein wird es erbarmen,

Wenn vor Arbeit ich vergehe,
Wenn die Kräfte mir versagen,
Wenn ich sterben muß, ich Arme,
Wenn sie mich zu Grabe tragen.

Sehr wahrscheinlich ist es die regelmäßige schwere Arbeit, die mit der Handmühle in den Bereich der Naturvölker trat und für die Kräfte bestimmt wurden, die an und für sich schon im gezwungener unfreier Stellung waren. Was Bücher nicht ausspricht, was aber dem Arbeitsrhythmus erst eine wirkende Kraft verlieh, ist die mit den Gesängen verbundene Zauberkraft. In der Tat muten viele der von Bücher veröffentlichten Arbeitgesänge an wie geheimnisvolle Zaubersprüche, die zwar von literarischen (wahrscheinlich späteren) Zutaten novellistisch überschichtet sind, die sich im Kern aber gegen die Peiniger wenden oder für den Geknechteten wirken sollen. Man braucht nur das imperatorische

„Rauschet, rauschet,
Ihr Mühlsteine!"
Mich dünkt, ich mahlt nicht alleine. (Bücher S. 62.)

mit dem Schlußreim des zweiten Merseburger Zauberspruches

„Bein um Beine, Blut zu Blute
Glied zu Gliedern, als ob sie zusammengeleimt seien"

zu vergleichen, um die innere Verwandtschaft zu ersehen. Vielfach klingt

es aus den Liedern wie feierliche Beschwörung, um die verborgenen Geister des Mahlsteines zur Beihilfe aufzurufen;

> Mahle, Du mein Steinchen, mahle,
> Gute Felsenscheibe, rausche,
> Dreh Dich selber, kiesgebackne,
> Mir zum Mahlen zugewälzet:
> Daß Dich nicht die Finger drehen,
> Nicht die Hand den Holzgriff treiben,
> Nicht der Daumen kreisen müssse (Bücher S. 67).

Wenn auch vielleicht ein rhythmisches und phonetisches Gefühl unbewußt die Lieder beeinflußt hat, so ist es doch schnell hinter der zauberischen Wirkung, für die man keine andere Erklärung hatte, zurückgetreten, und wenn vielleicht die erste große Kulturtat, die mit einer regelmäßigen Wirtschaft verbunden war, Körnerzermalmen und das ihm folgende Brotbacken ist, dann war ihre Kehrseite ein Zwang zu harter regelmäßiger Arbeit, die man gern Kriegsgefangenen und Sklaven überließ.

Die schon erwähnte nordische Sage von Fenja und Menja bringt überdies den überzeugenden Beweis von der Wirkung des Mühlenzaubers. „Froto oder Fruot, König Dänemarks auf Seeland, Sohn Fritleifs, des Sohnes Skjölds, des Sohnes Odins, zur Zeit des Römerkaisers August, sandte nach Swithiod zum Ynglingerkönige Fiölnir in Upsala, dem Sohne Yngwi-Freyrs, seinem Freunde und ließ dort zwei Mägde kaufen, Fenja und Menja, vom Jotengeschlechte, die Töchter der Riesen Idi und Oernier, der Brüder von Thiassi, erzogen unter Erde, wo sie sich darin geübt, daß sie Felsen fortrückten und Steine zu den Riesenwohnungen wälzten, daß die Erde zitterte, hierauf als Walküren Kriegstaten vollbrachten und Bären jagten, und die er, wegen ihren Größe und Stärke, in seine Mühle, genannt Grotti, schickte, deren zwei Mühlsteine niemand in ganz Dänenland umzudrehen imstande war als sie. Hier ließ er sie, da diese Steine alles mahlten, was man verlangte, Geld, Frieden und Glück mahlen. Hier mahlten sie dem Könige jenen Frieden, welcher, weil Froto, der mächtigste aller Nordlandskönige war, überall Frotos Friede genannt wurde. Dabei verstattete er ihnen aber nie länger Ruhe, als so lange der Kukuk schwieg oder ein Lied gesungen werden mochte. Da sangen sie verbittert das Lied, welches man Grottensang heißt, und ehe sie es zu Ende gesungen, hatten sie ein Heer gemahlen; aber die Stange brach, der Mühlstein fuhr entwei und in der Nacht kam der Seekönig Mysingr, welcher den Froto erschlug, seinem Frieden ein Ende machte und die Mühle samt den Müllerinnen mit sich auf sein Schiff nahm. Hier befahl ihnen der Geizige Salz zu mahlen. Sie tatens und fragten um Mitternacht, ob er nun genug Salz habe.

Er gebot fortzumahlen. Das geschah bis in kurzer Frist das Schiff, zu schwer geworden, untersank. An der Stelle entstand ein Schlund, wo es seither Mahlstrom heißt und seitdem ist die See gesalzen.[1])

Die Erbschaft der schweren Mühlenfrone ging auf die Wassermühlen um so sicherer über, als sich diese nur sehr langsam in Deutschland vermehrten. Von Theoderich dem Großen hören wir, daß die Goten die „Geräte der Ceres und die das Getreide zermalmenden Steine durch Stiere fortschleppen ließen[2]). Unter den Karolingern, ja noch bis in das späte Mittelalter finden wir die steinerne Handmühle, trotzdem die Wassermühle bereits seit dem dritten Jahrhundert in Westdeutschland Erwähnung findet. Bei der gewerblichen Arbeitsteilung der Römer ist die Wassermühle eine ganz hervorragende ländliche Einrichtung gewesen, wie aus der Tatsache sich folgern läßt, daß größere von Slaven betriebene Handmühlen nach Einführung des Christentums von Theodosius abgeschafft wurden[3]). Es liegt auf der Hand, daß nach der Vernichtung des Römerreiches die Wassermühlen im Arbeitsbesitz der unterworfenen römisch - keltisch - germanischen Mischbevölkerung verbleiben mußten. Im 4. Jahrhundert schilderte uns Ausonius in seinem Moselgedicht (V. 362) und 2 Jahrhunderte später der Bischof Venantius Fortunatus solche Mühlen sogar als eine Art von Großbetrieb, wenn man des letzteren Verse:

Wasser in Krümmen geführt durch unbiegsames Gerinne
Treibet die Mühle, dem Volk Speise zu schaffen (Moselreise V. 37, 38).

wörtlich verstehen will.

Mit dieser Deutung ist aber auch zugleich auf die Stellung der Mühle hingewiesen als eine Konkurrenz zur altbewährten germanischen Hand- und Hausmühle, die ihr eine große Selbständigkeit innerhalb der Wirtschaft jener Zeit gab. Das ist insofern wichtig, als mit der nachmaligen Verbreitung der Wassermühlen in Deutschland eine Änderung im Bodenbesitzrecht verbunden war, die in ihren Wirkungen dasganze politische Leben der Bauern umgestaltete und schließlich auch die bäuerliche freiheitliche Verfassung zum größten Teil vernichtete.

Bekanntlich gehörte bei den deutschen Stämmen der Boden ursprünglich der Gesamtheit; nur der Hof bildete sich — höchst wahrscheinin der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus — als ein Sondereigentum aus. Die Sippenvorstände eines Dorfes bildeten diese Gesamtheit, welche bei Neuanlagen von Dörfern den dazu bestimmten Boden nach den gleichen Grundsätzen aus der Dorfmark ausschied, wobei es zunächst ganz nebensächlich ist, daß bei der Besiedelung alter Römergebiete einzelnen Führern ein größeres Areal zugewiesen wurde. In der jahrhunderte

---

[1]) Jüngere Edda. Nach Henne am Rhyn. Deutsche Volkssagen S. 227.

[2]) Ennodius. Panegyricus Theodorici VI 4.

[3]) Schlieben a. a. O. S. 191.

währenden Verbreitung der Wassermühlen, die zuerst bei den am meisten den Einflüssen der römischen Kultur ausgesetzten Franken, Westgoten, Alemannen, Bayern und Longobarden, später dann bei den Sachsen, Thüringern und Friesen erwähnt werden, erhielt das Mühlenbesitztum eine Bedeutung, die sich von der bäuerlichen Hofstatt in vieler Hinsicht unterschied. Zum ersten Male erhob sich in der Mühle ein Gewerbe innerhalb des deutschen Dorfes, das gegen eine Entschädigung bestimmte, vorher im Hause verrichtete Arbeit leistete, und dessen Vertreter in der Dorfgemeinde eine besondere Stellung einnahmen. Zunächst hatten die germanischen Eroberer, wie es in der Natur der Sache liegt, das von den Vorbesitzern des Bodens innegehabte Privileg des Mühlenbetriebes garnicht angefochten, sondern jene nur in ein Abhängigkeitsverhältnis gesetzt. In den Volksgesetzen, besonders der Alemannen[1]), der salischen Franken[2]), der Longobarden[3]) u. a. ist schon von einem entwickelten Mühlengewerbe die Rede, das durch Gesetze geschützt ist. Es ist hier vielfach die Rede von der Benutzbarkeit der Mühle durch die Stammesgenossen, ein deutlicher Fingerzeig, daß die Stämme die Wassermühle zwar innerhalb der Dorfmark duldeten, daß sie aber die Möglichkeit eines privaten Großbetriebes einzuengen suchten. Das hat seine Begründung in der altgermanischen Rechtsanschauung, daß man ein Stück Land durch Albmarken und Einzäunen in das Sondereigentum überführen könne, eine Gepflogenheit, von der die Merowinger einen sehr umfassenden Gebrauch machten und dadurch die Grundlage des Feudalstaates legten. Wenn wir auch über die einzelnen Vorgänge so ziemlich im Dunkeln sind, so ist doch der Schluß gerechtfertigt, daß es neben den Hofreiten innerhalb der Dorfflur ein Sondereigentum, die Mühle, geben konnte, dessen Besitzer eine wichtige wirtschaftliche Rolle — man könnte sagen — eine Art Halbbeamten-Stellung genoß. Eine nicht kleine Anzahl von Forschern hat sogar angenommen, daß die Mühle wenigstens im Frankenreiche nicht Privateigentum, sondern im Eigentum der Markgenossenschaft selbst gestanden hätte,[5]) was nach den Forschungen von Carl Köhne[6]) sich in dieser Verallgemeinerung nicht aufrecht erhalten läßt. Dagegen boten

[1]) Lex Alam. tit. 80.

[2]) Lex Sal. XXII.

[3]) Edict. Rothari 151.

[4]) Schröder. Deutsche Rechtsgeschichte S. 206 Note 18. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre S. 208. Handwörterbuch der Staatswissenschaften V 2. S. 888 (von Rosenholz bearbeitet). Waitz. Deutsche Verfassungsgeschichte 3. Aufl. II 1. S. 271. Lamprecht. Deutsches Wirtschaftsleben I S. 16, 17, 584, 999 u. a.

[5]) Carl Köhne. Das Recht der Mühlen bis zum Ende der Karolingerzeit (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausgegeben von Otto Gierke. Heft 71. 1904.), dem die voranstehende Literaturangabe entnommen ist.

die Mühlen und noch mehr die Mühlrechte den Grundherren einen geeigneten Vorwand, in der Dorfmark Fuß zu fassen. Wie instinktiv man diese Gefahr witterte, belegt eine Bestimmung des longobardischen Rechts: Wer eine Mühle auf fremden Boden errichtet, verliert sie an den Eigentümer; denn jeder muß die Grenzen des ihm gehörigen Landes kennen[1]).

Zu statten kam den Grundherren dabei, daß die Anlage einer Wassermühle ein sehr umfangreiches Werk war, welches nur einzelnen auszuführen gestattet war. Daher verbreiteten sie sich nur langsam in Deutschland und ermöglichten, daß sich die alte Handmühle noch sehr lange Zeit erhielt. In Hessen, das allerdings nur zögernd die alten Wirtschaftsformen aufgab, sind die meisten Wassermühlen erst im 13. Jahrhundert angelegt worden[2]). Diese Mühlen lagen wie noch heute außerhalb des Dorfes, weil die Dorfverfassung die Anlage einer verhältnismäßig großartigen industriellen Besitzung erschwerte. Der Verfasser des Lebens Heinrich IV. erzählt von einer Mühle, die in der Waldeinsamkeit stand, aber doch dem Dorfe nahe genug, um von hier Wasser holen zu können[3]). Diese eigenartige Stellung der Mühle im Dorfleben verschärfte den Gegensatz zwischen dem Müller und der Dorfgemeinde, der schon in der Dorfverfassung begründet war, und trieb dahin, das Sagenerbe der Handmühle in gesteigertem Maße auf sie zu übertragen. Das Unbehagen kommt schon in dem alemannischen Volksrecht[4]) zum Ausdruck, in dem es erlaubt wird, eine Mühle, die Schaden bringe, abzubrechen; es hat weiterhin dahin gewirkt, den Müller als einen Eindringling, ja, als einen Schädling des Gemeinwohles zu betrachten. Vielleicht ist schon die Verpflichtung der Straßburger Müller aus dem 10. Jahrhundert, in Gemeinschaft mit den Fischern dem Bischof für seine Wasserfahrten die Ruderer zu stellen[5]), ein Ausdruck untergeordneter Tätigkeit. Jedenfalls hat schon bei Walter von der Vogelweide die Mühle nur unbehagliche Empfindungen auslösen können.[6])

In der späteren Zeit — mindestens seit dem 10. Jahrhundert — erscheint die Mühle fast immer im Gefolge einer Grundherrschaft. Namentlich haben es sich die Klöster angelegen sein lassen, Wassermühlen

---

[1]) Edict. Rothari 151.

[2]) Arnold. Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme S. 592 — 595.

[3]) Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit unter der Jahreszahl 1090.

[4]) Lex Alam. tit. 80.

[5]) Leges municipales, quas Argentinensi civitati dedit Erkembaldus 137, 583—598.

[6]) Ich will nimmermehr zur Mühle geh'n,
Wo der Stein im Schwung sich rauschend dreht,
Und das Rad so schlechter Weise geht:
Sagt, wer soll da harfen schön?

Nr. 67. V. 21—24 (Sammlung Hendel).

anzulegen und sie mit abhängigen Beamten zu besetzen. Auch wo der Müller dem Namen nach der Eigentümer ist, lassen die gesetzlichen Bestimmungen noch in später Zeit erkennen, daß die Benutzung den Dorfbewohnern gewährleistet wird und sie nicht von dem Belieben des Müllers abhängig bleiben[1]). Als Vorbedingungen dieser gesetzgeberischen Maßregeln muß man das Bestreben der Grundherren ansehen, das Mühlregal an sich zu reißen, das ihnen später unbestritten gehörte. Da der Müller eine Abgabe zu zahlen hatte, so lag die Versuchung für ihn nahe genug, sich die Entschädigung durch „mitzen" zu vermehren. Bei einer solchen Lage ist es verständlich, daß man den Müller in der Volksanschauung für einen möglichst schlechten Kerl hielt, der wie der Grenzsteinverrücker für die schlechten Taten, die man kaum kontrollieren konnte, nach dem Tode noch bestraft wurde.

Indessen kommt noch etwas anderes hinzu, was die Mühle selbst vielfach zum Gegenstand des Hasses machte. Im Frankenreiche bildeten die Mühlen einen Teil des Zubehörs größerer Landgüter[2]). Mit der Zunahme dieser Güter in Deutschland vermehrte sich nicht nur die Anzahl der gewinnbringenden Mühlen, sondern sie boten durch ihre steinerne Anlage häufig genug Veranlassung, sie von vorn herein als Befestigungen ins Auge zu fassen. Da wird aus der Mitte des 8. Jahrhunderts von einem älteren bayrischen Manne[3]) erzählt, daß er auf einer Reise von Räubern gefangen und nach Nordthüringen verkauft wurde, wo er sich seinem Herrn durch die Kunst, Häuser und Wassermühlen anzulegen, beliebt machte, also eine Kunst beherrschte, die gerade dem Grundherren recht willkommen war. Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß es sich um ein steinernes Werk handelte, das eine für die Holztechniker Thüringens ungewohnte Bauart war.

Gerade im kolonialen Osten Deutschlands können wir die Wichtigkeit der Mühlen besser als im alten Volkslande beurteilen, weil sie in ihrem Verhältnisse zu den Siedelungen nicht nach und nach erstarkt, sondern weil ihre Bedeutung bereits so fest kodifiziert ist, daß sie bei fast allen Vergebungen mit in Rechnung gestellt wird. Hier gehörte eben das Recht, Mühlen zu bauen, zu den landesherrlichen Regalien und mit ihm das „Bannrecht", welches den Wirkungskreis der einzelnen Mühle festlegte und schon im 10. Jahrhundert besteht[4]), stellenweise aber erst im 19. Jahrhundert aufgehoben ist[5]). Diese Mühlengerechtsame welche für den Belehnten, der die Mühlen allerdings auch zu erbauen

---

[1]) Grimm, Weistümer V 6 12, § 17. II 582,576. IV 728 § 14. Schwabenspiegel 312, 10.

[2]) Vergl. die Belege bei Köhne a. a. O. S. 18 Anm. 5.

[3]) Vita Haimrhanni episcopi c. 37. (M. G. Scr. Mer. IV S. 513.)

[4]) Schröder. Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte S. 538.

[5]) Mitt. d. Ver. f. d. Gesch. d. Hasegaues Heft XIII. S. 47.

hatte[1]) etwas recht Erträgliches waren, schlossen für Stadt- und Dorfbewohner recht unangenehme Härten ein, weil der Belehnte häufig genug auch landesherrlicher Beamter war. Entweder erhält der Schulze, welcher in den Kolonialdörfern oft auch Innehaber der Mühle ist, ein Drittel der Einnahmen, oder der Mühlenhof entwickelt sich selbst zu einem Amtshof von mehr oder minder bedrückendem Charakter. Die Berliner Mühlen sind ein treffliches Beispiel[2]) für diese Amtsmühlen, welche nur ungern von den Dynasten aus der Hand gegeben wurden. Auch andere Einengungen wirtschaftlicher Art sind im Laufe der Zeit, namentlich im 16. Jahrhundert, die notwendigen Folgen einer gesteigerten Grundherrschaft: Brauereien, Keltereien, Backhäuser, Schankwirtschaften, selbst der gewöhnlichste Kaufzwang[3]) haben auf den Dörfern gelastet, nirgends aber empfand man dieses so hart wie bei dem Mühlenzwang, bei dem man immer noch einen Sonderschaden durch den unehrlichen Müller voraussetzte. Noch unter Friedrich d. Gr. klingt dieser Zwang durch, wenn er für den Bezug der Mühlsteine bestimmte Weisungen erläßt[4]).

Es treffen also mehrere Momente zusammen, um das unheimliche Sagengut der Handmühle auf die Wassermühle zu übertragen. Der Müller ist abhängig von einer Grundherrschaft, er sitzt gegen Abgaben (Fronen) auf einem der letzteren gehörenden Boden und gewinnt schließlich durch die politische Stellung der Mühle in dem Besiedelungsgebiet einen Beamtencharakter, der ihn in einen Gegensatz zu den Dorfbewohnern treibt. Da er auch das Mühlenlehen an seine Kinder vererbte und dabei noch Nebengeschäfte wie Brotbacken, Aufzucht von den Grundherren gehörendem Vieh[5]), ja, selbst wie der Schäfer allerlei geheimnisvolle Künste trieb, so gehörte der Müller im Durchschnitt zu den vermögenden Leuten. Zieht man weiter in Betracht, daß das Wasser an und für sich der Wohnplatz spukhafter Geister ist, und daß die einsame Lage der Wassermühle außerhalb des Dorfes diesen Vorstellungen durchaus günstig war, so kann man die Stellung der Mühle im Volksglauben leicht verstehen.

Man muß ferner die merkwürdige Gegenwirkung der Hand- und der Wassermühle im Auge behalten, um das Verschmelzen der um sie webenden Sagen zu einer einzigen Sagenschicht begreiflich zu finden.

[1]) Vergl. Sekt. Gesch. von Prenzlau I. 150.

[2]) Holtze. Das Amt Mühlenhof bis 1600. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft 30. 1893.

[3]) Damit hängt die Bestimmung des Sachsenspiegels (II. 13) zusammen, Mühlendiebe zu rädern.

[4]) Bär XXIII 1897 — S. 560.

[5]) Karl der Große ordnete an, daß in den Mühlen soviel als möglich Hühner und Gänse eingestellt wurden. Wie bei vielen anderen Mühlen gehörte es zu den Obliegenheiten des Besitzers der jüngst abgebrochenen „Neuen Mühle“ bei K. Wusterhausen, die Jagdhunde des Hofes aufzuerziehen.

Auf der einen Seite die uralte Handmühle mit ihrer drückenden Sklavenarbeit, mit ihrer Zauber- und Fluchwirkung und dem altgermanischen Gemeinnamen „Quern“, der sich für Gewürz- u. a. Handmühlen in Niederdeutschland erhalten hat, auf der anderen die Wassermühle, welche eine geheimnisvolle Naturkraft in ihren Dienst stellte, welche als Fremdling ins Land kam, und als solche ein neues Wort „molina“ einführte, welche schließlich als eine Art Fronhof den bäuerlichen Interessen oft entgegen stand. So konnte sie leicht das Sagenerbe einer fernen Vorzeit übernehmen und mit ihm eine eigenartige Stellung in der Volksanschauung, die wir gerade in der Provinz Brandenburg gefunden haben.

# Die Verbreitung der Elsbeere (Pirus torminalis) in der Provinz Brandenburg als einheimischer Waldbaum.

Von **P. Ascherson.**

---

Das Vorkommen der in der Überschrift genannten, durch einen großen Teil Mitteleuropas verbreiteten[1]) Holzart, dieser durch ihr Ahornblatt so leicht kenntlichen Eberesche, in unserer Heimatprovinz galt, obwohl bereits im 18. Jahrhundert angegeben, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für sehr zweifelhaft. Von Schlechtendal in seiner klassischen Flora Berolinensis Pars I 1823 p. 266 und 267 erwähnt sie nur in einer Fußnote; Dietrich übergeht sie in seiner 1841 erschienenen Flora Marchica ganz mit Stillschweigen. Noch in der 1860 ausgegebenen ersten Hälfte der ersten Abteilung meiner Flora der Provinz Brandenburg konnte ich auf Seite 207 aus unserer Provinz nur einen einzigen als ursprünglich einheimisch anzusprechenden Baum von einer naturkundlich wie geschichtlich gleich denkwürdigen Örtlichkeit, dem Pehlitzwerder im Paarsteiner See[2]) anführen. Selbst unser um die Dendrologie der Mark Brandenburg so hoch verdienter Freund Bolle bezeichnet noch 1887 in der zweiten Ausgabe der im Auftrage der städtischen Behörden verfaßten vom Märkischen Provinzialmuseum herausgegebenen „Andeutungen über die Freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg" den Elsbeerbaum, wenn auch mit einiger Übertreibung, als „einen der Verschollenen des Märkischen Urwalds". In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und auch schon in den bisher verflossenen Jahren des zwanzigsten hat sich die Zahl der aus der Provinz bekannten Fundorte allerdings nicht unwesentlich vermehrt. Wenn wir auch nicht an-

---

[1]) Über die allgemeine Verbreitung vgl. Conwentz, Beobachtungen über seltene Waldbäume in Westpreußen. Danzig 1895 S. 4 ff., wo auch die damals aus unserer Provinz bekannten Fundorte sorgfältig registriert sind.

[2]) Vgl. über dieselben Friedel, Sitzb. der Berl. Anthrop. Ges. 1887. S. 539.

nehmen dürfen, daß die vorhandenen bereits vollständig bekannt sind, so glauben wir doch, daß nunmehr die Landesteile zu bezeichnen sind, in denen eine einigermaßen ausgedehnte Verbreitung der interessanten Holzart zu erwarten ist. Die Gegenden aus denen sie auch jetzt noch nicht bekannt ist, werden sie vermutlich auch nicht besitzen, oder höchstens nur an ganz beschränkten Örtlichkeiten. So wäre sie in der Altmark (wenn wir dies zwar administrativ von der Provinz Brandenburg getrennte, aber geschichtlich eng mit den übrigen Marken verknüpfte Gebiet hier nennen dürfen) allenfalls an den hohen bewaldeten Elbufern nördlich von Tangermünde zu erwarten, welche in ihrer reichhaltigen Flora eine Anzahl von Charakterpflanzen Mitteldeutschlands aufweisen, wie Clematis vitalba, Chrysanthemum corymbosum, Omphalodes scorpioides und Lithospermum purpureo-coeruleum. Eine ähnlich bevorzugte Stellung nehmen auch die hohen Oderufer bei Neuzelle und oberhalb Frankfurt[1]) ein, und die Auffindung der Elsbeere daselbst würde nicht überraschen, während aus der übrigen Niederlausitz und der Mittelmark südlich von dem Warschau-Berliner Tale bisher nur die ganz vereinzelte Angabe Baruth und aus der Prignitz gar keine vorliegt.

Immerhin erscheint es mir keine undankbare Aufgabe, die bisher bekannte Verbreitung der Elsbeere in der Provinz Brandenburg zusammenzustellen, da die betreffenden Angaben in zahlreichen Veröffentlichungen zerstreut sind. Die kleine Arbeit verdient wohl um so eher ein Plätzchen in dieser Festschrift, als unser hochverehrter Jubilar sich lebhaft für den Gegenstand interessiert und sich mehrfach selbst darüber geäußert hat.[2])

Eine wesentliche Vervollständigung meines Materials verdanke ich der Güte des Herrn Kammergerichtsrats W. Hauchecorne, gegenwärtig wohl eines der besten Kenner der Dendrologia Marchica, der mir die die Elsbeere betreffenden Angaben aus dem unter seiner Redaktion vom botanischen Verein der Provinz Brandenburg herauszugebenden forstbotanischen Merkbuche in selbstloser Weise zur Verfügung gestellt hat. Seine Mitteilungen konnten in einigen Fällen noch durch bereitwillig erteilte Auskünfte der betr. Forstverwaltungen ergänzt werden.

Das Verbreitungsgebiet gliedert sich in fünf Abteilungen: I. das Havelland, II. das Finowtal und seine Umgebungen, III. die südliche Mittelmark, IV. das linksseitige Odergebiet mit Einschluß der Ukermark, V. die Neumark.

---

[1]) Die Angabe von v. Bergen, Flora Francofurtana (1750) S. 172, auf welche übrigens kein großes Gewicht zu legen ist, weil sie gegen die Gewohnheit des Autors der speziellen Fundortsangabe entbehrt, könnte sich ebensogut auf einen Ort am linken als am rechten Oderufer beziehen.

[2]) Vgl. u. A. Brandenburgia IX (1900) S. 330 ff.) wo in einer Fußnote die früheren Veröffentlichungen zusammengestellt sind.

## I. Havelland.

A. Königliche Forst Falkenhagen. Hierher gehört das mutmaßlich am längsten sicher bekannte Vorkommen in der Provinz, welches bereits von F. A. L. von Burgsdorf[1]) erwähnt und von Schlechtendal in der oben erwähnten Fußnote in Erinnerung gebracht ist. Wie schon oben bemerkt blieb dies Vorkommen, wenn auch vermutlich den Forstbeamten des Reviers wohl bekannt, doch für die Botaniker Berlins, die gerade den betreffenden Teil des Reviers, den bekannten Brieselang jährlich besuchen mehr als ein Jahrhundert hindurch verschollen, bis es im Jahre 1899 auf eine höchst originelle Weise in Erinnerung gebracht wurde. Herr Professor Conwentz-Danzig, dieser hervorragende Naturforscher, der jetzt als Staatlicher Kommissar für die Pflege der Naturdenkmäler eine so einflußreiche Stellung einnimmt, fand in dem in Hannover erscheinenden Allg. Holzverkaufs-Anzeiger die überraschende Nachricht, daß im Forstrevier Falkenhagen, im Brieselang Elsbeerholz zum Verkauf stehe. Auf eine von ihm an die Verwaltung gerichtete Anfrage erhielt er die amtliche Bestätigung. Infolge der von ihm, in der Sitzung des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg vom 10. Februar 1899[2]) gemachten Mitteilung begab sich Herr Lehrer W. Kotzde nach Brieselang und wurde von dem dortigen Restaurateur, Herrn Adolf Krause, der daselbst geboren ist und die Elsbeerbäume von seiner Kindheit an kennt, zu diesen geführt. Auch dem Verfasser dieser Zeilen, der am 30. Mai 1899[3]) mit Herrn Kotzde sowie Herrn Geheimrat Friedel, der mit mehreren Mitgliedern der Brandenburgia am 19. August 1900[4]) die Örtlichkeit besuchte, hatte Herr Krause die Güte zu diesen Bäumen zu geleiten. Durch diese Besuche wurden folgende Bäume und größere Sträucher konstatiert. 1. in Jagen 17 nordöstlich (rechts) von der von Finkenkrug nach Brieselang führenden Landstraße unweit der alten Dorfstelle ein zirka 3 m hoher Strauch. 2. in Jagen 73 ein starker nach Ascherson und Kotzde in Brusthöhe 1,95 m im Umfang messender Baum, der sehr wohl schon von Burgsdorf bekannt gewesen sein könnte. 3. in Jagen 72 zwei Bäume, der stärkere 1,55 m im Umfang. 4. auf dem Gestellwege, welcher die Jagen 66 und 67 trennt ein von Friedel zu 1,99 m Stammumfang gemessener und auf etwa 12 m Höhe

---

[1]) Schriften der Ges. Naturf. Freunde in Berlin VII (1787) S. 244. Der Aufsatz führt den Titel „Über die in den Waldungen der Kurmark-Brandenburg befindlichen einheimischen und in etlichen Gegenden eingebrachten fremden Holzarten" und ist in Borgstede, Statistisch-geographische Beschreibung der Kurmark Brandenburg I S. 224 ff. in extenso abgedruckt.

[2]) Verhandlungen des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg XLI S. LXXV.

[3]) A. a. O. S. 116, 117.

[4]) Brandenburgia IX S. 331.

geschätzter Baum. Kleinere Sämlinge und Wurzelausschläge bis 1 m Höhe wurden mehrfach in der Nähe der größeren Exemplare bemerkt. Herr Krause schätzt die Zahl dieser kleinen Pflanzen auf gegen hundert, so daß das Fortbestehen dieser Holzart im Brieselang vor der Hand wohl gesichert sein dürfte. 1899 waren an den allerdings durch Raupenfraß geschädigten Bäumen keine Blüten zu bemerken, während sie 1898 wie Herr Krause erzählte, reichlich gefruchtet hatten. Alle Exemplare standen im mäßig dichten Bestande von Eichen, Buchen, Birken, Bergahorn (Acer pseudoplatanus) und andern Laubhölzern mit vereinzelten Kiefern auf humosem Sandboden. Von der krautartigen Vegetation fielen besonders Calamagrostis epigeios und die Maiblume (Convallaria majalis) in die Augen. Der Grundwasserstand war im Frühjahr 1899 ein sehr hoher, indem die Gräben und tieferen Stellen (Laaken) bis 1½ m unter der im allgemeinen ziemlich ebenen Bodenfläche mit Wasser gefüllt waren. Von allen mir bekannten, größtenteils auf abhängigen Diluvial-Gelände befindlichen Fundorten der Elsbeere ist der in Brieselang der feuchteste.

B. Bredower Forst. Auf diese den Berliner Botanikern durch seinen besonderen Reichtum bekannten Laubwald, der z. B. als der nächste Fundort an Berlin für den Türkenbund (Lilium martagon) und den gelben Fingerhut (Digitalis ambigua) bemerkenswert ist, bezieht sich möglicherweise eine Mitteilung, die der rühmlich bekannte märkische Florist Johann Friedrich Ruthe mir kurz vor seinem Tode (1859) machte. Er sagte, er habe den Baum in der Nauener Gegend gesehen. Leider habe ich damals kein Gewicht darauf gelegt und mir nichts Näheres mitteilen lassen. Natürlich kann er ja auch das Vorkommen bei Brieselang gemeint haben. Indessen teilte mir Herr Professor Adolf Barnêwitz-Brandenburg a. H., dem das letztere längst bekannt war, brieflich mit, daß auf dem Hofe des Bredower Forsthauses, wo ich ihn als Sohn des Försters 1854 kennen lernte, ein alter Elsbeerbaum gestanden habe, den sein Vater, nachdem er abgestorben war, umhauen ließ. Die Vermutung hat wohl viel für sich, daß Ruthes Mitteilung sich auf diesen Baum bezog, und daß derselbe möglicherweise von urwüchsigen Elsbeeren der Bredower Forst abstammte. Herrn Förster Kemnitz, dem Nachfolger der Försters Barnêwitz, der vierzig Jahre hindurch bis zu seiner am 1. Oktober 1906 erfolgten Pensionierung die Botaniker gastlich aufnahm, und der alle botanischen Seltenheiten seiner Forst kennt, fahndete seit dem Wiederbekanntwerden der Brieselanger Bäume auf Elsbeeren in seinem Revier, aber ohne Erfolg. Am 13. Mai 1906 fand indes während einer von Dr. Graebner und mir geleiteten Excursion einer der Teilnehmer, Lehramtskandidat Weinreich, an der, von der Station Finkenkrug nach dem Bredower Forsthaus führenden Straße unmittelbar jenseits des als „hohes Holz“ bekannten Buchenbestandes etwa 20 bis 30 Schritt

in der Richtung nach der Eisenbahn einen ansehnlichen Baum der Elsbeere, auf den er durch die auffällige Form des an den Wurzelschößlingen befindlichen Laubes aufmerksam geworden war. Der Baum trug nur sehr vereinzelte Blütenstände; am 12. Mai 1907 waren gar keine zu bemerken. Der Bestand, in welchem dieser Baum sich befindet, hat große Ähnlichkeit mit dem bei Brieselang, nur wäre noch das zahlreiche Vorkommen der Winterlinde (Tilia cordata) zu erwähnen. Er ist so dicht, daß der Baum von der Straße aus, die ich seit 1854 wohl mehr als hundertmal passiert habe, nicht leicht zu bemerken ist. Unmittelbar unter diesem Baume wurde 1907 von Herrn Lehramtskandidaten W. Kasack die in der Bredower Forst an mehreren Stellen, aber immerhin sparsam vorkommende, in unserer Provinz nicht sehr verbreitete Carex montana aufgefunden. Es erinnert dies an das Zusammentreffen des einzigen Fundortes der auffälligen Orchidacee Cypripedilum calceolus, des bekannten Frauenschuhes im Hakel (Prov. Sachsen) mit dem Standorte einer in Mitteldeutschland noch viel selteneren Pirusart, Speierlings (P. domestica). Nur war das Verhältnis hier das umgekehrte; während der Frauenschuh schon seit mindestens einem halben Jahrhundert bekannt ist, wurde mir das Vorkommen von P. domestica erst vor etwa 10 Jahren durch meinen verehrten Kollegen Universitätsprofessor Dr. O. Reinhardt mitgeteilt.

C. Königliche Forst Neuholland, Schutzbezirk Sarnow (am Ruppiner Kanal, westlich einige Kilometer von Oranienburg). Hier standen, östlich vom Kanal, am Nordrande des Jagens 143 mehrere junge Elsbeerstämme, mußten aber im verflossenen Winter beim Aufhieb der Chausseelinie Hohenbruch—Seilers Theerofen abgehauen werden (mitgeteilt vom kgl. Forstmeister Mechow).

## II. Finowtal und seine Umgebungen.

A. Königliche Forst Liebenwalde, Schutzbezirk Rehhorst. Auf einer Excursion, welche der Botanische Verein der Provinz Brandenburg am 14. und 15. Mai 1904 nach Liebenwalde unternahm, teilte uns Herr Forstmeister Oppermann, der uns daselbst in der liebenswürdigsten Weise aufnahm, mit, daß dort an drei Stellen in den Jagen 133, 139 u. 143 Elsbeere vorkomme.[1]) Den Fundort in Jagen 133 lernten Herr Professor Sorauer und ich unter Führung des Herrn Forstmeisters aus eigener Anschauung kennen. Wir sahen dort 30—40 etwa $\frac{1}{2}$—1 m hohe Sträucher, die wohl als Wurzelbrut alter, längst vernichteter Stämme anzusehen sind. Leider werden die Exemplare durch Wildverbiß am Hochwachsen verhindert. Herr Oppermann versprach dieser Beschädigung in Zukunft durch Einzäunung des Bestandes vorzubeugen. Unter

[1]) Verhandlungen des Bot. Vereins d. Prov. Brandenburg XLVI 1904 S. 218.

der krautartigen Vegetation des lichten Laubwaldbestandes, unter welchem die Rotbuche vorherrscht, ist das reichliche Vorkommen der zierlichen Trientalis Europaea bemerkenswert, deren meist siebenstrahlige Sterne überhaupt für die Wälder in der Westhälfte des Finowtales bis über Zerpenschleuse hinaus charakteristisch sind. Ähnlich dem Vorkommen im Jagen 133 ist nach Herrn Oppermann dasjenige im Jagen 139, während im Jagen 143 ein alter, kräftiger Stamm steht. Aus demselben Forstrevier teilt mir Herr Hauchecorne folgende weitere Vorkommnisse brieflich mit „am 5. Mai 1907 sah ich im Schutzbezirk Bismarck im Jagen 145 nahe bei Walters Gehöft einen Elsbeerbaum von 1,18 m Umfang und 18 m Höhe; im Jagen 108 nahe Forsthaus Bismarck einen solchen von 1,20 m Umfang.“ Der Bestand des Belaufs Bismarck, den wir am 14. Mai 1904 gleichfalls besuchten, ist von dem des Schutzbezirks Rehhorst sehr verschieden und erinnert weit mehr an den bei Brieselang. Dr. E. Ulbrich bezeichnet in seinem Bericht über die mehrerwähnte Exkursion[1]) den von uns besuchten Teil als moorigen Kiefernwald mit eingesprengten Erlen, Birken und Buchen.

B. Königliche Forst Eberswalde. Bereits 1859 wurde mir von dem damaligen Forstmeister Bando im Schutzbezirk Schönholz ein Strauch unter Kiefern angegeben.[2]) In seiner Mitteilung „Vom Elsbeerbaum (Sorbus torminalis Crtz.) in der Mark[3]) bestätigt unser trefflicher Altmeister Bolle mit folgenden Worten das Vorkommen des Elsbeerbaumes in der Eberswalder Forst mit folgenden Worten: „Es war am 2. August 1895 als auf einer Rundfahrt durch die bewundernswürdig schönen und wohlgepflegten Forste Herr Ober-Forstmeister Danckelmann die Güte hatte, mich auf den einzig noch übrigen Elsbeerbaum dieser Reviere aufmerksam zu machen. Der letzte seines Geschlechtes hier muß es wohl in der Tat sein, denn wer kennt wohl genauer Schritt vor Schritt alle jenen Waldungen, als der genannte ausgezeichnete Forstmann? Im lichten Buchenbestand zeigte sich dieser Sorbus torminalis, dicht an dem von uns befahrenen Pirschwege, mehr ein Bäumchen, als ein Baum, etwas unter Mittelgröße gerad gewachsen, dennoch aber schon kränkelnd an unverkennbarer Wipfeldürre. Wie lange wird er noch stehen? Und wenn die Axt mit ihm aufgeräumt haben wird, werden vielleicht fruchtfressende Vögel einmal neue Keime hierher tragen? Die Spezies scheint nun mal zum Bedauern des Waldfreundes an Havel und Spree unrettbar dem Niedergange verfallen zu sein.“ Die trübe Prognose unseres die Zukunft der Elsbeere in der Mark wohl im allgemeinen etwas zu schwarzseherisch betrachtenden Freundes hat sich in diesem Falle bald bestätigt. Der jetzige Direktor der Eberswalder Forstakademie, der als aus-

[1]) Verhandlungen d. Bot. Vereins a. a. O. S. 215.
[2]) Verhandl. des Bot. Vereins I. (1859) S. 8.
[3]) Brandenburgia IV (1896) S. 360.

gezeichneter Mykologe namentlich auch durch seine Forschungen in Brasilien rühmlichst bekannte Oberforstmeister Professor Dr. Möller hatte die Güte, mir auf meine Anfrage am 17. Mai 1907 folgendes mitzuteilen: „Als ich im Frühjahr 1896 die Verwaltung der Oberförsterei Eberswalde übernahm, empfahl mir der verewigte Landforstmeister Danckelmann ganz besonders die Pflege des einzigen Exemplares von P. torminalis im Schutzbezirk Schönholz. Der Baum hatte vielleicht 15 cm Durchmesser in Brusthöhe, war aber so elend und kränklich, daß mich die Empfehlung sehr besorgt machte; im nächsten Jahre war er tot. Ich suchte nun viel umher und fand zu meiner großen Freude bald einen ganz gesunden Baum mitten im Buchwaldbestande im Schutzbezirk Bornemannspfuhl (Jagen 77 Ia) am Westabhange gegen Liesekrietz, nicht weit von dem ersten entfernt. Dieser Baum ist heute noch kräftig und gesund; seine Höhe beträgt ca. 10 m, der Stammumfang in Brusthöhe 30 cm“. Bei einem kürzlich erneuten Besuche fand Herr Möller den Baum leider merklich zurückgegangen. Hoffentlich kann ihm durch Entfernung der ihn unterdrückenden Buchen noch aufgeholfen werden.

## III. Südliche Mittelmark.

Fürstlich Solmssche Oberförsterei Baruth, Forstrevier Wunder. Das Vorkommen der Elsbeere in den Jagen 400 (1 großer Baum) und 401 (3 Bäume) wird durch den Fürstl. Forstmeister Riedel bezeugt.

## IV. Linksseitiges Odergebiet und Uckermark.

A. Buckow. Auf dem nordwestlich vom Schermitzelsee sich erhebenden Bollersdorfer Plateau beobachtete Herr Lehrer E. Jacobasch, damals in Berlin, jetzt im Ruhestande in Jena lebend, im Sommer 1878 mehrere Bäume von mehr als Mannshöhe[1]).

B. Oderberg.[2]) Das Vorkommen unseres Baumes in unmittelbarer Nähe der Stadt Oderberg wurde mir zuerst im Jahre 1866 durch den bereits seit längerer Zeit vorstorbenen verdienstvollen Veteranen Lehrer F. W. Schmidt bekannt. (Verhandl. Bot. V. Brand. VIII a. a. O.). Es befindet sich am Fuße der zu beiden Seiten der Stadt steil auf steigenden Anhöhen und zwar sind drei Stellen am Fuße des nordöstlich gelegenen Gaisberges, eine am Südfuße des nordwestlich die Stadt überragenden Galgenberges gelegen. Beide Bezirke sind durch das tiefe Tal

[1]) Sitzungsberichte des Bot. Vereins der Provinz Brandenburg XX (1878) S. 80.

[2]) Über das Vorkommen der Elsbeere daselbst vergleiche Ascherson Verhandlungen des Bot. Vereins der Provinz Brandenburg VIII (1866) S. 123 a. a. O. XVII, S. XVI Ascherson und Lange a. a. O. XIX, S. XVI. Lange, Brandenburgia IX, S. 322.

getrennt, durch welches die Landstrasse nach Amt Neuendorf führt, von der sich in geringer Entfernung nördlich von Oderberg der Weg nach Lunow abzweigt.[1]) Die topographischen Verhältnisse dieser Fundorte schildert der kürzlich verstorbene, um alle Zweige der vaterländischen Landeskunde so hochverdiente Lehrer Heinrich Lange in Brand. B. V. XIX S. XVI am 8. Sept. 1878 folgendermaßen: „Die drei erstgenannten Stellen befinden sich am nordwestlichen Abhang des Gaisberges und heißen von Norden nach Süden gehend: der Jungesche Berg, der schon früher bekannte Fundort; hier die schönsten, meist baumartigen Exemplare, von denen einige blühen und Früchte tragen. Von hier aus, etwa 800 Schritt der Oder zu liegt der Spiegelbergsche Berg, an welchen sich an zwei dicht nebeneinander liegenden Stellen mehrere aber nur strauchartige Exemplare finden. Von derselben Beschaffenheit sind die Exemplare, welche ungefähr 150 Schritt davon wieder nach der Oder zu auf dem Gauertschen Berge stehen. Die vierte Stelle endlich befindet sich am Südabhange des Galgenberges, rechts am Wege von der Stadt nach dem Schützenhause; auch hier befinden sich nur strauchartige Exemplare, aber von allen Fundorten die zahlreichsten.“ Sämtliche Fundorte sind steile, zwischen Obstgärten gelegene, mit dichtem meist von Schwarzdorn (Prunus spinosa) gebildetem Gebüsch bewachsene Hänge, bei denen an eine absichtliche Anpflanzung sicher nicht zu denken ist. Die beim ersten Bekanntwerden dieser Fundorte wohl naheliegende Vermutung, daß dieselben der Verschleppung der Früchte des großen alten Baumes auf dem nur etwa 6 Kilometer nördlich gelegenen Pehlitzwerder durch Vögel ihren Ursprung verdanken, braucht jetzt, nachdem die Zahl der ursprünglichen Fundorte der Elsbeere sich so erheblich vermehrt hat, kaum mehr in Betracht gezogen zu werden, zumal da die Fundorte den Standortsbedingungen der Elsbeere in vollem Maße entsprechen. Noch weniger kann ich die Vermutung, welche Herr Lange a. a. O. S. XVII und Brandenburgia IX S. 333 ausspricht, teilen, nach welcher die Elsbeere bei Oderberg und auf dem Pehlitzwerder von Mönchen, welche zuerst am Fuße des Gaisbergs ein Hospital bewohnten, welches 1260 abgebrochen und als Kloster Mariensee nach dem Pehlitzwerder verlegt wurde, aus ihrer mitteldeutschen Heimat eingeführt sein soll. Diese historischen Daten sind sehr anfechtbar; vgl. die richtigen bei Friedel Sitzb. d. Anthrop. Ges. 1887 S. 540. Das von Lange mit Oderberg identifizierte Barzdyn ist, wie der erhaltene Name bezeugt, das Dorf Paarstein. Das urkundlich 1258 zuerst erwähnte Kloster Mariensee auf dem Pehlitzwerder wurde

[1]) Die Angabe von Ascherson und Retzdorff Abh. d. Bot. V. d. M. Brand. XXXXIV S. 171 „Auf den Blocklehmhöhen bei Lunow E. Friedel Brandenburgia IX S. 332“ beruht auf einem Mißverständnis. Es ist an der zitierten Stelle nur von den Oderberger Fundorten die Rede.

schon 1273 nach Chorin verlegt. Eine Kultur dieses Baumes findet jetzt höchstens in einzelnen Anpflanzungen dendrologischer Liebhaber statt; ich will hierbei an die beiden von Bolle in seinen Andeutungen erwähnten in Hirschfelde erinnern, die in ihrem 2 m übertreffenden Stammumfange alle jetzt lebenden urwüchsigen Exemplare hinter sich lassen; auch die von Freund Bolle auf Scharfenberg angepflanzten Exemplare gedeihen vortrefflich. Die Früchte werden allerdings auch in der Mark bei Brieselang und Oderberg, wie Friedel a. a. O. S. 333 angiebt, namentlich von Kindern gegessen. Sie werden indes erst, wenn sie „mudig" geworden sind, eßbar, und sind auch dann ein sehr mäßiger Genuß. Dagegen habe ich die Früchte der verwandten Mehlbeere, P. aria, die ich im September 1857 auf den steilen Dioritklippen des Bilsteins bei Wildungen sammelte, von süßem, angenehmem Geschmack gefunden. Eher könnte noch die Nutzbarkeit des Holzes zur Anpflanzung veranlassen. Herr Lange teilt Brandenburgia IX S. 333 mit, daß die jungen Stämme zu Harken-, Forken- und Besenstielen benutzt werden, sobald sie dazu tauglich sind; auch zu Sprossen an den Ernteleitern, und daß dies der Grund sei, weshalb bei Oderberg nur einzelne Exemplare baumartige Dimensionen (6—7 m Höhe) erreichen. Immerhin glaube ich, daß die Prämonstratenser des 13. Jahrhunderts wichtigere Nutzpflanzen einzuführen hatten, als die Elsbeere, und daß die Anwesenheit der letzteren zu ihrer Erklärung der Langeschen Hypothese nicht bedarf.

C. Der Pehlitzwerder. Der bereits wiederholt erwähnte alte merkwürdige Baum auf dieser jetzt gewissermaßen durch Zuwachsen landfest gewordenen Insel wurde von dem 1856 verstorbenen, um die Flora des nordöstlichen Deutschlands sehr verdienten Pharmazeuten H. Hertzsch im Sommer 1855 zuerst bemerkt und auch von mir in demselben Jahre besichtigt[1]). Nach Lange (Brandenb. IX S. 333) war derselbe 13—16 m (40—50 Fuß) hoch und sein Stamm 0,5—0,7 m ($1^1/_2$—2 Fuß) dick. Im Jahre 1872 oder 1873[2]) wurde derselbe, dessen Stamm vor Alter morsch geworden war, durch einen Sturm gebrochen, er hat aber, wenn auch spärliche Nachkommenschaft hinterlassen, seien es Sämlinge oder Wurzelbrut. Schon am 28. Mai 1877 konnte der Bot. Verein der Provinz Brandenburg auf einer sich an die Pfingstversammlung anschließenden Exkursion einige kräftig gedeihende Sträucher feststellen[3]). Im Jahre 1903 fand Herr Lehrer Roman Schulz-Berlin drei Bäume, der stärkste erreichte 12 m Höhe[4]).

D. Stolpe a. O. Gelmersdorfer Wald 1862, Seehaus nach Ascherson Verhandlung. d. Bot. Vereins d. Pr. Brandenburg

[1]) Zuerst von mir veröffentlicht in Linnaea XXVIII S. 584 (1857).
[2]) Treichel Sitzungsberichte d. Bot. V. d. Pr. Brand. XVII S. 66.
[3]) Verh. des Bot. V. d. Pr. Brand. XIX S. XVII.
[4]) Verhand. d. Bot. V. d. Pr. Brand. XLV S. 142.

VIII. S. 123. Vielleicht stammen von dort die von Lange (nach Friedel a. a. O. S. 333) erwähnten Bäume im v. Risselmannschen Garten im benachbarten Krussow.

E. Joachimstal. In der Königlichen Grimnitzer Forst wurde die Elsbeere schon von v. Burgsdorf a. a. O. angegeben; eine weitere, allerdings für die Gegenwart nicht mehr giltige Angabe verdanken wir Freund Bolle[1]). Der Besitzer Krumbach aus Joachimstal, der ihn im Herbst 1887 von dort nach Chorin im eigenen Gespann fuhr, unterhielt ihn von dem reichen Bestande wilder Obstbäume, namentlich der schönen Knödelbirnbäume, der noch vor wenigen Jahrzehnten, also etwa in den 50. oder 60er Jahren den Umkreis des Grimnitzsees geschmückt habe, und in welchen auch die Elsbeere nicht ganz gefehlt haben soll. Immerhin dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, auch in den ausgedehnten Forsten der Umgegend von Joachimstal noch mehrfach urwüchsige Elsbeeren aufzufinden. Vgl. auch F.

F. Kgl. Oberförsterei Grumsin, früher Glambeck. Schutzbezirk Bärendickte Jagen 101 (1 älterer Baum), Schutzbezirk Pehlenbruch Jagen 121 (1), Schutzbezirk Glambeck Jagen 124 (2), 126 (1 neuerdings vom Sturm geworfen), 136 (1) (mitgeteilt vom Kgl. Forstmeister Meyer).

G. Kgl. Forst Gramzow. Auch in der Gramzower Forst war das Vorkommen der Elsbeere bereits von v. Burgsdorf a. a. O. gekannt. Dasselbe wird 1896 von Bolle a. a. O. S. 360 mit folgenden Worten bestätigt: „Ich will indes ganz im Stillen verraten, daß Herr Oberforstmeister Danckelmann mir anvertraut hat, daß in der Gramzower Forst auf altererbtem Grunde die Elsbeere heute noch wie zu Burgdorfs Zeit nicht ganz arm an Zahl und in stattlichen Stämmen ihr Dasein friste".

Wie Conwentz (a. a. O. S. 7) berichtet, befindet sich ein von dort eingesandter Stammquerschnitt von ansehnlichem Durchmesser im hiesigen Landwirtschaftlichen Museum. Eine spezielle Angabe aus dieser Gegend wurde mir vor einigen Jahren von Herrn Lehrer Holzkampf aus Oderberg, jetzt in Prenzlau mitgeteilt: Forsthaus Dreiecksee zwei große Bäume an der Straße und sonst. Vor mehr als 40 Jahren wurde die Elsbeere auch schon in dem, durch das Vorkommen von Orchidaceen wie Orchis purpureus, Epipactis microphylla und Cypripedilum calceolus und seinen sonstigen Pflanzenreichtum an die Rügener Stubnitz erinnernden Melssower Walde aufgefunden und zwar östlich von der Bahnstrecke Wilmersdorf-Seehausen[2]). Der Finder, der damalige Apothekergehilfe Emil Fiek-Gerswalde hat später als Verfasser einer geschätzten Flora von Schlesien und langjähriger Vorsitzender des Riesengebirgsvereins

[1]) Brandenburgia IV S. 361.

[2]) Verh. d. Bot. d. Pr. Brand. VIII S. 123.

als welcher er 1897 in Cunnersdorf bei Hirschberg gestorben ist, seinen Namen rühmlich bekannt gemacht. Für die Gegenwart werden diese Angaben durch die Kgl. Oberförsterei Gramzow festgelegt und zwar in folgenden Worten: „in den Jagen 16, 19f, 44a, 47d, 51a, 61a, 64a der Schutzbezirke Melssow und Dreicksee“ (mitgeteilt von Hauchecorne).

H. Forst Passow. Eslbeere im Elfenbruch (mitgeteilt von Hauchecorne) Gerswalde.

In der Bökenberger Heide[1]) wurde die Elsbeere von dem oben genannten Apotheker E. Fiek aufgefunden.

K. v. Arnimsche Forst Petznick, Revierteil Henkingshain, Jagen 5., gegenüber dem gleichnamigen Gasthause, 100 Schritte von der Berlin-Prenzlauer Chaussee entfernt, unter Buchen ein Baum, ca. 20 m hoch, Durchmesser ca. 12 cm (mitgeteilt von Apotheker Ahlenstiel-Templin und Professor Haberland-Neustrelitz).

L. Straßburg i. U. Forst Kl. Luckow Jagen 10. Elsbeere mehrfach, u. a. ein Exemplar von 1,5 m Stammumfang (mitgeteilt von Hauchecorne.)

## V. Neumark.

Aus diesem Landesteile ist unsere Kenntnis der Verbreitung noch am lückenhaftesten, obwohl dieselbe nach dem ziemlich reichlichen Vorkommen in den nördlich und östlich angrenzenden Provinzen Pommern, Westpreußen und Posen zu schließen gewiß nicht ganz unbeträchtlich ist. Vgl. auch S. 154 Fußnote 2.

A. Krossen a. O. Im Gemeindebezirk Hundsbelle am Nordwestabhange der Kienberge, nicht weit von der Aussichtsstelle vom Wachnersberg stehen einzelne Sträucher der Elsbeere. Diese Angabe des Professor Lüddecke-Krossen wurde mir von Herrn Hauchecorne brieflich mitgeteilt. Die Kienberge sind ein, ungeachtet ihres Namens auch reichlich mit verschiedenartigem Laubholz bestandener Teil des das Odertal, zu welchem mehrere Schluchten herabführen, im Norden begrenzenden Diluvialabhanges; ihr Pflanzenreichtum ist schon seit mehr als 70 Jahren bekannt. Er wurde zuerst durch den Lehrer Waldow, welcher schon J. F. Ruthe Mitteilungen machte und seinen jüngeren Verwandten, dem früheren Pharmazeuten Weiland, welcher vor einigen Jahren als Professsor am Realgymnasium zu Cöln a. Rh. gestorben ist, erforscht. Beide Männer führten ihren damals jugendlichen Neffen, den heute als Mexikoforscher so hoch geschätzten Professor Eduard Seler in die Botanik ein. Auch der verstorbene Lehrer Golenz, zuletzt in Mühlbock bei Schwiebus hat in den Kienbergen interessante Funde gemacht z. B. das in unserer Mark so seltene Equisetum maximum

---

[1]) Verh. Bot. Verein Brand. VIII (1866) S. 15.

aufgefunden, welches ich selbst unter Führung von Professor Seler und seiner geistvollen Gemahlin gesammelt habe.

B. Kgl. Forstrevier Lubiathfließ. Jagen 122 und 138 (mitgeteilt von Hauchecorne).

C. Kgl. Forstrevier Driesen. Im Distrikt 188/189/192 des Belaufs Eichhorst (mitgeteilt von Hauchecorne).

D. Königliches Forstrevier Hochzeit. „Am Südrand des Reviers im Schutzbezirk Hochzeit Jagen 4 auf dem Lenzen-Werder findet sich die Elsbeere in einem urwüchsigen Bestand starken Rotbuchen-Stangenholzes, welches mit Eiche, Linde, Espe u. a. m. gemischt ist.“[1]) Außerdem in den Jagen 113a, 138 und 150 (mitgeteilt vom kgl. Forstmeister Dittmar).

---

[1]) Conwentz, Forstbotanisches Merkbuch I. Provinz Westpreußen (1900) S. 59.

# Zur Morphologie des Baruther Hauptfales in seinem brandenburgischen Anteil.

Von **Dr. F. Solger.**
**(Mit einer Karte.)**

---

Die großen Ströme, die von unseren Mittelgebirgen der Nord- und Ostsee zufließen, teilen das norddeutsche Flachland bekanntlich in eine Reihe von Entwässerungssystemen, deren Grenzen im allgemeinen von Norden oder Nordwesten gegen Süden und Südosten gerichtet sind. Diese einzelnen Systeme der Weichsel, Oder, Elbe, bis zu einem gewissen Grade auch der Weser werden dnrchkreuzt von eigentümlichen großen Tallinien, die man als das Dresden - Hannoversche, Glogau - Baruther, Warschau - Berliner und Thorn - Eberswalder Haupttal bezeichnet hat. Diese Tallinien treten am auffallendsten da hervor, wo sie die Grenzen zwischen zwei Flußsystemen überschreiten. Hier sind sie naturgemäß die niedrigsten Stellen der Wasserscheiden, demgemäß waren sie die natürlichen Ansatzpunkte für Kanalverbindungen zwischen unseren großen Strömen. So benutzt der Finow - Kanal und der Bromberger Kanal das Thorn - Eberswalder, der Müllroser Kanal das Warschau-Berliner Tal. Es liegt nahe, daß so scharf hervortretende Talzüge auch den Lauf unserer Gewässer stark beeinflußt haben. So folgt die Spree und die Elbe in ihrem Unterlaufe dem Warschau-Berliner Haupttal, die untere Netze und Warthe dem Thorn-Eberswalder.

An diese großen Talzüge knüpfen sich naturgemäß frühzeitige Erklärungsversuche, und es war eine sehr naheliegende Vorstellung, an Ströme zu denken, die einmal zu irgend einer Zeit diese Haupttäler in hrer Längsrichtung durchflossen hätten. So gelangte denn schon Girard zu der Überzeugung, daß nach der Eiszeit vorübergehend das Oderwasser durch das Berliner Haupttal, das Weichselwasser durch das Thorn-Eberswalder in die Elbe geflossen sei, und es entstand jenes bekannte Bild von der diluvialen Entwässerung Norddeutschlands, in dem dessen Hauptströme in ostwestlicher bis südost - nordwestlicher Richtung der unteren Elbe zuströmen. Berendt und Keilhack waren es vor allen Dingen, die diese Theorie weiter ausgebildet haben und nach den

Gründen suchten, weshalb das heutige Flußsystem so weit von jenem alten abweicht. Keilhack gab der ganzen Theorie schließlich die folgende Form[1]): Die norddeutschen Randtäler sind nach einander gebildet in der Reihenfolge, daß das südlichste das älteste, das nördlichste das jüngste ist. Die Bildung jedes Tales entspricht einer Pause im Rückzuge des nordischen Inlandeises, während deren der Eisrand nördlich des betreffenden Tales lag und seine Schmelzwasser sich in dem letzteren sammelten. Er suchte demgemäß auf den Höhen zwischen den Haupttälern die Ketten der Moränenzüge nachzuweisen, die den einzelnen Stillstandslagen des Eises entsprachen. Vollständig glaubt er dies erreicht zu haben für die Endmoränen nördlich des Thorn-Eberswalder Tales, während der Versuch, auch die Endmoränen zu verfolgen, die den südlicher gelegenen Haupttälern entsprechen sollen, nur in sehr lückenhafter Weise gelang.

Wahnschaffe[2]) hat es jedoch bereits klar erkannt, daß die Haupttäler nicht damit erklärt sind, wenn man sie als Schmelzwasserwege anspricht, daß sich vielmehr die Schmelzwasser wahrscheinlich in tektonischen Mulden sammelten, die bereits vorhanden waren. Wir werden diese Anschauung im Folgenden durchaus bestätigt finden.

Zunächst einige Worte über den einzuschlagenden Weg:

Der Nachweis von Moränenzügen im südlichen Teile der Provinz Brandenburg ist bis zum heutigen Augenblicke großen Schwierigkeiten begegnet. Keilhack hat zur Erkenntnis solcher Moränen sehr verschiedene Anzeichen benutzt, und es bedarf jedenfalls einer sehr kritischen Betrachtung, ehe wir die Moränennatur aller von ihm — übrigens auch nur vermutungsweise — als solcher angesprochenen Linien zugeben. Auf diesem Wege Klarheit über die Bedeutung unserer Haupttäler zu gewinnen, ist daher zur Zeit nicht möglich und eine solche Betrachtung würde betreffs ihrer Gültigkeit etwas zweifelhaft bleiben, so lange der Begriff der Endmoränen noch mit so vielen hypothetischen Unsicherheiten behaftet ist. Es scheint daher der exaktere Weg, wenn man als Grundlage für die Erforschung der Haupttalbildung sich zunächst der genaueren Betrachtung der Formen eines solchen Haupttales zuwendet und sie aus sich selbst zu verstehen sucht, unbekümmert um anderweitig gewonnene Anschauungen über den Rückzug des Inlandeises. Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß wir uns dabei auf festerem Boden bewegen als bei der Erforschung von Endmoränenzügen; denn wir sind sehr viel genauer darüber unterrichtet, in welcher Weise strömendes Wasser seinen Untergrund beeinflußt, als darüber, was für Bodenformen ein Inlandeis schaffen muß, das sich ungleichmäßig und absatzweise aus einem Schwemmlandgebiete zurückzieht. Da wir nirgends in der

[1]) z. B. im Jhrb. der kgl. pr. Geol. Landesanstalt f. 1898, S. 90ff.

[2]) Wahnschaffe, Ursachen d. Oberflächengestaltung. 2. Aufl. S. 186.

heutigen Welt einen derartigen Inlandeisrand beobachten können, so fehlen uns eben alle direkten Anhaltspunkte.

Diese Gedanken waren es, die den Verfasser veranlaßten, im Folgenden das Baruther Haupttal einer näheren Betrachtung zu unterziehen, die sich jedoch beschränken soll auf denjenigen Anteil dieses Tales, der in die Provinz Brandenburg fällt. Das Problem, das uns dabei beschäftigen soll, ist also das der Entstehung dieses Tales und der Beziehungen, die sie zum Rückzuge des Inlandeises und zu seinen Schmelzwassern hat. Eine der wichtigsten Fragen, die wir dabei stellen müssen, ist die, ob es jemals eine Zeit gegeben hat, in der ein einheitlicher Wasserstrom das Baruther Tal in der ganzen Länge des uns hier beschäftigenden Anteiles durchflossen hat.

Wir beginnen mit einer kurzen Beschreibung des Verlaufes, den das in Rede stehende Tal zeigt. Wie sein Name andeutet, läuft es von Glogau auf Baruth zu, von Glogau bis Neusalz wird es vom Oderlaufe benutzt. Während dieser nach Norden abbiegt, behält die Mulde des Haupttales ihre Richtung gegen Westen bei, kreuzt bei Naumburg das Bobertal und die Grenze der Provinz Brandenburg, bei Forst das Tal der Neisse. Bei Kottwitz nimmt sie die Spree von Süden her auf, die ihm bis Lübben folgt und in dem Boden des Haupttales das Wassernetz des oberen Spreewaldes bildet. Während bei Lübben die Spree ebenso wie die Oder bei Neusalz nördlich abbiegt, setzt das Baruther Tal seinen Lauf WNW fort. Es hält sich von nun ab stets am Nordrande des Flämings, kreuzt bei Golßen das Dahme-, bei Luckenwalde das Nuthetal und wird zwischen Treuenbrietzen und Beelitz von der Nieplitz durchquert, die der Nuthe zuströmt. Bei Brück bildet das Baruther Tal mit seinen moorigen Wiesen die Grenze zwischen der Zauche und dem Lande Belzig. Hier nimmt es von Süden die Plane auf, die ihm eine Strecke weit nach Nordwesten folgt, dann aber ähnlich wie die Spree es bei Lübben tat, nach Norden abbiegt, um unterhalb Brandenburgs sich im Breitlingsee mit der Havel zu vereinigen. Unser Haupttal nimmt wiederum seinen Weg in westlicher Richtung weiter nach Genthin zu und verläßt dabei zwischen Ragösen und Wollin die Provinz Brandenburg.

Die verschiedenen Flüsse, die dieses Tal teilweise durchqueren, teilweise auf kurze Strecken benutzen, gestatten eine natürliche Zerlegung seines Verlaufes in einzelne Abschnitte, die wir gesondert betrachten wollen. Als östlichster Abschnitt ergibt sich das Gebiet des Bobers und der Neisse, auf deren Lauf das Baruther Haupttal keinen maßgebenden Einfluß hat. Der zweite Abschnitt umfaßt das Spreegebiet etwa bis zur Dahme, der dritte die Strecke von der Dahme bis zur Wasserscheide zwischen Nuthe und Plane bei Brück, der vierte und letzte endlich das Planegebiet.

In diesen verschiedenen Abschnitten ist das Baruther Haupttal einerseits von sehr verschiedener Breite, andererseits mit sehr verschiedener Deutlichkeit von seiner Umgebung abgehoben. Im allgemeinen kann man sagen, daß es im Westen schärfer als Tal hervortritt als im Osten; wir wollen deshalb mit den westlichen Abschnitten beginnen.

## 1. Die Planeniederung.[1]

Die Wasserscheide zwischen Nuthe bezw. Nieplitz und Plane wird von der Wetzlarer Eisenbahn benutzt, um das Baruther Haupttal an einer seiner engsten Stellen zu überschreiten. Hier liegt der Ort Brück, der durch seinen Namen bereits anzeigt, daß es sich um einen alten Übergangspunkt handelt an der Straße, die die Burg Eisenhardt bei Belzig einst zu decken hatte. Südlich von Brück nähert sich die Plane in nordnordöstlichem Laufe, aus der Gegend von Raben kommend, dem Hauptale. Da, wo sie die 50-Meter-Kurve erreicht, tritt sie in das eigentliche Tal ein und biegt hier sofort scharf nach Nordwesten um. Vor dieser Einmündungsstelle ist aber die 45-Meter-Kurve in einem deutlichen Halbkreise nach Norden ausgebuchtet, sodaß wir hier den Eindruck haben, als hätte die Plane einen flachen Schuttkegel in das Haupttal hinein gebaut. Betrachten wir ihren Verlauf innerhalb dieses Tales, so zerfällt er in zwei Abschnitte von äußerst geringem Gefälle, die durch ein wenig steileres Zwischenstück getrennt werden. Wir haben dementsprechend zwei große Moorwiesengebiete, das der Belziger Landschaftswiesen im Süden und des Kraner Busches und des freien Havelbruches im Norden. Zwischen beiden schiebt sich ein trockenerer Abschnitt zwischen Golzow und Ragösen ein, der von einer Chaussee benutzt wird. Auf diesem ganzen Gebiete von der Einmündung der Plane in das Baruther Tal bis zu ihrer Mündung in den Breitlingsee fällt ihr Spiegel um rund 20 Meter, nämlich von 50 auf 30. Folgen wir dann aber dem Baruther Haupttale weiter nach Westen, so steigt es wiederum an zum Fiener Bruch, dessen höchste Stelle am Fiener Damm bei Rogäsen 38,5 Meter hoch liegt. Das ist wichtig, um die Bedeutung der Tatsache zu ermessen, daß die Plane hier nach Norden ausbiegt. Dieses Abbiegen der heutigen Flüsse aus den Haupttälern in nördlicher Richtung ist eine häufig wiederkehrende Erscheinung im norddeutschen Flachlande, daß es hier bei diesem ersten Beispiel angezeigt erscheint, sie unter größeren vergleichenden Gesichtspunkten zu betrachten, um daraus die Punkte zu finden, auf die wir vor allem unser Augenmerk richten müssen. Eines

[1]) Die beigegebene Karte enthält nur die wichtigsten Ortsnamen, bezüglich der anderen muß auf die Generalstabskarten oder auf Kiesslings Karte der Prov. Brandenburg verwiesen werden.



der eigenartigsten Beispiele eines solchen „Durchbruchs“ nach Norden ist das Odertal bei Frankfurt. Seiner Entstehung hat Keilhack vor einigen Jahren seine Aufmerksamkeit gewidmet und seine Auffassung in den Erläuterungen zum Blatte Frankfurt der geologischen Spezialkarte niedergelegt. (Vgl. auch Z. d. dtsch. Geol. G. Bd. 52, 1900. S. 100 u. ff.) „Heute wissen wir“, so sagt er, „daß dieses Talstück eine subglaziale Rinne darstellt, in welcher die Schmelzwasser des großen Odergletschers nach Süden in das Warschau - Berliner Haupttal hin abflossen zu einer Zeit, in welcher der Rand des sich zurückziehenden letzten Inlandeises auf jener Hochfläche lag, die im Osten als das Land Sternberg und im Westen als das Land Lebus bezeichnet wird — — —.“ Das Gefälle dieses „Durchbruchtales“ ist nun aber nach Norden gerichtet und hat eine schön entwickelte Talaue. Diese Talbildung kann nicht von einem südwärts gerichteten Schmelzwasserstrom erzeugt sein. Das setzt voraus, daß das nordsüdliche Talstück sein heutiges Erosionsniveau erst nach dem Rückzuge des Eises erhalten hätte, d. h. ohne Beihilfe von Schmelzwässern. Soweit wir die Zeit nach der Eiszeit kennen, haben wir keinen Grund anzunehmen, daß es in ihr eine Periode gegeben habe, deren Niederschläge größer waren als die heutigen, wohl aber eine, in der die erodierenden Kräfte den Boden wirksamer treffen konnten als heute, nämlich die Wüsten- oder Steppenperiode mit ihrem fehlenden oder jedenfalls sehr unvollkommenen Pflanzenwuchs. In dieser Zeit wird also einerseits eine Tendenz zur Bildung scharf eingeschnittener Erosionstäler vorhanden gewesen sein, teils werden die scharfen Erosionsränder älterer Talbildungen durch die damaligen Winde und Niederschläge verwaschen worden sein, da sie durch keine Pflanzendecke geschützt wurden. Endlich wird in dieser Zeit, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe[1]), die Bildung unserer zahlreichen Inlanddünen vor sich gegangen sein, deren Vorkommen uns somit als Alterskennzeichen für die Talflächen gelten darf, in denen sie auftreten.

Solche Dünenbildungen finden wir nun auch im Baruther Haupttale an der vorliegenden Stelle dort, wo dieses Haupttal sich am nördlichen Planedurchbruch weiter nach Osten wendet, und so müssen wir denn diesen Durchbruch bereits vor die Steppenperiode zurückverlegen. Unter diesen Umständen mag es dann doch sehr zweifelhaft erscheinen, ob es möglich ist, das Planetal südlich von Brandenburg ohne Mitwirkung von Eisschmelzwässern zu erklären.

Daß die Plane und ihre Zuflüsse bei den heutigen klimatischen Verhältnissen gar keinen Anteil an der Austiefung dieses Tales haben, ergibt sich wohl eindeutig daraus, daß sie zwischen Moorgründen fließt,

[1]) Solger, Über fossile Dünenformen im norddeutschen Flachlande. Verh. d. XV. Dtsch. Geographentages z. Danzig. 1905.



so weit ihr nicht der Mensch künstlich ein Bett im trockeneren Boden am Talrande bei Reckahn und Göttin gegraben hat.

Betrachten wir den Querschnitt des Tales auf dieser Strecke, so finden wir die ebene Talaue, deren Untergrundsformen unter dem Moore wir leider nicht kennen, begrenzt von Randböschungen sehr verschiedener Steilheit. Das Talstück westlich des Planedurchbruchs hat einen Steilrand im Norden, während es im Süden ganz allmählich in den Abhang des Fläming übergeht. Dagegen ist in dem Planeanteil des Haupttales sowohl der südwestliche wie der nordöstliche Talrand ziemlich schroff entwickelt.

Es mag darauf hingewiesen werden, daß dieses Stück des Baruther Tales im Nordosten von einer ganz parallelen Talbildung begleitet wird, nämlich jener Niederung, die die Lehniner Seenkette enthält. Auch im Süden, in den Anbergen des Fläming, finden wir Talstücke in der Umgebung des Baruther Haupttals, die ihm parallel gerichtet sind, so vor allem das obere Tal des Verlorenen Wassers und das des Roten Baches bei Groß - Briesen. Zwischen diesem letzteren Tale und dem Baruther Thal erhebt sich die Kette der Wolliner und Garzer Berge bis zur Höhe von mehr als 100 Metern Meereshöhe, während die gegenüberliegende, im großen und ganzen gleichfalls parallele Bergkette nach dem Lehniner Tale zu in ihrem höchsten Punkt nur 79,5 Meter erreicht, in ihrer mittleren Höhe aber wenig über 60 Metern bleibt. Bei Damelang besteht eine Verbindung zwischen dem Lehniner Tal und der Planeniederung, die an ihrer höchsten Stelle nur etwa 45 Meter über dem Meeresspiegel liegen würde, wenn sie hier nicht durch die Dünenbildungen der Ritscheberge versperrt würde. Da wir aber ohne jeden Zweifel diese Dünenbildung als ein nachträglich hinzugekommenes Moment betrachten müssen, so müssen wir hier, wo wir die Abflußverhältnisse während des Eisrückzuges untersuchen, die während der Talbildung herrschte, von den Dünen vollständig absehen und dürfen sie nur, wie oben gesagt, zur Altersbestimmung der Talflächen heranziehen.

Betrachten wir zum Schluß die verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten, die sich für dieses Tal bieten, so scheint mir erstens fest zu stehen, daß, wenn diese Abschnitte des Baruther Haupttales einschließlich des Planedurchbruchs überhaupt Erosionstäler sind, ihre Entstehung nur durch die Schmelzwässer des Inlandeises erklärt werden kann. Aber selbst in diesem Falle muß ein Grund vorhanden gewesen sein, daß die Schmelzwässer sich in diesen Tiefenlinien sammelten, und weiter ist es klar, daß nicht alle drei Zweige des oben besprochenen Abschnittes gleichzeitig vom Schmelzwasser benutzt sein können. Die deutliche Stufe, die sich zwischen dem Fiener Bruch und der Planeniederung im Baruther Tale findet, macht es warscheinlich, daß der Lauf der Schmelz-

wässer im Sinne der heutigen Plane jünger ist als der nach dem Fiener Bruch zu. Das Tal des Fiener Bruches konnte dann nur unter folgenden Voraussetzungen entstehen:

Entweder besaß es eine eigene Schmelzwasserzufuhr durch eine gesonderte Eiskappe, die auf der Höhe des Fläming zurückgeblieben war,

oder es wurde durch einen Schmelzwasserstrom erzeugt, der es von Brück aus durchströmte, als der Planedurchbruch entweder noch nicht vorhanden oder durch das Inlandeis verstopft war. Wie ist nun im letzteren Falle dieser Planedurchbruch zu erklären? Haben wir es tatsächlich mit einer subglazialen Schmelzrinne zu tun, so sollte man annehmen, daß das Wasser, das hier unter dem Eise hervortrat, und dann naturgemäß in der Richtung nach dem Fiener Bruch abfließen mußte, mit seiner Strömung den Südrand dieses Haupttalabschnittes bespülte und wir müßten also einen scharfen Steilrand bei Wenzlow und Glienecke vermuten. Der fehlt jedoch, und so erscheint die erstere Erklärung wahrscheinlicher, aber es ist darauf hinzuweisen, daß der Abfall des Fläming zum Fiener Bruche keineswegs den Charakter eines Sanders hat, vielmehr von einem flachwelligen NW—SO gerichteten Systeme mooriger Mulden durchzogen wird. Es bliebe noch der weitere Fall übrig, daß ursprünglich Schmelzwässer das Baruther Tal durchflossen haben, ehe der Planedurchbruch vorhanden war, daß dieser erst nachträglich entstand und nunmehr die Schmelzwässer nach Norden ablenkte. Dann wäre vorausgesetzt, daß die Gegend von Brück noch Schmelzwasserzuflüsse empfing, als die Gegend von Brandenburg schon eisfrei war. Es ist aber noch die Frage, wodurch wir das Entstehen einer tiefer gelegenen nordwärts gerichteten Rinne erklären wollen. Ist die Annahme einer rückwärts schreitenden Erosion wirklich angängig? Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Planedurchbruch in der genauen Verlängerung des Haupttalstückes liegt, das die Plane durchfließt, während sich das Tal des Fiener Bruches mit einem deutlichen Knick daran ansetzt. Es erscheint als ein eigentümlicher Zufall, daß, während wir westlich und östlich keine Ansätze zur rückwärtsschreitenden Erosion finden, gerade hier ein Wasserlauf sich so zurückgenagt haben sollte, daß er genau auf diesen Knick des Haupttales traf. Der natürlichste Ausweg scheint es unter diesen Umständen, daß man eine Muldenbildung in der Richtung der jetzigen unteren Plane als vorhanden annimmt, die nicht erosiver Natur wäre, und ich möchte kurz eine Erklärung skizzieren, die, wenn man auch nicht analytisch zu ihr gezwungen ist, doch den großen Vorteil bietet, alle wichtigen Erscheinungen dieses Talstückes verständlich zu machen.

Ich nehme an daß der Eisrand an dieser Stelle der Richtung des Planelaufes folgte, jedoch etwas westlicher lag, am Westrande des Plane-

tales. An Stelle des Fiener-Bruch-Tales war eine flache Mulde schon damals vorhanden, in ihr sammelten sich die Schmelzwässer und weiteten sie besonders am Nordrande zu dem heutigen Erosionstale aus. Der Druck des Eisrandes führte gleichzeitig dazu, daß unter ihm der Boden niedergepreßt wurde und sich gleichzeitig vor dem Rande etwas aufwölbte; dadurch würde auch die Entstehung der Wolliner und Garzer Berge ihre Erklärung finden. Als das Eis sich nun weiter zurückzog, war die durch jene Herabdrückung entstandene Mulde der natürliche Abzugsweg für die Schmelzwässer.

Gehen wir weiter nach Osten, so finden wir bei Brück, wo die eigentliche Talniederung am schmalsten war, die Talmulde außerordentlich flach und weit; an beiden Seiten steigen die Gehänge sehr langsam an, so daß im Norden das Gelände auf 4 km Entfernung nur von 50 auf 60 Meter steigt. Ganz ähnlich ist es in dem nordöstlich gerichteten Teil des Planetales bei Niemegk. Hier besitzt also das Baruther Haupttal überhaupt keine Erosionsränder oder doch nur so niedrige, daß das Gesamtbild des Tales kein wesentlich anderes würde, wenn wir von der Erosionswirkung ganz absehen. Hier haben wir also offenbar eine ältere Mulde vor uns, an der die Schmelzwässer wenig zu gestalten fanden, weil der Boden schon in ihrem Erosionsniveau lag, während sie weiter im Nordwesten, zwischen Wollin und Golzow, durch eine verhältnismäßig enge Pforte hindurchtreten mußten, deren Ränder sie dementsprechend schärfer benagt haben, und die zu den stärkeren Gefälle bei Goltzow führte.

Dieser Mangel einer scharfen Begrenzung des Tales wird noch viel auffallender im nächstöstlichen Abschnitte, dem wir uns nun zuwenden.

## Der Nuthe-Abschnitt.

Betrachten wir einmal das Stromgebiet der Nuthe ohne Rücksicht auf die Idee vom Vorhandensein eines Baruther Haupttales, so haben wir zunächst einen fast geradlinig gegen Nord-Nordwesten gerichteten Unterlauf vor uns, der sich von Tremsdorf und Göben bis zur Nuthemündung bei Potsdam erstreckt, und sich hier in einer weiten meist moorigen Talaue in einer Höhe von 30 bis 35 Metern bewegt. Im Osten steigt das Land verhältnismäßig wenig an zur Hochfläche des Teltow, die nur in einzelnen wenigen Punkten über die 60 Meter-Linie hinausgeht, meist sogar unter 50 Metern bleibt. Dagegen wird der Westrand des unteren Nuthetals von einer Reihe recht erheblicher Hügel begleitet, unter denen der Telegraphenberg, die Ravensberge, der Eichberg bei Saarmund u. a. zu nennen sind. Der kleine Ravensberg erreicht eine Meereshöhe von 116 Metern und stellt damit eine der höchsten Erhebungen in der Mittelmark dar. Zu diesem einheitlichen

Unterlauf sammeln sich nun die Gewässer des Nuthesystemes aus einem weit verzweigten Netz von Wasserläufen, die an drei Stellen den Zug des Baruther Haupttals durchqueren, nördlich von diesem aber durch eine ganze Reihe von Wiesentälern mit einander verbunden sind, sodaß man die ganze Gegend als ein Archipel von Diluvialinseln bezeichnen kann, die in eine große Wiesenfläche eingebettet sind. Demgemäß sind die Gefällverhältnisse in diesem Gebiete außerordentlich gering und die Entwässerung wird hauptsächlich durch künstliche Gräben bewirkt.

Im Grunde genommen ist das Baruther Haupttal als solches auf dieser Strecke gar nicht erkennbar, weil ihm nach Norden jede scharfe Begrenzung fehlt. Wir haben zwar in der Linie Baruth, Luckenwalde, Niebel, Brück eine Reihe von flachen Sumpfgebieten, die wir als Baruther Haupttal ansprechen müssen, wenn wir die deutlicher ausgeprägten Talstücke bei Baruth und Brück mit einander verbinden. Aber wenn wir beispielsweise dem Zuge der Militärbahn von Zossen nach Luckenwalde folgen, so wird es uns nicht gelingen, hier den Nordrand des Baruther Tales zu erkennen. Zwar überschreiten wir auf diesem Wege zwei etwa ostwestlich gerichtete Talmulden, von denen die eine zwischen Nächstneuendorf und Christinendorf hindurchgeht, die andere zwischen Gadsburg und Kunertsdorf. Beide liegen aber in tieferem Niveau als das Baruther Haupttal sowohl bei Baruth als bei Brück. Auch liegen sie erheblich nördlicher als die Verbindungslinie zwischen jenen beiden Orten. Südlich aber der beiden genannten Täler hebt sich das Land nach Luckenwalde zu ganz allmählich. Der Fuß des Golm-Berges und seiner Umgebung steigt bis zu etwa 62 m sanft an und geht dann allmählich in steilere Formen über. Weiter westlich, im Nuthe-Tale, hebt sich aber der Fläming fast unmerklich bis zu dem Sattel von Jüterbog, den von Alters her die Straße Wittenberg-Berlin benutzt. Während wir hier im Süden eine wenn auch sanfte, so doch deutliche Begrenzungslinie haben, fehlt ein Talrand im Norden vollständig.

Von einer Art nördlichem Talrande, der das Baruther Haupttal begrenze, kann man höchstens bei Luckenwalde selbst sprechen. Hier bildet sich eine Pforte zwischen den Abhängen des Fläming und den Höhen nordwestlich von Luckenwalde. Und diese letzteren Höhen können wir verfolgen mit gewissen Unterbrechungen in der Richtung auf Berkenbrück und Beelitz, wo sich ihnen jenseits des Beelitzer Nieplitztales die bereits erwähnte Höhenreihe anschließt, die über den Saarmunder Berg zum Brauhausberg bei Potsdam führt. Eine ähnliche Reihe von Anhöhen kann man von der Baruther Pforte aus verfolgen; sie ziehen sich zwischen den Sperenberger Seen und dem Mellener See hindurch und finden ihre Fortsetzung in dem hohen Talrande zwischen Glienicke und Dabendorf, der im Weinberge 89 Meter erreicht und sich

von der Dresdener Bahn aus über die Luchflächen am Rangsdorfer See hinweg recht deutlich abzeichnet. Zwischen diesen beiden Höhenreihen finden wir Höhen, die 60 Meter überschreiten, nur vereinzelt. Einen gewissen Zusammenhang gewinnen sie nur westlich der Neuen Nuthe bei Trebbin, wo der Löwendorfer Berg 104 Meter erreicht. Wir sehen also eine Gliederung durch nordsüdliche bis nordwest-südöstliche Linien in diesen Höhenreihen bis an den Fläming herangehen. Sie beherrschen die Landschaft in viel höherem Grade als das sogenannte Baruther Tal, das, wie gesagt, hier lokal jede Bedeutung verliert.

Der allgemeine Abfall des Landes und der Flußtäler ist überall nordwärts gerichtet und dorthin muß also auch der Abfluß der Wassermassen gestrebt haben, die an diesen Talbildungen gearbeitet haben, so weit wir sie überhaupt als Erosionstäler ansehen müssen. Das hat offenbar schon Berendt empfunden, als er in der geognostischen Beschreibung von der Umgebung Berlins S. 12 u. ff. sagt:

„Die das — — — Baruther Tal einst durchfließenden Gewässer haben offenbar den meisten sich über die ganze Südhälfte des Kartenblattes erstreckenden Einfluß auf die Oberflächenbildung der Berliner Umgegend ausgeübt — — —. Dieser gewaltige Einfluß der Wässer des südlichen Tales, welcher sich in einer großen scheinbar wirren Zerrissenheit des Plateaus zu zahllosen, aus dem heutigen Wasser- und Wiesenniveau aufsteigenden Einzelplateaus zu erkennen gibt, ist nur zu verstehen, wenn man — — — von der Voraussetzung ausgeht, daß das südliche der drei Haupttäler das erste und älteste derselben war, daß ferner die zahllosen in fast rechtwinkliger Richtung über die Haupttäler fortsetzenden Rinnen und Schluchten gleichalterig mit der Entstehung dieses ersten Haupttales und somit älter als die beiden nördlicheren sind. Es erklärt sich sodann leicht, wie bei der allmählichen Entstehung des zweiten, des Berliner Haupttales, welches an sich ziemlich die Mitte und somit die Tiefenlinie des eingangs erwähnten Hauptwellentales zwischen den beiden norddeutschen Bodenerhebungen einnimmt, die Wasser des ersten oder Baruther Haupttales unter Benutzung der vorhandenen südnördlichen Rinnen und Schluchten hierhin allmählich mehr und mehr ihren Abfluß suchten und fanden. Es geschah dies, wie eben die zahlreichen Auswaschungstäler zwischen beiden Haupttälern in der ganzen Südhälfte der vorliegenden Karte zeigen, allmählich, d. h. durch mehr und mehr stromaufwärts rückende Verbindungen".

Berendt betrachtet nun zunächst die nordsüdlichen Wasserläufe, in denen er ein System der ehemaligen Havelwässer und ein zweites östlicheres Flußsystem unterscheidet, „dessen vereinigter unterer Lauf die heutige wendische Spree allerdings schon seit Bildung des Berliner Haupttales in umgekehrter Richtung, nämlich nach Norden, entwässert".

Dieses System erstreckt sich in der Wuhle und der Stienitz-Rinne noch weit nördlich des Berliner Haupttales. Dagegen sieht Berendt das Nuthe-Tal und die zahlreichen Niederungen bei Trebbin, Großbeeren, Mittenwalde als Zwischenstadien der Verlegung des Wasserlaufes aus dem Baruther Haupttal in die nordwärts gerichteten Talbetten an, die wir heute finden. Er geht dabei davon aus, daß auch nach Bildung des Berliner Haupttales das Baruther Tal von Süden her in unverminderter Weise gespeist wurde. Er erklärt dann weiter, daß die Wasser offenbar lange Zeit an drei Durchbrüchen gearbeitet hätten, von denen zuerst derjenige über das Nuthetal nach Potsdam gelang, „es mißlang dagegen der versuchte Durchbruch bei Großbeeren, weil es den unermüdlich arbeitenden Massen schon früher gelang, von Friedersdorf aus den Zusammenfluß der ehemaligen nördlichen Quellflüßchen der wendischen Spree bei Schmöckwitz und Beuthen zu erreichen und unter Benutzung dieser in umgekehrter Richtung bald tiefer gewaschenen Rinnen einen breiten Abfluß in der Richtung auf Cöpenick mit Seitenabfluß auf Erkner ins Berliner Tal direkt zu gewinnen“. Berendt setzt hierzu die Anmerkung: „nur so, aber dann auch leicht, erklärt sich die auffallende Bucht südlich von Großbeeren“. Ich muß gestehen, daß dieser Erklärungsversuch mich nicht ganz befriedigt. Sehen wir einmal davon ab, daß es zweifelhaft ist, ob von Süden her wirklich so große Wassermengen mit so erheblichen Erosionskräften zuströmen konnten, wie sie hier gefordert werden, so sehe ich nicht ein, warum die Wasser, wenn sie durch das Nuthe-Tal einen Ausfluß in der Höhe von etwa 40 Metern nach Norden gefunden hatten, an einem neuen Durchbruch arbeiten sollten, durch ein Plateau, das über 50 Meter hoch liegt. Dem Begriff eines mißlungenen „Durchbruchs“ muß, wenn ich ihn mir anschaulich machen soll, die Anschauung zu Grunde liegen, daß ein Fluß sich in ein Plateau nicht, wie wir bisher annahmen, von oben nach unten, sondern von vorn nach hinten einschneidet. Es läge die Durchsägung eines Plateaus vor in umgekehrter Weise als sie bei rückwärtsschreitender Erosion zu stande kommt. Diese Vorstellung ist meines Wisses durch kein Erfahrungsbeispiel belegt. Genau dieselben Schwierigkeiten haben wir bei dem dritten Durchbruch, bis er die Gegend bei Schmöckwitz erreicht. Ist das aber einmal geschehen, so ist die Tiefergrabung der ehemals von Norden kommenden Flußrinnen in der Weise, daß sie nunmehr ein Gefälle gegen Norden bekommen, auch keine ganz einfache Anschauung, denn diese Erosion konnte doch nur dann eintreten, wenn a priori ein Gefälle nach Norden vorhanden war. Wenn aber vorausgesetzt wurde, daß in diesen Rinnen das Wasser sich früher südwärts bewegt hatte, so sind nur zwei Fälle denkbar: entweder muß man annehmen, daß zwischen der nordsüdlichen und der südnördlichen Erosion eine tektonische Senkung des Berliner Tales eingetreten sei,

oder man muß sich vorstellen, daß die nordsüdliche Erosion, da sie unter dem Eise erfolgte — nämlich zur Zeit, als der Eisrand noch zwischen dem Baruther und Berliner Tale angenommen wird — von bergauffließenden Wasserläufen ausgeführt worden ist. Diese letztere Vorstellung hat auch Keilhack[1]) und ihm folgend Höhnemann[2]) für die Erklärung des Plöhnetales und anderer neumärkischer Täler konsequenterweise angenommen. In der heutigen Natur finden wir kein Beispiel für solche Bildung, aber wir können uns nach physikalischen Gesetzen die Bedingungen klarmachen, unter denen ein solches Bergauffließen denkbar ist. Es kann einerseits geschehen, wenn die Schmelzwässer unter dem Eise in einem geschlossenen Kanale strömen; dann pflanzt sich wie in kommunizierenden Röhren der Druck aus dem Ursprungsgebiet der Schmelzwasserader fort und kann auch zur Überwindung mäßiger Höhen, d. h. zum vorübergehenden Bergaufströmen führen. Hierbei befindet sich das strömende Wasser jedoch in Berührung sowohl mit dem festen Untergrunde als mit den schuttreichen unteren Teilen des Gletschers. Naturgemäß wird nun doch die Schmelzkraft des Wassers gegenüber dem schuttbeladenen Eise größer sein als seine Erosionskraft in Bezug auf den Untergrund, und so wird denn unter diesen Umständen die Folge die sein, daß sich das Wasser nach oben in das Eis und nicht nach unten in den Boden eingräbt. Der Schutt, der in dem fortgeschmolzenen Eise vorhanden war, wird mit seinen gröberen Teilen auf den Boden des Schmelzwasserkanals sinken und, wenn später das ganze Eis fortgetaut ist, wird als einzige Spur der ehemaligen Wasser dieser Schutt in Form eines Kieswalles zurückbleiben, mit anderen Worten, es wird ein Ås entstehen.

Die zweite Möglichkeit wäre die, daß das subglaziale Wasser nicht in einem abgeschlossenen Kanale, sondern in einer oben offenen Spalte flösse. Käme das Schmelzwasser nun hierbei an eine Bodenerhebung, so würde es über sie nur hinwegfließen können, nachdem es sich hinter ihr bis zu ihrer Höhe aufgestaut hätte, d. h. es würde sich gleichsam ein sehr langer schmaler See bilden, dessen Längsufer von den Spaltenwänden des Eises gebildet werden. Nun ist ein See an und für sich im allgemeinen kein Schauplatz der Talaustiefung, andererseits würde hier auch wieder die Schmelzwirkung an den Spaltenwänden hinzukommen und der dadurch frei werdende Gletscherschutt müßte am Boden der Schmelzwasserrinne abgelagert werden. Auch hier würde wieder ein Kieswall, vielleicht untermischt mit feineren Sandteilen, jedenfalls aber ein Ås, gebildet werden. Wir sehen, die theoretische

[1]) Keilhack, Stillstandslagen usw., Jhrb. d. kgl. pr. Geol. Landesamt. f. 1898.
[2]) Höhnemann, Zur Entstehungsgesch. d. neumärkischen Täler. Helios, XIX, 1902. S. 58.



Betrachtung führt uns dazu, die Möglichkeit zu leugnen, daß subglaziale Schmelzwässer berganströmend Talrinnen erodieren können. Die praktische Erfahrung gibt uns nichts an die Hand, wodurch wir diesen theoretischen Widerspruch entkräften können und so werden wir folgerichtig die ganze Anschauung fallen lassen müssen.

Es bleibt die zweite Möglichkeit, daß wir ursprünglich ein einheitliches Gefälle gegen Süden annehmen, so daß Erosionsrinnen von Barnim nach dem Teltow hindurchlaufen konnten und daß wir weiter annehmen, nach dem Rückzuge des Eises bis in den Norden des Berliner Haupttales sei eine Senkung dieses letzteren eingetreten. Folgen wir Berendt in der Annahme, daß auch nach Versiegen der Schmelzwasserzuflüsse im Süden des Berliner Haupttales ein so großer Wasserandrang von Süden her vorhanden gewesen wäre, daß er Erosionsbildungen, wie die des unteren Nuthetales, hätte bewirken können, so würde durch diese jüngere Erosion das Bodenrelief der Nordsüdrinnen wohl vollständig umgestaltet sein und wir würden die Spuren, die eine Umkehrung des Gefälles sonst notwendig zurücklassen müßte, verwischt finden. Daß solche Spuren tatsächlich fehlen, ließe sich also durch diese nachträgliche Erosion erklären, aber führen wir uns einmal vor Augen, welche Wasservorräte für diese zur Verfügung standen. Weder die Nuthe und Nieplitz noch diese in Gemeinschaft mit der Spree erscheinen hierzu nur entfernt ausreichend und sicher hat Berendt auch nur daran gedacht, daß die Oderwässer, die nach seiner Auffassung ehemals das Baruther Tal durchströmten, auch nach Bildung des Berliner Haupttales noch eine Zeit lang den alten Weg wählten, weil der nördliche Durchbruch bei Neusalz doch auch erst eine gewisse Zeit zu seinem Zustandekommen brauchte. Aber auch wenn wir diesen Gedanken annehmen, stehen wir vor der Frage, warum die Wässer, die doch schon einen Abfluß in Höhe von 45 Metern bei Brück nach dem heutigen Planetal zu hatten, einen neuen in 40 Meter Höhe durch die Nutheniederung suchten und einen weiteren, noch ein wenig tiefer gelegenen durch das Tal der wendischen Spree, deren Nebengelände in dem Zwischenstück über 45 Meter hoch wird. Diese Frage wird sich eingehender erst bei der Besprechung des Spreeabschnittes behandeln lassen. Nur eins sei hier schon kurz angedeutet. Ich glaube, daß die neuen Auswege deshalb neu gewählt wurden, weil das Wasser hier schon eine tiefere Muldenlinie vorfand, daß diese Täler nicht im ganzen Umfange Erosionstäler sind, sondern nur erosiv ausgestaltete Mulden anderer Entstehung. Als eine sehr befriedigende Lösung erscheint aber auch hier, wie bei dem vorigen Planeabschnitt, der Gedanke, daß der Eisrand eine nordwestsüdöstliche, vielleicht sogar mehr nordsüdliche Richtung gehabt hat. Machen wir uns auch hier wieder mit der Vorstellung vertraut, daß ein solcher Eisrand bei einer längeren Stillstandslage den Boden, auf dem er ruhte,

niederdrücken, dagegen das Vorland aufpressen und aufstauen konnte, dann finden wir die Spuren solcher Stillstandslagen in der Potsdam-Saarmund-Luckenwalder Hügellinie und der östlich dahinterliegenden Talniederung. Dabei ist es gleichgültig, ob man den Saarmunder Höhenzug als eine glaziale Aufschüttung oder Aufstauchung ansieht Zwischen beiden Anschauungen sicher zu entscheiden, dürfte schwer sein. Ohne Stauchungen ist es jedenfalls nicht abgegangen. Eine zweite ähnliche Linie wäre die von Glienecke-Sperenberg mit der dahinter liegenden Mulde des Mellensees und Rangsdorfer Sees.

Auch hier möge die Beschreibung dieses Abschnittes der Versuch beschließen, seine Entstehung unter diesen Voraussetzungen zu erklären. Wir gehen aus von einem Stadium des Eisrückzuges, in dem der Rand des Eises etwa bezeichnet wird durch die Linie Potsdam, Saarmund, Tremsdorf, Zauchwitz, Rieben, Dobrikow, Luckenwalde. Damals hatten die Schmelzwässer, soweit sie nicht am Eisrande entlang schon teilweise der Nuthe-Mündung zuströmten, drei Auswege, den einen über Beelitz, den anderen bei Luckenwalde vorbei und in der Mitte wohl auch noch von Gottsdorf und von Frankenfelde her auf Frankenförde zu. Die hier austretenden Schmelzwässer verfolgten das Baruther Tal über Brück. Nun scheint sich der Eisrand im Norden etwas rascher zurückgezogen zu haben als im Süden, gleichzeitig wird jedenfalls die Entstehung des Schuttkegels stattgefunden haben, den die Plane von Süden her, bei Brück, in das Baruther Tal hineingebaut hat. Die über Beelitz führende Schmelzwasserrinne empfing nun keinen Zufluß mehr von Osten, dagegen wurden südlich im Baruther Tale selbst die Schmelzwässer etwas höher angestaut. So erscheint es sehr wohl möglich, daß die Pforte bei Beelitz, die von vornherein kaum höher als der Talboden bei Brück gelegen zu haben braucht, nunmehr die Schmelzwässer nordwärts abführte und dadurch auf ihr heutiges Niveau ausgetieft wurde. Sind unsere bisherigen Konstruktionen richtig, so wird auch die Pforte bei Gottsdorf eisfrei geworden sein, als noch bei Luckenwalde das Eis lag und wir werden eine vorübergehende Stillstandslage des Eisrandes entlang dem linken Nutheufer, zwischen Luckenwalde und Trebbin, annehmen müssen. Jetzt diente schon die durch den vorigen Eisrand erzeugte Niederpressungsmulde als Abflußlinie, während der nunmehrige Eisrand seinerseits durch eine ähnliche Niederpressung bezw. Aufstauchung die Linie des Löwendorfer, Kallin-, Madiken- und Steinberges und als entsprechende Depression das Nuthetal oberhalb Trebbin erzeugte. In diese Zeit dürfen wir wohl das eigentümliche als Priedel bezeichnete Tal westlich von den Löwendorfer Bergen seiner Entstehung nach versetzen. Ich möchte es für eine Stauchungsmulde vor den Löwendorfer Bergen halten, die durch von Süden kommende Schmelzwässer an ihren Rändern die Formen eines Erosionstales empfangen hat.

Ein weiteres Stadium des Eisrückzuges würde dem Höhenrande westlich von Zossen entsprechen. Talbildungen, die von diesem Rande ihren Ausgang nehmen, und mit Sicherheit als Erosionstäler anzusprechen wären, finden sich nicht. Ebensowenig aber kann daran gezweifelt werden, daß sich genau so wie heute auch damals die Wasser in den Niederungen sammelten, deren Pässe bei Nunsdorf einerseits, bei Jünsdorf andererseits in den Augusttagen 1813 zu kleinen Gefechten Veranlassung gab. Diese in der Hauptsache parallel mit dem Baruther Tal gerichteten Niederungen gehen geradlinig über das Nuthe-Tal hinaus in der Rinne des Seddin-Sees und des Beelitzer Tales. Sie sind also offenbar nicht durch die nach Saarmund fließenden Wasser geschaffen worden, sondern es handelt sich hier um ältere Mulden; es liegt nahe, sie als tektonische Formen anzusehen, zumal sie der hercynischen Richtung angehören, die sie mit dem Fläming, dem Baruther Haupttale, dem Berliner Haupttale und jener Depression der mecklenburgischen Seenplatte teilen, deren Tiefenlinie durch den Oberlauf der Elde bezeichnet wird.

Aus dieser Zusammenstellung geht schon hervor, daß ich auch das Baruther Tal für tektonisch bedingt halte. Noch genauer wird sich diese Anschauung bei dem folgenden Abschnitt, dem Spreegebiete, ausdrücken lassen.

## Der Spreeabschnitt.

In keinem der bisher besprochenen Abschnitte trat uns das Baruther Tal als ein einfaches Ostwesttal entgegen, in beiden wurde es vielmehr entwässert durch eine breite Talöffnung, die nach Norden führte. In diesem Sinne schließt sich der Spreeabschnitt den beiden vorhergehenden durchaus an. Allerdings läßt sich das Baruther Tal hier besser wiedererkennen als im Nuthe-Abschnitt. Die 60-Meter-Kurve bildet nicht nur im Süden eine zusammenhängende Linie an seinem Rande, sondern läßt sich auch im Norden trotz mehrfacher Lücken zu einem Talrande ergänzen. Die Ränder dieses Tales sind mit Ausnahme der Pforte bei Baruth im allgemeinen flach; zwischen ihnen dehnt sich ein weiter Talgrund, der im Westen von der Dahme durchschnitten wird, ohne daß diese eine Ablenkung durch das Haupttal zeigt und ohne daß sie aus ihm nennenswerte Zuflüsse erhält. Zwischen Golßen und Freidorf, wo die Dahme das Baruther Tal durchschneidet, hat dieses eben kaum ein Gefälle und der Abfluß aus den Wiesen östlich Baruth zur Dahme hin ist, wie gesagt, ein künstlicher. Immerhin gibt er de Sinn des vorhandenen Gefälles an, der weiter im Osten auch durch den ostwärts zur Spree gerichteten Lauf der Börste gekennzeichnet wird. Klarer tritt die Bedeutung des Baruther Tales als wassersammelnde

Mulde zwischen Lübben, Kottbus und Peitz hervor; hier folgen ihr die Malxe und Spree, die sich zwischen den Höhenrücken von Lieberose im Norden und Kalau im Süden zu dem verwickelten Wassernetz des oberen Spreewaldes verzweigen. Bei Lübben vereinigen alle diese Adern sich wiederum im Spreelaufe und dieser verläßt das Baruther Tal mit nördlicher Richtung durch eine Mulde, die nach mehr als einer Richtung unser Interesse in Anspruch nimmt. Betrachten wir die Höhenschichtenkarte ohne Rücksicht auf die heutigen Wasserläufe, so finden wir ein nordsüdlich gerichtetes Tal, in dem die 50 Meter-Kurve sich bis Lübbenau nach Süden in das Baruther Tal erstreckt in einem Zipfel, der wenig nördlich von Lübben eine Breite von 9 km besitzt. Folgen wir seiner Richtung nach Norden, so mündet dieses Tal mit zwei Öffnungen in das große Sandbecken von Storkow, das mit Ausnahme weniger Inseln sich unterhalb der 40 Meter-Linie hält. Von diesen beiden Öffnungen geht die östlichere schmalere an Kehrigk vorbei, die westliche weitaus breitere führt zwischen Wendisch-Buchholz und Münchehofe hindurch in das Dahmetal, und die Steilränder nördlich von Münchehofe und in der Gegend von Wasserburg scheinen es über alle Zweifel zu erheben, daß dieser Weg einmal von einem breiten Schmelzwasserstrom eingenommen wurde, der die Talränder kräftig erodierte; wir können diesen Strom als Urspree bezeichnen, da er die Wässer der heutigen Spree zweifellos einmal aufnahm und wir müssen uns der Frage zuwenden, warum der heutige Spreelauf einen abweichenden Weg nimmt und wann diese Änderung eingetreten sein dürfte. Dazu bedarf es einer weiter ausgreifenden Betrachtung über die Abflußverhältnisse der Schmelzwässer überhaupt.

Der Lauf der heutigen Spree folgt dem der Urspree nur etwa bis Leibsch, oder allgemein gesprochen bis in den Unterspreewald. Dann tritt die Spree in den Neuendorfer See ein und verläßt ihn in östlicher Richtung über Kossenblatt, um den Schwielochsee zu erreichen, dessen nordsüdlich gestrecktes Becken sie in nördlicher Richtung verläßt., um dem Berliner Haupttal zuzufließen und diesem bis zu ihrer Mündung zu folgen. Wir haben also zwei nordsüdlich gerichtete Talabschnitte, von denen der eine mit einem See endigt, der andere mit einem solchen beginnt, die Längsrichtungen beider Seen entsprechen den Richtungen der beiden Talabschnitte und ihre Breitseiten sind durch das Mittelstück des Wasserlaufs verbunden. Um die Bedeutung dieser Umstände richtig zu ermessen, müssen wir die weitere Umgebung betrachten. Zwischen der Linie des Beeskow-Schwielochseetales und der Linie Lübben-Neuendorf, die ihre Fortsetzung in der tiefeingesenkten Rinne des Scharmützelsees findet, sehen wir noch mehrere Täler, die den ebengenannten parallel verlaufen. Da ist vor allem das Tal Glienecke, Premsdorf, Werder, das sich weiter in der Mulde des Landgrabens auf Bibersdorf fortsetzt und

über Radensdorf den Oberspreewald erreicht. Ähnliche Talbildungen finden wir weiter im Norden des großen Kossenblatter Sees, ferner zwischen Stremmen und Briescht und in dem Tale, das sich nahe bei Butzen, in der Nähe von Straupitz beginnend, über Syckadel nach Norden erstreckt und mit einer scharfen Biegung nach Osten bei Ressen den Schwielochsee erreicht. Wir haben also ein ganzes System paralleler Täler, deren östlichstes von dem Beeskower Spreeabschnitte benutzt wird, während ein weiter westliches Tal des gleichen Systemes das Lübbenau-Neuendorfer Laufstück der Spree enthält. Dieses Tal ist aber keineswegs das westlichste des Systemes; diesem gehört vielmehr auch die Niederung an, in der die Börste zwischen Luckau und Reichwalde fließt und die sich über Fürstlich Drehna bis gegen Gollmitz an der Kottbus-Torgauer Bahn fortsetzt. Demselben System müssen wir aber weiterhin auch den scharfen Höhenrand zurechnen, den die Dresdener Bahn zwischen Uckro und Wendisch - Drehna ersteigt und der aus der Gegend westlich von Golßen zuerst gegen Süden, dann mehr gegen Südosten gerichtet, bis in die Gegend von Garow bei Sonnewalde zu verfolgen ist. Sein südöstlicher Ausläufer ist von Keilhack einmal kurz beschrieben worden (Z. d. Dtsch. geol. Ges. Bd. 53. Pret. S. 43) als eine Endmöräne, die hauptsächlich durch Kalkgeschiebe bezeichnet werde. Der Reichtum an Kalkgeschieben hat einem Teile des Höhenrandes auch den Namen der Kalkberge eingetragen und zahlreiche alte Gruben zeigen noch, wie lebhaft man nach dem geschätzten Steinmaterial gesucht hat. Die Endmoränennatur zeigt sich ferner in starken Faltungen, die sich an mehreren in der Gegend von Wendisch-Drehna und Gahro aufgeschlossenen Braunkohlenflözen verfolgen lassen.

So wird uns hier der Gedanke nahe gelegt, daß das beschriebene Talsystem als eine Gruppe von Endmoränen anzusprechen ist, d. h. daß es Stauchungsfalten sind, die vor dem Eisrande und parallel mit ihm bei einem ruckweisen Zurückweichen des Inlandeises gebildet wurden. Derselbe Gedanke drängt sich an einer anderen Stelle des Talsystemes auf, nämlich am Scharmützelsee. Zache[1]) war bekanntlich der erste, der nachwies, daß das Tal dieses Sees unmöglich als eine Schmelzwasserrinne gelten könne, sondern eine Grabenversenkung sei. Es fragt sich nur, welche Kräfte die nordsüdlich gerichteten Verwerfungen erzeugt haben, die am Nordrande des Sees unverkennbar sind.

Der Gedanke an eine Schmelzwasserrinne wird auch schon dadurch ausgeschlossen, daß der Scharmützelsee einmal in die höchsten Teile des Beeskow-Storkower Landes eingesenkt ist, nämlich zwischen die Rauenschen und Duberow-Berge, daß ferner seine schmale Rinne ihren

---

[1]) Zache, Archiv der Brandenburgia, 1899, Bd. 5. S. 1—32.

Ausfluß weder in ihrer nördlichen noch in ihrer südlichen Verlängerung, sondern an ihrer Breitseite gegen Westen hat. Wäre es ein Erosionstal, das von Norden nach Süden durchströmt wurde, so war mit dem Augenblicke, wo hier an der Seite ein Abfluß gebildet war, die Ursache verschwunden, die noch weiter nach Süden eine Erosion möglich gemacht hätte. Oder es müßte die Talmulde, die von Westen auf die Scharmützelseerinne mündet, jünger sein als diese selbst, müßte also auch schärfere Formen zeigen, sie ist aber im Gegenteil ungleich sanfter geböscht.

Wir schwanken sonach nur noch zwischen den beiden Möglichkeiten, daß die Grabenversenkung des Scharmützelsees durch westwärts gerichtete Zusammenpressung der oberen Erdschichten durch einen unmittelbar östlich des Sees mit nordsüdlichem Verlauf zu denkenden Eisrand zu stande gekommen ist, oder durch im engeren Sinne tektonische Ursachen. Da wir den tieferen Untergrund nicht kennen und eine sichere Entscheidung sich nur auf Grund der Überlegung herbeiführen ließe, daß glaziale Stauchungen nach der Tiefe abnehmen, tektonische Störungen dagegen zunehmen müßten, so müssen wir uns auf einen Wahrscheinlichkeitsschluß beschränken. Wenn wir bedenken, daß tektonische Störungen ihren Ursprung nicht im lockeren Gestein haben können, sondern in dem darunter liegenden festen Felsgerüst der Erde, so liegt es nahe, daß die Einflüsse solcher tektonischen Störungen auf die Gestalt unserer heimischen Bodenoberfläche nur gleichsam indirekte sein können. Es handelt sich nur um ein Nachsinken der lockeren oberen Bodenschichten entsprechend den in der Tiefe vor sich gehenden Verschiebungen, und es ist wahrscheinlich, daß hierbei nur sehr gemilderte Formen entstehen. Die Scharmützelseerinne ist aber eine sehr scharf eingesenkte Rinne und deshalb möchte ich sie als eine glaziale Stauchung ansehen.

Dieses System von Stauchungslinien gibt uns nun einen sehr willkommenen Anhalt für die Lage, die der Eisrand bei seinem Rückzuge einnahm und die maßgebend sein mußte für die Abflußbedingungen der Schmelzwässer. Die nordsüdliche bis nordwestsüdöstliche Richtung, die wir hier für den Eisrand fanden, entspricht durchaus den Annahmen, durch die wir die Gestaltung des Baruther Tales auch in den westlicheren Teilen am besten erklärbar fanden; ihr steht aber die gegenteilige Auffassung unvereinbar gegenüber, denn nach dieser muß es eine Zeit gegeben haben, in der das gesamte Baruther Tal eisfrei war, während zwischen ihm und dem Berliner Haupttale die vielfach ausgelappte Linie des Eisrandes angenommen wird. Diese Anschauung gründet sich auf die Untersuchungen der Endmoränen nördlich des Thorn-Eberswalder Haupttales. Südlich dieses letzteren sind noch keine stichhaltigen Gründe für sie ins Feld geführt worden, denn auch die Verhältnisse, die Keil-

hack aus der Gegend von Frankfurt a. O. anführt, lassen sich anders ungezwungener erklären, wie ich in einer späteren Arbeit darlegen werde. Auch die Untersuchungen über die hinterpommersche und neumärkische Endmoräne überzeugen mich nicht, aber es würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wenn ich das hier eingehender begründen wollte. Ich will nur kurz bemerken, daß sich meine Gegengründe auf ein umfangreiches Studium der Karte und der Landschaft stützen; auch diese behalte ich einer späteren Arbeit vor. Dagegen möchte ich hier auf eine Beweisführung eingehen, die gerade an dem Beispiele des Baruther Tales zeigt, daß der Eisrand schwerlich diesem letzteren parallel gelegen haben kann.

Wir hatten bereits oben gesehen, daß wir auch für die Schmelzwässer die Tatsache festhalten müssen, daß Wasser nur im Bergabströmen Talauen und Erosionsränder erzeugen kann. Überblicken wir nun das Gebiet der Urspree, so sehen wir, daß hier ein weites Tal geschaffen worden ist von Wässern, die aus dem Süden kamen. Es mußte also die Möglichkeit gegeben sein, daß diese Wässer schon damals im Norden einen Abfluß fanden, der nirgends anders gelegen haben kann als bei Berlin. Das Berliner Tal mußte schon eisfrei sein, als das Baruther Tal bei Lübben noch so gewaltige Wasserzuflüsse empfing, daß das weite Erosionstal der Urspree erzeugt werden konnte. Nehmen wir einmal an, dies sei nur unter Zuhilfenahme der Eisschmelzwässer möglich gewesen, dann mußte der Eisrand im Westen noch seine Wässer in das Baruther Tal entsenden, als er im Osten schon die Gegend von Berlin freigegeben hatte. Nun liegt aber die Wasserscheide zwischen dem Baruther Haupttale und dem Berliner Haupttale, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann, zwischen Spree und Oder unmittelbar am Baruther Tale und wir würden daher auf jeden Fall einen mindestens nordwestsüdöstlichen Verlauf des Eisrandes annehmen müssen.

Aber auch für den zweiten Fall, daß wir annehmen, es genüge, wenn die heutigen Oderwässer seinerzeit durch das Spreetal geflossen seien, um die Auswaschung des Spreetales zu erklären, ergeben sich ganz ähnliche Forderungen für die Lage des Eisrandes. Wir werden hier nämlich wieder auf die Frage geführt, von der wir ausgingen: warum die heutige Spree nicht dem Laufe der Urspree folgt. Die Talniederung zwischen dem Neuendorfer und dem Schwieloch-See ist keineswegs jung eingeschnitten, und so bleiben dann nur zwei Möglichkeiten übrig, entweder müssen wir jugendliche Senkungen annehmen, die erst verhältnismäßig spät, d. h. nach Ausbildung des Urspreetales die Gegend von Trebatsch tiefer gelegt haben als die von Neuendorf, oder der heutige Weg der Spree muß zu der Zeit, als das Urspreetal sich bildete, noch durch das Eis verlegt gewesen sein. Die erste Möglichkeit ist

sehr unwahrscheinlich, denn hätte eine derartige Senkung des Schwielochsees stattgefunden, so sollte man annehmen, daß auch der benachbarte Teil des Berliner Haupttales mitgesunken wäre und daß wir dort also irgend eine Seenbildung fänden. Das ist nicht der Fall und so bleibt also die Versperrung jener östlichen Abbiegung durch den Eisrand das wahrscheinlichere und sie führt uns wieder auf die bereits oben ausgesprochene Annahme, daß der Eisrand der Scharmützelseelinie parallel gelegen habe. Es ließe sich allerdings noch der Fall denken, daß das Eishindernis, das den Weg durch den Schwielochsee versperrte, im Berliner Tale gelegen habe; denn auch dann wäre der heutige Weg der Spree ungangbar gewesen. Um diese letztere Möglichkeit auszuschließen, würde es jedoch einer näheren Betrachtung des Berliner Tales bedürfen, die zuweit über den Rahmen der hier gestellten Aufgabe hinausgriffe. Die oben befürwortete Annahme über die Lage des Eisrandes findet außerdem eine wirksame Stütze in den Bodenverhältnissen des Baruther Tales selbst. Wir müssen uns nämlich notwendig die Frage vorlegen, warum überhaupt die Urspree entstand, warum der alte Abweg, der an Kottbus vorbeifließenden Wässer, nämlich der über Baruth zur Nuthe, überhaupt aufgegeben wurde? Der Umstand, daß die 50-Meter - Kurve in der Verlängerung des Urspreetales in das Baruther Haupttal fast bis zu dessen gegenüberliegendem Rande eindringt, kann keinen Zweifel darüber lassen, daß mit dem Entstehen des Urspreetales das Baruther Talstück trocken gelegt war, und daraus folgt umgekehrt, daß dieses Talstück entstanden sein muß und reiche Wasserzuflüsse besessen haben muß, ehe das Urspreetal existiert hat. Nun könnte man freilich annehmen, daß dies letztere doch schon vorhanden war, daß das Eis aber den Nordrand des Baruther Tales gebildet habe und damit den Abfluß durch das Urspreetal verhinderte; damit ist auf eine Erklärung dieses Tales überhaupt verzichtet und man erklärt nur noch, warum es erst verhältnismäßig spät in Wirksamkeit trat. Nehmen wir dagegen den Eisrand ungefähr in der Linie der Kalauer Berge und über die Hügel von Münchehofe nach den Rauenschen Bergen zu streichend an, so wird es verständlich, daß wir genau wie an der Plane und an der Nuthe zuerst einen Abfluß nach Westen haben, daß aber durch den Druck des Eisrandes unter dem Eise bereits ein Abflußweg nach Norden vorbereitet wird.[1]) Das Eis zieht sich nun weiter nach Osten zurück.

[1]) Die Stauchung am Eisrande erklärt auch, warum das dadurch entstandene Tal moorig ist, da diese Niederdrückung keinen Grund hatte, im Erosionsniveau Halt zu machen. Es muß also ein See ursprünglich sowohl anstelle des Spreewaldes als des unteren Nuthetales als auch des unteren Planetales gebildet worden sein. Daß diese Mulden nicht einmal vollständig ausgefüllt wurden, ist ein Zeichen dafür, wie verhältnismäßig wenig Schlamm und Sand die Schmelzwässer mit sich führten. Ähnliche Gedanken ließen sich übrigens an die Seenbecken knüpfen, durch die sich die Stauchungs-

Die durch das Eis geschaffene Talmulde verlief etwa in der Richtung Lübben, Neuendorf, Dahmsdorf, Colpin. Aber wir sehen das Urspreetal von ihr abweichen, indem es seinen Weg zwischen Wendisch - Buchholz und Münchehofe hindurch nimmt. Diese Abweichung wird verständlicher, wenn wir sehen, daß sie in der Verlängerung des westöstlichen Spreestückes nach Westen zu liegt und daß wir weiter im Westen in derselben Linie die Niederung von Jühnsdorf haben. Es handelt sich hier also um eine große Muldenlinie herzynischer Richtung, die jedenfalls unter dem Eise vorhanden war und nun dem Wasser den tiefsten Abflußweg bot; sie senkte sich unter dem Eise nach Osten noch tiefer und als das letztere sich daher bis in die Gegend von Beeskow zurückgezogen hatte, mußte sich in der Niederung des heutigen westöstlichen Spreestückes ein See aufstauen, der seinen Abfluß erst nach Norden fand, als der Druck des Eisrandes auch hier eine nordsüdliche Stauchungsfalte erzeugt hatte, durch die heute die Spree an Beeskow vorbei fließt.

Bei der eben versuchten Rekonstruktion glaube ich außerordentlich wenig hypothetische Momente hineingemengt zu haben. Wenn es zunächst befremdet, daß dem Baruther Tal hier eine ganz andere Rolle zugewiesen wird als bisher, so liegt der Unterschied hauptsächlich darin, daß ich in diesem Tale eine Reihe ungleichalteriger Stücke unterscheide, die nach Westen zu immer älter werden und jedesmal im Westen durch einen nordwärts gerichteten Abfluß begrenzt sind. Diese Zerlegung in einen Spree-, Nuthe- und Plane - Abschnitt ist nun kein Ergebnis der Theorie, sondern lediglich der Beobachtung. Diese drei Abschnitte sind wirklich vorhanden und ihnen muß Rechnung getragen werden. Die ältere Auffassung nimmt bekanntlich einen zusammenhängenden Schmelzwasserstrom von Glogau über Baruth und durch das Fiener Bruch zur Elbe an. Wir sahen bereits bei der Betrachtung des Nuthe - Systemes, welche widerspruchsvollen Vorstellungen notwendig werden, um den Übergang eines solchen Entwässerungsweges in die heutigen Flußläufe zu erklären. Diese Schwierigkeiten werden durch die hier vorgetragene Anschauung vermieden und wir werden bei dem letzten nun folgenden Abschnitt noch weiter erkennen, welche schweren Widersprüche wir zu überwinden hätten, wenn wir an der alten Auffassung, von einem zusammenhängenden Glogau - Baruther Wasserlaufes festhielten.

Ich bin mir wohl bewußt, daß es mir nicht gelungen ist, die Beweisführung zu einer unbedingt zwingenden zu gestalten; es würde mir auch vermessen erscheinen, durch die große Mannigfaltigkeit der Formen dieses Gebietes hindurch einen gleichsam mathematischen Weg

linie des Dahmetales im Grunde des Berliner Haupttales noch weiter verfolgen läßt. Die weißen Gletscherbäche der Alpen darf man jedenfalls nicht ohne weiteres auf unsere norddeutschen Verhältnisse übertragen.

zur Lösung der Frage zu suchen. Ich würde dabei immer an Richthofens Warnung erinnert werden, daß die mathematische Denkungsform uns gar zu leicht zu eleganten und weitgreifenden Schlüssen führt, ohne daß wir im Grunde wissen, ob auch die Voraussetzungen vorliegen, unter denen allein unsere mathematische Form galt. So habe ich es vorgezogen, die verschiedenen Wege, die sich mir zur Erklärung zu bieten schienen, möglichst weit durchzudenken und demjenigen den Vorzug zu geben, der das klarste Allgemeinbild liefert.

## 4. Der Neisse- und Bober-Abschnitt.

Wenn wir der Malxe aus dem Spreewalde flußaufwärts nach Osten folgen, so sehen wir da, wo sie nach Süden abbiegt, das Baruther Haupttal durch einen etwa nordsüdlich verlaufenden Höhenrücken quer abgeschlossen und nur eine schmale Pforte von 4 km Breite stellt die Verbindung mit dem östlicheren Teile her. Diese Pforte wird von der Malxe durchströmt, nachdem sie von Süden, aus der Gegend von Döbern kommend, das Baruther Tal erreicht hat. Auf diesem süd-nördlichen Laufe nähert sie sich bei Forst auf etwa 2 km der Neisse und zwischen beiden Flüssen liegt hier die Wasserscheide zwischen Elbe und Oder, also zwischen Nordsee und Ostsee. Die Neisse wiederholt hierbei im kleinen das Bild unserer großen norddeutschen Ströme, die auch größtenteils unmittelbar an ihrer westlichen Wasserscheide fließen und größere Zuflüsse nur von Osten erhalten. Wir fragen uns unwillkürlich, woher es komme, daß schon die Gebiete unmittelbar westlich der Neisse ihr Gefälle nach Westen zur Spree hin haben. Auf diese Wasserscheide werden wir umsomehr hingewiesen, als östlich von ihr die ganze Gestaltung des Baruther Tales eine andere wird. Im Gebiete der Spree hatten wir eine weite Talniederung gehabt, die mit geringen Unterbrechungen eine Breite von 10 bis 12 km besaß und sich erst bei Baruth auf 2 km verengte, um dann in die oben geschilderten eigentümlichen Verhältnisse des Nuthe-Systemes überzugehen. Ebenso war eine deutliche Talaue westlich von Luckenwalde vorhanden gewesen und so wie diese nach Osten durch den Luckenwalde-Saarmunder Höhenzug abgeschnitten wurde, dessen östliches Hinterland kein eigentliches Baruther Tal mehr, sondern vielmehr einen ziemlich gleichmäßigen Abfall nach Norden zeigte, so sehen wir es ganz ähnlich auch östlich der Neissewasserscheide. Den Luckenwalder Höhen in diesem Vergleiche entsprechen die Höhen zwischen Pfoerten und Markersdorf, die sich nach Norden in die mehrfach über 100 Meter hohen Hügel fortsetzen, auf denen die Westgrenze des Gubener Kreises verläuft. Das Neissetal bei Markersdorf entspricht ganz dem Nieplitztale bei Beelitz und auch hier haben wir im Osten von Pfoerten die Tatsache, daß das eigentliche

Baruther Tal unkenntlich wird und an seine Stelle eine ungefähr nördliche Abdachung, das Gebiet der Lubst mit ihren Zuflüssen, tritt. Ich will hier nicht Dinge wiederholen, die ich bereits an anderer Stelle gesagt habe, und nur darauf hinweisen, daß hier offenbar dieselbe Erscheinung vorliegt wie bei der Spree, Nuthe und Plane, daß wir nämlich ursprünglich einen Eisrand etwa in der Linie Pfoerten-Markersdorf annehmen müssen, der die Schmelzwässer in das Spreegebiet hinübersendete, daß dieser Eisrand vor sich den Pfoertener Höhenzug aufwölbte, unter sich aber den Boden niederdrückte und so das Tal der Werder erzeugte. In ähnlicher Weise denke ich mir die östlicheren und Parallel-Täler entstanden und indem somit der Pfoertener Höhenzug als eine Endmoräne erscheint, gewinnt denselben Charakter auch der Höhenzug, der in seiner Verlängerung von Grießen über Pinnow, Henzendorf, Kieselwitz auf die Gegend von Müllrose zuläuft.

Eigentümliche Verhältnisse bietet nun aber die Waserscheide zwische Neisse und Bober. Verfolgen wir die Zuflüsse der Lubst bis an ihre westlichen Quellen, so finden wir diese fast alle am Westrande eines Höhenzuges, der unmittelbar östlich des Bobers und parallel mit diesem verläuft. An diesen Zug setzen sich mehrere andere Höhenzüge in der Art an, daß sie sich ungefähr konzentriseh um das Becken von Guben gruppieren. Wir sind dabei unschlüssig, wo wir unter diesen Umständen die Fortsetzung des Baruther Haupttales sehen sollen. Einen gewissen Anhalt könnte uns im Süden die 100-Meter-Linie geben, denn sie geht aus der Gegend von Groß-Bademeusel etwa auf den Südrand der Schwartze-Niederung zu. Aber dies wäre eine durchaus künstlich gewählte Linie und es würde der Nordrand dazu fehlen. Wollen wir hier um jeden Preis ein Baruther Tal konstruieren, so müssen wir die Pforten zwischen den Starbergen, westlich von Gassen, und dem südlich davon gelegenen Höhenrande von Schniebinchen und Jessen einerseits und die Mulde, in der die Chaussee von Naumburg am Bober nach Grünberg zu verläuft, mit einander verbinden. Aber wir dürfen uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß zwischen diesen beiden Stücken, die uns eine notdürftige Verbindung zwischen dem Glogauer und dem Baruther Tal herstellen, ein eigentliches Tal nicht vorhanden ist. Hier ragen vielmehr einige Hügelwellen hinein, die einem um die Gegend östlich von Guben konzentrisch angeordneten System angehören und wohl als Moränenbildungen eines lappenförmig vorgezogenen Randstückes anzusehen sind. Auch der Bober wiederholt uns das Schauspiel, daß er so gut wie gar keine Zuflüsse von Westen erhält. Auch im Osten tritt seine Wasserscheide sehr nahe an ihn heran bei Naumburg, von wo aus die Schwarze und etwas nördlicher die Ochel in einem sehr moorigen Talgrunde zur Oder fließen. Der Lauf dieser beiden Flüsse ist genau entgegengesetzt dem Oderstück zwischen Köben und Neusalz,

in dem Glogau liegt und das wir uns gewöhnt haben, als einen integrierenden Bestandteil des Glogau-Baruther Haupttales anzusehen. Wir fanden nun aber, daß die Verbindung zwischen diesem Glogauer Tal, das sich bis Naumburg nach Westen, und dem Baruther Tal, das sich bis südlich Pfoerten gegen Osten verfolgen läßt, sich ohne etwas künstliche Konstruktionen nicht herstellen läßt, denn die Linie Pfoerten-Naumburg würde, wenn wir sie außerhalb jenes Zusammenhanges betrachteten, niemals den Eindruck eines Haupttales in uns hervorrufen.

Verlängern wir dagegen das Glogauer Tal nach Westen, so läuft in seiner genauen Fortsetzung das Mühlbachtal gegen Guben zu und gehen wir weiter in derselben Linie fort, so finden wir jenseits des Pfoerten-Müllroser Moränenrückens wiederum eine Talbildung in dieser Richtung, die sich gradlinig in das Cossenblatter Spreestück fortsetzt. Mit anderen Worten: Abgesehen von jenem Moränenzuge, der eine Unterbrechung bedingt, haben wir eine herzynisch gerichtete Muldenlinie, die zwischen Großbeeren und Trebbin beginnend, sich über Guben und Glogau und weiter im Bartschtale bis in die Nähe der Reichsgrenze fortsetzt. Ihr geht parallel das untere Elbtal, fortgesetzt im havelländischen Luch und im Berliner Haupttale bis in das Odergebiet und ebenso geht parallel auch eine Linie, die wir von Brandenburg durch das Lehniner Tal bis Canin, dann nach einer kurzen Unterbrechung von Beelitz wieder bis an die Nuthe nördlich Liebätz verfolgen können und die von da zusammenfällt mit dem Baruther Tale bis in die Gegend von Groß-Teuplitz südlich von Pfoerten. Auch in der Umgegend von Sorau fehlen Anzeichen herzynischer Talrichtung nicht; immerhin wird die eben beschriebene Niederung dort unterbrochen, aber sie tritt wieder hervor im Bobertal zwischen Sagan und Sprottau und in dem daran sich anschließenden Sprottetal. Über Lübben läßt sie sich dann bis an die Oder verfolgen. Dies sind die beiden Mulden, die weiter östlich zwischen sich den Rücken des Katzengebirges einschließen. Die Linie des Planeabschnitts endlich verlängert sich nach Ostsüdosten in den Fläming hinein als eine flache Talmulde, die etwa die Richtung auf Dahme einhält. Mit mehrfachen Unterbrechungen dürfte sie sich sogar bis in die Mulde von Haynau bei Liegnitz verfolgen lassen.

Diese Linien halte ich für herzynische Linien tektonischen Ursprungs, das letzte Ausklingen der Brüche, die den Harz, den Thüringer Wald und ihre Vorberge erzeugt haben. Ihr tektonischer Charakter ist übrigens nicht aus ihrer Richtung geschlossen, sondern daraus, daß sie vor dem Eintreten der Erosion schon vorhanden gewesen sein müssen und daß sie älter sind als der Eisrückzug. Sie sind nicht die einzigen ihrer Art; sie alle gaben vorübergehend beim Zurückweichen des Eises nach Osten Veranlassung zur Entstehung herzynisch gerichteter Abflußwege. Aber

diese wurden durchkreuzt von den Talmulden, die durch Stauchung des Untergrundes am Eisrande entstanden. Zog sich das Eis nun weiter nach Osten zurück, so wurde zwar wieder die herzynische Linie vorübergehend als Abflußweg benutzt, aber ihre Wässer wurden nun durch das jüngere Stauchungstal nach Norden abgelenkt. So entstanden eine Reihe von Abflußwegen in derselben herzynischen Linie, die zusammen den Eindruck eines einheitlichen Flußbettes erwecken, aber in Wirklichkeit einzelne Abschnitte sind, von denen jeder seinen eigenen Abfluß nach Norden und also seine eigene Wasserwirtschaft besaß.

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus noch einmal das Baruther Haupttal im ganzen, so finden wir, daß es drei herzynischen Linien angehört, die wir kennzeichnen können durch den Namen des Neusalzer, des Lübbener und des Brücker Abschnittes und überall am Übergange von einer dieser tektonischen Mulden in die andere, nämlich zwischen Treuenbrietzen und Baruth einerseits und zwischen Forst und dem Bober andererseits, wird das Baruther Haupttal als solches unkenntlich und löst sich in eine Reihe von Einzelarmen auf. Wir haben also durch die genauere Betrachtung des Baruther Haupttales neue Anschauungen über den Eisrückgang in diesem Gebiete gewonnen. Vor allem aber sind wir zu anderen Auffassungen über die Entstehung unseres Flußnetzes und über den Übergang aus der diluvialen Entwässerung in die alluviale gekommen. Es sei gestattet, diese Ergebnisse hier zum Schlusse noch einmal zusammen zu fassen:

Das Baruther Tal ist niemals von einem zusammenhängenden Schmelzwasserstrom in seiner ganzen Länge durchflossen worden, bezw. vorsichtiger ausgedrückt, es ist, als es in seinem östlichen Teile eisfrei geworden war, in seinen westlichen Teilen nicht mehr von Schmelzwässern benutzt worden. Diese Ausdrucksweise unterscheidet sich dem Sinne nach nur insofern von der vorigen, als sie die Möglichkeit eines subglazialen Abflusses durch das Baruther Tal in seiner ganzen Länge unerörtert läßt. Ich ziehe diese vorsichtigere Fassung vor, da ich zur Zeit noch keinen Weg sehe, auf dem sich diese Frage des subglazialen Abflusses exakt behandeln ließe. Aber auch in dieser Form bedeutet dies Ergebnis eine grundsätzlich andere Auffassung von der Entstehung der Haupttäler, als wir sie bisher gehabt haben. Wir müssen jetzt annehmen, daß die Haupttäler und einige untergeordnetere, ihnen parallele Bildungen schon unter dem Eise vorhanden waren, vermutlich durch tektonische Ursachen bedingt. Über dies Talsystem hinweg zog sich nun das Eis zurück im allgemeinen in nordöstlicher Richtung. Dabei benutzte es als Abflußwege für seine Schmelzwässer vielfach Stücke der Haupttäler, da diese naturgemäß die Mulden darstellten, in denen sich das Wasser sammeln mußte. Aber schon damals war das Berliner Tal

die Haupttiefenlinie des brandenburgischen Landes. Demgemäß benutzt das Wasser jeden Weg, der sich ihm bietet, um diesem Tale zuzuströmen. Solche Wege schafft das Eis selbst mehrfach dadurch, daß es in vorübergehenden Stillstandslagen den Boden vor seinem Rande aufstaucht und unter diesem Rande niederdrückt. Auf solche Weise entstehen Mulden und Sättel parallel dem Eisrande, die einerseits die alten Abflußwege abschließen, andererseits neue in ihren eigenen Muldenlinien schaffen, in denen nunmehr das Schmelzwasser naturgemäß abfließt. So entstehen nach einander das Planetal, das Nuthetal, das Tal der Dahme und das der Spree, und ähnliche Talbildungen kommen auch im Gebiete der Neisse und des Bobers vor.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß das Baruther Haupttal stellenweise als solches gar nicht erkennbar ist, so z. B. bei Luckenwalde und bei Sommerfeld. Es liegt daher die Frage nahe, wie man denn auf die Konstruktion dieses Talbegriffes gekommen ist. Was bestimmte die Geologen dazu, diese Talstücke trotz der Lücken zu verbinden. Es ist sicher der Umstand gewesen, daß das Baruther Tal, wenigstens in seinem brandenburgischen Anteile, in dem der Name entstand, im Süden von der einheitlichen Linie begrenzt ist, die durch den Nordfuß des Fläming und des Lausitzer Grenzwalles gegeben wird. Dieser Fuß wird eben teilweise von Talmulden (herzynischer Richtung) berührt und alle diese Stücke verband man zu einem einheitlichen Tal, das man dem Berliner Haupttale homolog ansah. Von diesem unterscheidet es sich aber schon dadurch, daß es von keinem Flusse in seiner Längsrichtung auf weite Strecken benutzt wird, und das hängt wieder damit zusammen, daß das Berliner Haupttal die Haupttiefenlinie des brandenburgischen Landes einnimmt und von jeher einnahm.

Kurz gesagt besteht somit der brandenburgische Anteil des Baruther Haupttales aus Stücken verschiedener hercynischer Mulden, die an den Nordfuß des Flämings und des Lausitzer Grenzwalles herantreten. Die drei Linien des Berliner Haupttales, der Glogau-Großbeerener und der Baruth-Lehniner Mulde entsprechen übrigens genau den 3 Knicken, die der Havellauf zwischen Brandenburg und Havelberg macht.

Es handelt sich hier um homologe Talbildungen offenbar wie das Allertal, das dieselbe herzynische Richtung innehält, und das wohl niemand mehr als ein Urstromtal ansieht, seit Wahnschaffe[1]) so überzeugend die Gründe dagegen zusammengetragen hat.

Damit verschwindet der Zusammenhang, den man zwischen der Richtung des Baruther Tales und der Randlinie des zurückweichenden Inlandeises suchte. Zusammenhänge mit diesem Rande fanden wir aber

---

[1]) Wahnschaffe, Urs. d. Obfl.-Geol. II. Aufl. S. 177.

in den nordwärts gerichteten Mulden, die das Baruther Tal entwässern, und so ergiebt sich, daß das Eis sich in dieser Gegend fast gegen Osten zurückgezogen hat. Die starke Abweichung dieser Auffassung von der herrschenden veranlaßt mich zu einer kurzen Bemerkung über ihren Beweis. Im Vorhergehenden ist darauf hingewiesen worden, daß wir mit Erosionswirkungen allein zur Erklärung der Talbildungen nicht ausreichen. Es ist auch darauf aufmerksam gemacht worden, daß wir an glaciale Stauchungen denken müssen. Nun ist soeben eine kleine, aber sehr inhaltreiche Arbeit von Wahnschaffe[1]) erschienen, in der er sich mit glacialen Stauchungen beschäftigt.

Mit sehr klaren Worten kennzeichnet er sie als Wirkungen des Eisrandes und wenn er trotzdem ausdrücklich davor warnt, aus dem Verlaufe solcher Emporpressungen auf die zeitweilige Lage des zurückweichenden letzten Inlandeises zu schließen, so bezieht sich die Warnung nur auf die Datierung der betreffenden Eisrandlage. Er weist nämlich darauf hin, daß das Eis auch beim Vorrücken solche Bildungen erzeugt haben könnte, über die er später hinwegging, ohne sie vollständig einzuebnen. Es wird daher von Wichtigkeit sein, daß wir uns die Frage vorlegen, ob wir im vorliegenden Falle hinreichenden Grund haben, Pausen im Rückzuge und nicht das Vorschreiten des letzten Eises für die Talbildungen verantwortlich zu machen, die von dem Baruther Talzuge die verschiedenen Flußläufe nach Norden führen.

Als solchen Grund möchte ich vor allem den anführen, daß wir die nördlich gerichteten Täler einem tieferen Erosionsniveau entsprechen sahen, als die westlich benachbarten Teile des Baruther Tales. Daraus folgt, daß sie jünger sind als jene. Das kann ich mir aber nur in der Art erklären, daß sie jedesmal nach dem Eisfrei-werden jenes westlichen Vorlandes entstanden, also in diesem Sinne „postglacial“ sind. Damit aber müssen sie zeitlich in den Eisrückzug hineinfallen.

Ein zweiter Grund bezieht sich auf die Scharmützel-See-Rinne. Sie ist meines Erachtens viel zu steil eingesenkt, als daß man glauben könnte, das Eis sei über sie hinweggegangen. Dann müßte eine Abschleifung aller Formen stattgefunden haben. Wahnschaffe erklärt sie demgemäß ja auch für eine Rückzugsbildung des letzten Eises. Warum ich mich seinen Auffassungen von einer Schmelzrinne nicht anschließen kann, habe ich oben bereits dargelegt.

So sehe ich gar keinen Ausweg mehr, als den, daß wir in den Stauchungstälern der Plane, Nuthe und Spree gleichsam Fußspuren des Eisrandes erblicken müssen. Verfolgen wir diese Spuren noch weiter gegen Osten hin, so kommen wir schließlich dazu, den Guben-Müllroser

[1]) Wahnschaffe, Über glaciale Schichtenstörungen im Diluvium und Tertiär bei Freienwalde und Fürstenwalde. Mon.-Ber. d. Dtsch. geol. Ges. 1906. No. 8—10.



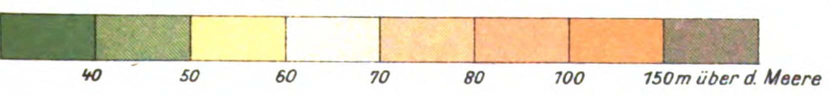
Höhenzug als Endmoräne vor dem Eisrande aufzufassen. Es würde zu weit führen, diese Linie hier weiter nach Norden zu verfolgen. Vorbehaltlich des Beweises in einer späteren Arbeit möchte ich aber hier zum Schlusse schon kurz darauf hindeuten, daß die Fortsetzung des Gubener Höhenzuges in den Hügelrücken zu suchen ist, die an Frankfurt vorbei über Lietzen nach Buckow streichen und ihre Fortsetzung wieder in den Rücken der Märkischen Schweiz bis Freienwalde hin finden. So verläuft also auf dieser ganzen Strecke eine Endmoräne auf dem Höhenrande westlich der Oder, und in ihr, nicht in der sog. „neumärkischen" haben wir die Fortsetzung der Uckermärkischen Moränenbogen zu sehen. Damit gelangen wir zu einer völlig anderen Auffassung der Bedeutung des Odertales, das nun ungefähr als ein „Haupttal" im bisherigen Sinne erscheint, nämlich als ein Schmelzwasserweg hinter einer großen Moränenlinie.

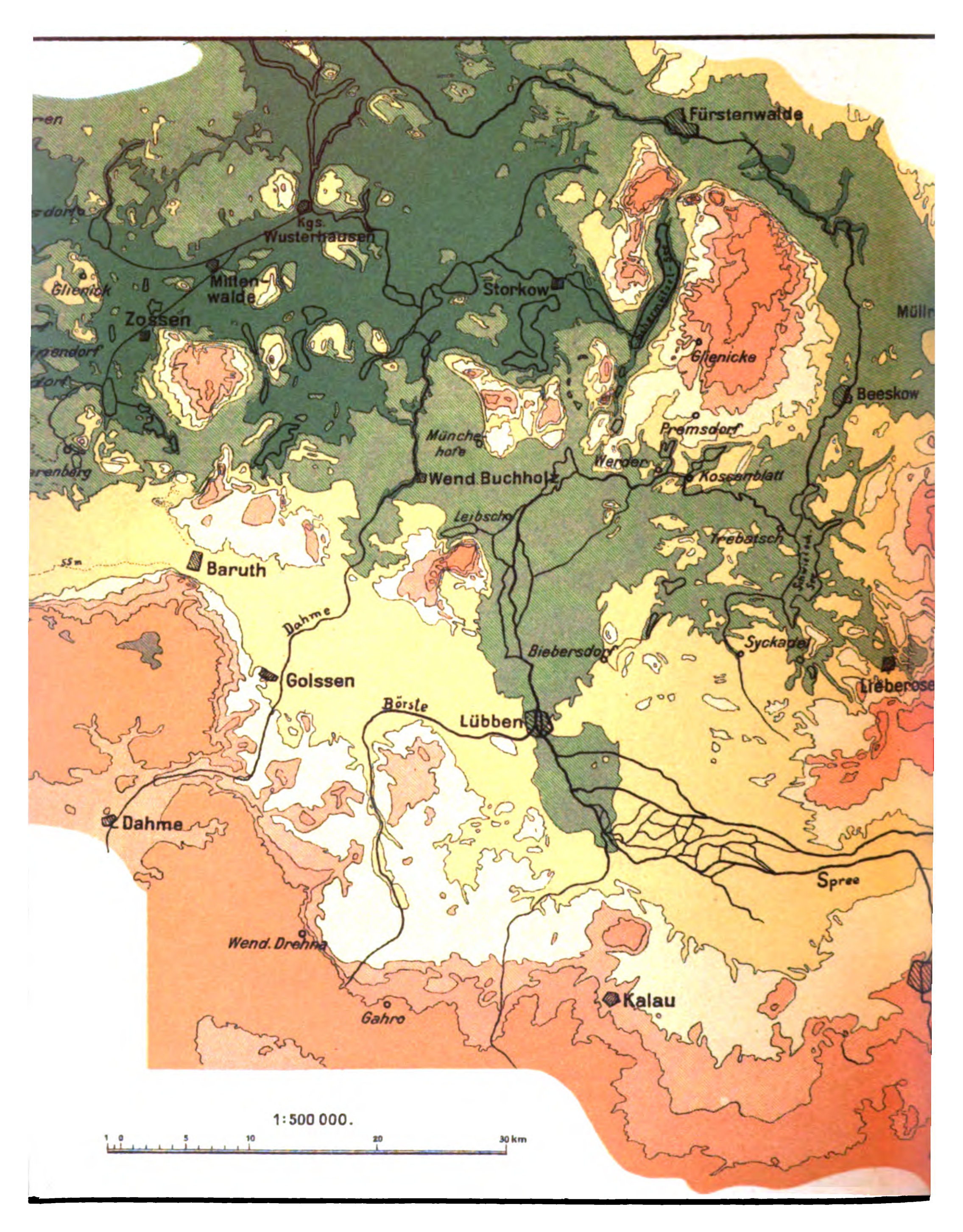
Um diese Anffassung zu beweisen, bedarf es vor allem einer genauen Diskussion der neumärkischen Endmoränen, die ich, wie oben gesagt, demnächst an anderer Stelle zu geben gedenke.

# Höhenschichtenkarte
des
# BARUTHER HAUPTTALS
innerhalb der
## Provinz Brandenburg.

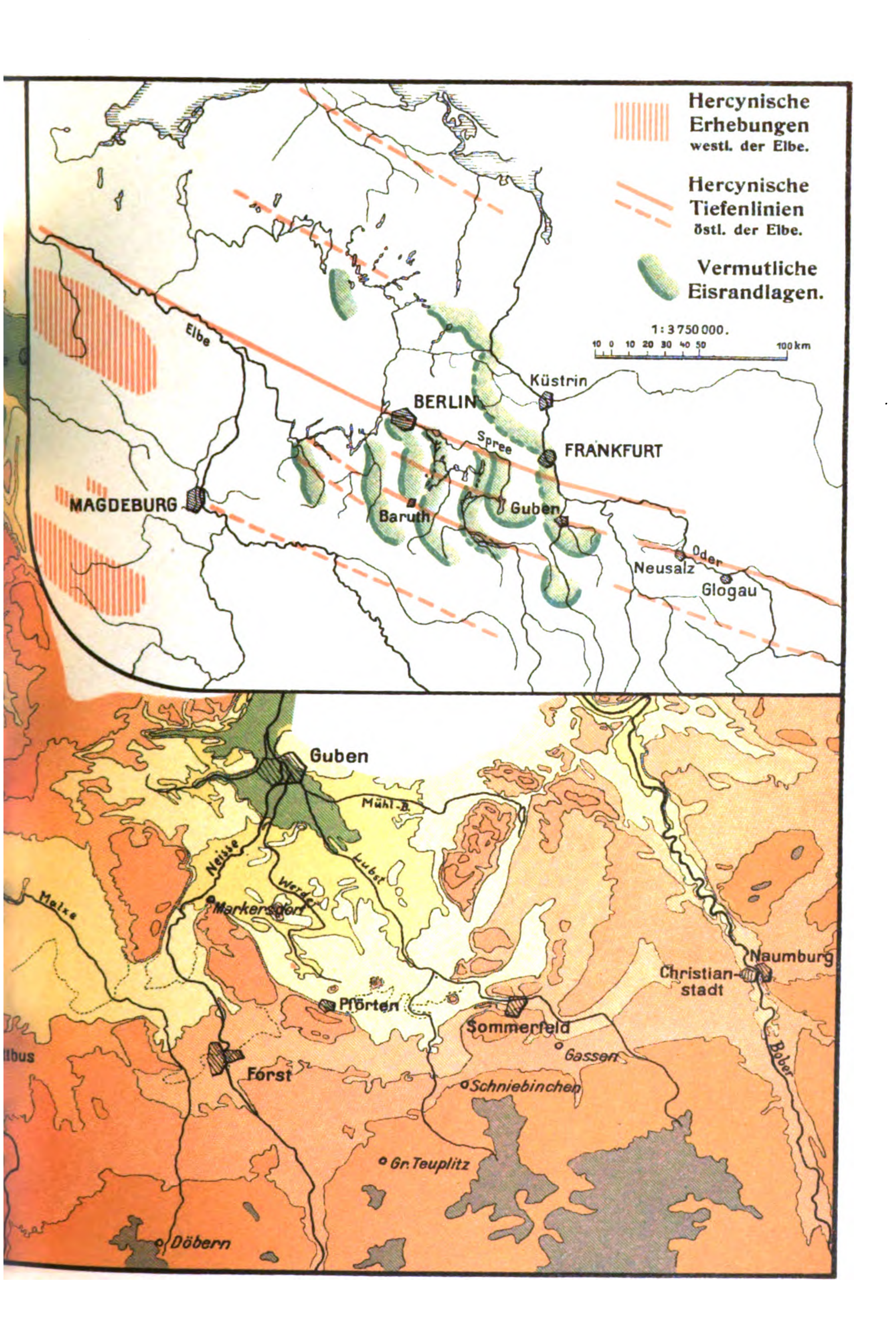
Auf Grund der Meßtischblätter
unter Fortlassung der Dünenbildungen gezeichnet von
**Dr. F. Solger.**

Höhenschichten:






Photolith. d. Lith. Anst. v. Bogdan Gisevius, Berlin W. Linkstr. 29.



Hercynische Erhebungen westl. der Elbe.
Hercynische Tiefenlinien östl. der Elbe.
Vermutliche Eisrandlagen.
1:3750000.
10 0 10 20 30 40 50 100 km
Elbe
MAGDEBURG
BERLIN
Küstrin
Spree
FRANKFURT
Baruth
Guben
Oder
Neusalz
Glogau
Guben
Mühl-B.
Neisse
Lubst
Werder
Malxe
Markersdorf
Naumburg
Christian-stadt
Pförten
Sommerfeld
Gassen
Bober
ttbus
Forst
Schniebinchen
Gr. Teuplitz
Döbern

# Die Sammlung der Schnupftabak-Dosen im Märkischen Provinzial-Museum

**nebst einer geschichtlichen Einleitung über den Tabakgebrauch in der Mark Brandenburg.**

Von Kustos **R. Buchholz.**

Vortrag in der „Brandenburgia"-Sitzung, Dezember 1906.

---

Es ist bekannt, wie im Laufe des 16. Jahrhunderts die Tabakpflanze (Nicotiana Tabacum) und ihr Gebrauch von Seefahrern in Europa eingeführt wurde und wie dann im 17. Jahrhundert das Tabakrauchen und später auch das Tabakschnupfen aus gewissen exklusiven Kreisen allmählich sich weiter ausbreitete, bis beide Gebräuche gleichsam Gemeingut und Bedürfnis der ganzen Bevölkerung wurden.

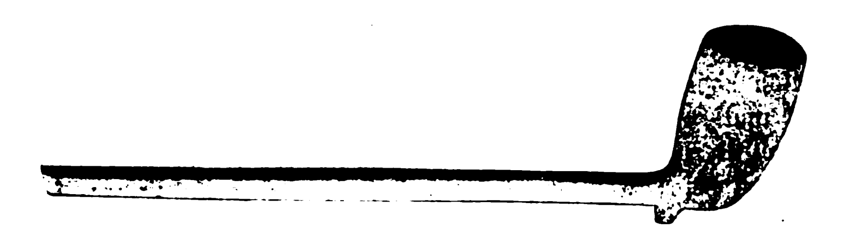
Nach Berlin scheint die erste Tabaksendung im Jahre 1632 gekommen zu sein; wenigstens wird berichtet, daß in diesem Jahr die Zollrolle zum erstenmal „eine Kiste Tobak" erwähnt, die versteigert wurde. In späteren Zollrollen kommt dann hin und wieder auch Tabak vor, ein Handel damit konnte sich aber nicht entwickeln, weil der Kurfürst das Rauchen verboten hatte. Als aber der große Kurfürst endlich gewahr wurde, daß in Holland, Frankreich und anderen Staaten der Tabakzoll sich als eine reiche Steuerquelle erwies, gestattete er nicht bloß das Rauchen, sondern beförderte auch den Anbau des Tabaks in seinen Landen und die Zubereitung desselben für den Gebrauch. Zu dem letzteren Zweck erteilte er den jüdischen Kaufleuten Daniel und Nathan im Jahre 1674 ein besonderes Privilegium auf 12 Jahre, hob dies Privilegium jedoch schon im Jahre 1681 wieder auf, um die Fabrikation des Tabaks frei zu geben. Von dieser Zeit an beschäftigten sich so viele Personen mit der Zubereitung des Tabaks, dem „Spinnen in Rollen", daß sie in den Städten zu besonderen „Tabakspinner-Innungen" zusammen treten konnten. Diese Innungen hatten dann natürlich auch ihre Gewerkswappen oder Zeichen wie die andern Innungen. Das



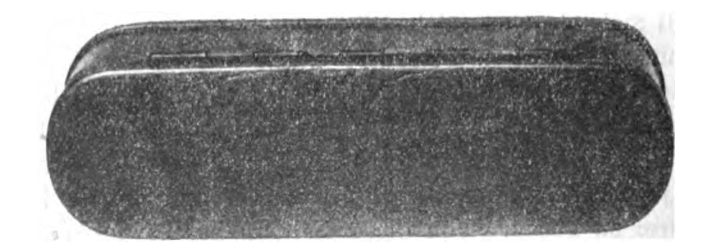
der Berliner Innung, in dem der Rollentabak in verschiedenen Größen auf dem von zwei Löwen gehaltenen Wappenschild dargestellt ist, lege ich zur Ansicht vor (Abb. 1). Es ist aus versilbertem Messingblech getrieben und zeigt die Namen der Stifter nebst der Jahreszahl 1775.

Der von den Rollen geschnittene Tabak wurde zum Rauchgebrauch in Lederbeuteln getragen und aus kleinen Tonpfeifen geraucht. Eine solche Pfeife, deren Rohr in der Regel 40 bis 66 cm lang war, lege ich mit vor (Abb. mit verkürztem Rohr). Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kamen die Pfeifen mit Porzellankopf und Horn- oder Knochen-Spitze auf.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts begann man in Holland als Taschenbehälter für den geschnittenen Tabak besondere längliche Dosen aus Messing und Kupfer mit Scharnier für die Klappdeckel zu fertigen, die bald darauf auch in der Mark Brandenburg



Eingang fanden und sich hier noch in zahlreichen Exemplaren erhalten haben. Diese Rauchtabakdosen, durchschnittlich 12 cm lang, 5 breit,



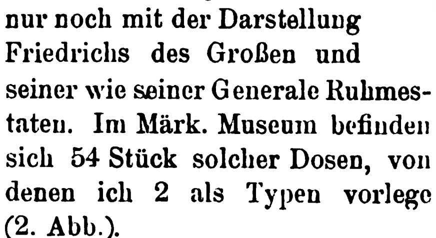
3 hoch, sind gewöhnlich mit künstlerisch eingravierten, biblischen, oder auch erotischen Darstellungen nebst dabeistehendem bezüglichen Text oft auf allen Seiten verziert.



Von diesen **holländischen Rauchtabakdosen**, über die schon früher berichtet ist, besitzt das Märkische Museum 36; ich bringe davon nur zwei typische Exemplare zur Ansicht (3. Abb.).



Mit jenen holländischen Dosen behalf man sich in der Provinz Brandenburg bis zur Zeit Friedrichs des Großen. Dann entstand in Jserlohn eine Fabrik, die ähnliche Dosen aus Messing und Kupfer in großen Massen herstellte und damit den ganzen preußischen Staat versorgte. – Als wesentliches Unterscheidungszeichen von den holländischen findet man bei den Jserlohnern **erhaben** geprägte Bilder und Inschrift. Außerdem ist der holländische Darstellungsgegenstand gänzlich verlassen; die Künstler beschäftigen sich fast nur noch mit der Darstellung Friedrichs des Großen und



seiner wie seiner Generale Ruhmestaten. Im Märk. Museum befinden sich 54 Stück solcher Dosen, von denen ich 2 als Typen vorlege (2. Abb.).

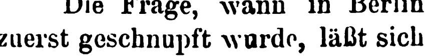
Neben der Mode des Tabakrauchens war einige Jahrzehnte später auch das



## Tabakschnupfen



zuerst in Holland und Frankreich aufgekommen, von wo aus sich diese für heilsam gegen den Schnupfen gehaltene Angewohnheit allmählich nach Deutschland verbreitete.



Die Frage, wann in Berlin zuerst geschnupft wurde, läßt sich

aus urkundlichen Überlieferungen nicht beantworten. Nach Fidicin hatten die französischen Flüchtlinge in den 1680er Jahren die Mode des Schnupfens nach der Mark gebracht und so zu ihrer Einführung bei uns den Anlass gegeben.

Weiteres Material zu der Frage bieten die von unsern Märkischen Vorfahren auf uns überkommenen Taschenbehälter für Schnupftabak,

**die Schnupftabakdosen,**

die sich in unzähliger Masse, in den verschiedensten Formen und aus dem verschiedensten Material gefertigt erhalten haben und von denen allein das Märkische Museum nicht weniger als 227 Stück besitzt.

Diese Dosen repräsentieren zugleich den wechselnden Kunstgeschmack der Zeit vom Ende des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, von welcher Zeit an das Schnupfen aus der Mode zu kommen begonnen hat, so daß die Dosen-Fabrikation jetzt nur noch ein geringes Absatzfeld hat.

Zur Übersicht dieser interessanten Sammlung gebe ich nachfolgend ein vollständiges beschreibendes Verzeichnis mit Abbildungen in halber Größe; jeder Dose ist die diesseitige Altersschätzung beigefügt, nach der die Aufstellung geordnet ist, sowie die Katalognummer. Aus der Beschreibung ergibt sich auch, daß man aus nicht weniger als 26 Substanzen Dosen gefertigt hat. Am zahlreichsten sind die aus Pappmaché (45), Email (29), Silber (28), Holz (28), Gold (19) und Bein (15) vertreten, ferner kommen vor aus Achat (4), Bronze (9), Zinn (2), Eisen (5), Blei (1), Zink (1), Bernstein (1), Perlmutter (4), Muschel (3), Schildpatt (3), künstliche Steinmasse (2), Porzellan (2), Glas (2), Horn (8), Hirschgeweih (1), Leder (2), Kokosnuß (1), Birkenrinde oder Daber (11).

Verzeichnis der im Märkischen-Museum vorhandenen

# Schnupftabakdosen.

Bemerkungen: Die Anordnung tunlichst nach der Altersfolge; die Zahlen sind die Nummern des Museumskatalogs VI.



3648. Holz mit reicher Renaissance-Schnitzerei, Bronze-Scharnier, auf dem Deckel eine liegende und eine knieende nackte Gestalt, an den Seiten musizierende Figuren und eine gekrönte Gruppe von Palmenwedeln. Ende 17. Jahrh.

1232. Leder mit Silberbeschlag, die Beschläge teils graviert, teils mit erhabenen Blumen verziert; herzförmig. Um 1700.




3943. Kupfer emailliert, rund (Bonbonniere?), bunt bemalt, auf dem Deckel japanische Scene. Um 1720.

1233. Perlmutter in Silber gefaßt, klein, oval geschweift, auf dem Deckel eine Familienszene. Anfang 18. Jahrh.

12860. Silber, Boden Perlmutter, klein, viereckig; auf dem Deckel in reichem Blumen- und Goldauflage-Rahmen Miniatur: Mühlenlandschaft; im innern Deckel ein Liebespärchen. Auf der Außenwandung eingraviert: „Friedericus I. 1703“.



9127. Messing, flachkugelförmig, auf dem Deckel drehbar: Sonne, Mond, zwei Zeiger in Zifferblättern und: „C. S. 1716“.

7444. Weiß Email mit erhabenen Blumen allseitig und gemalten Blumen innen im Deckel. 1730—40.

3001. Silber, eiförmig, mit getriebenen Schnörkeln. Um 1740.

9092. Zinn, rund. Auf dem Deckel: D. N. E. B. 1737.

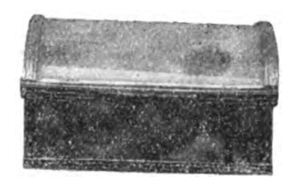



8560. Gold emailliert, oval. Mit Goldschnörkeln und Malerei verziert, auf dem Deckel eine Hirschjagd durch einen Sumpf, auf dem

Boden Landschaft und Beschauer. Innen auf dunkelgrünem Email-Grunde: „les freres Jordan et Lantier a berlin“.

Berliner Arbeit um 1740.

3647. Achat in Gold gefaßt, klein, kofferförmig. 1. Hälfte 18. Jahrh.





9055. Silber, klein, viereckig geschweift, mit getriebenen und gravierten Barock-Schnörkeln reich verziert, auf dem Deckel in einer Kartusche eine Gans. Innen Miniatur: Ein Pärchen.

1. Hälfte 18. Jahrh.

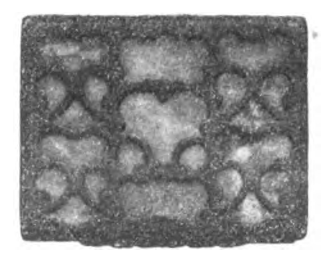
12863. Silber, klein, rund. 3 Miniaturen: Amor am Busen eines Weibes, Amor am Unterleib, Amor auf dem Schoß Prügel erhaltend. 1. Hälfte 18. Jahrh.



12863[a]. Silber, vergoldet viereckig, Deckel eine Emailplatte, bemalt mit einer biblischen Szene: Salomonisches Urteil? Wandung mit gravierten Bildern: Heil. 3 Könige pp. Unter dem Boden ein Wappen: Wecken, Fahne, zwei Fische, Bauer. 1. Hälfte 18. Jahrh.

4603. Email auf Kupfer, klein, rund, gerippt. Auf dem Deckel südliche Landschaft, Wandung: bunte Blumen. 1. Hälfte 18. Jahrh.

3733. Bronze, mit Perlmutter ausgelegt, Deckelauslage mit Bronzeschnörkeln überfaßt. 1. Hälfte 18. Jahrh.





6636. Elfenbein mit Silberscharnier, flach, klein. Auf dem Deckel Schnitzerei: Amor nähert sich einem im Bett ruhenden Weibe.

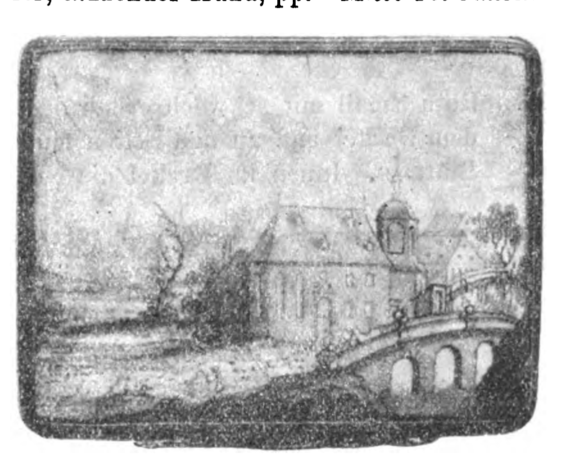
1. Hälfte 18. Jahrh.

4786. Horn mit reichen Silber-Einlagen verziert, rund geschweift, auf dem Deckel 3 Füllhörner mit Blumen, dazwischen 3 Libellen; an 4 von 8 ausgeschweiften Seitenfeldern je eine silbereingelegte Trophäengruppe. Silbermontiert. 1. Hälfte 18. Jahrh.

12871. Silber, innen vergoldet, viereckig abgerundet, auf dem Deckel flach erhaben zwei Amoretten vor Säulengängen. Mitte 18. Jahrh.

7061. Rund, Bronze, vergoldet und geschnörkelt. Auf dem Deckel Emailbild: Flötenspieler, tanzender Hund, pp. Mitte 18. Jahrh.

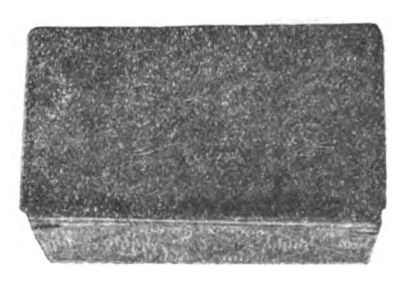




2663. Email auf Kupfer, weiß, rot bemalt, auf dem Deckel Stadtlandschaft, innen desgl. Mitte 18. Jahrh.

9160. Vergoldete Bronze, viereckig, mit getriebenen und ziselierten Arabesken und Schnörkeln reich verziert. Innen 4 Fächer. Mitte 18. Jahrh.





1822. Weiß Email, flach erhaben und mit Blumenmalerei dekoriert, innen im Deckel Blumenmalerei. Mitte 18. Jahrh.

12858. Bronze vergoldet, viereckig, allseitig ziselierte Reliefbilder: Auf dem Deckel vor einem Säulengang die drei Grazien, Amoretten pp., an den Wandungen Allegorien pp. Mitte 18. Jahrh.

1237. Email auf Kupfer; oval, Wandung und Boden bemalt, Deckel fehlt. Mitte 18. Jahrh.

3489. Email auf Kupfer, blau mit weißen Emailblumen; innen im Deckel gemalt ein Blumenkorb. Mitte 18. Jahrh.



3566. Weiß Email auf Kupfer, allseitig mit Rosen bemalt. Rokoko-Montierung. Mitte 18. Jahrh.

4172. Blau und weiß emailliert, außen und innen Blumenmalerei. Bronze-Montierung. Mitte 18. Jahrh.

4513. Rosa Email mit schwach erhabenen weißen Blumenranken. Auf dem Deckel und an den Seiten ein Quodlibet von beschriebenen Blättern. Innen im Deckel die Noten einer Arien-Melodie. Mitte 18. Jahrh.



4812. Email auf Kupfer, weiß, allseitig bunt bemalt, auf dem Deckel Schäferszene, innen Bild einer Dame. Mitte 18. Jahrh.

4814. Weiß Email auf Kupfer. Allseitig Miniatur-Malerei, innen im Deckel Portrait Friedrichs II. Mitte 18. Jahrh.



5505. Email auf Kupfer, weiß, allseitig bemalt, Liebesszenen. Mitte 18. Jahrh.

6436. Email auf Kupfer, allseitig, auch der innere Deckel bemalt, auf dem Deckel Liebesszene. Mitte 18. Jahrh.

6930. Oval, blau Email in vergoldeter Fassung. Auf dem Deckel ein im Walde sitzendes Pärchen, Wandung und Boden kleine Landschaftsbilder; innen im Deckel Miniature: Sitzende Dame mit Buch. Mitte 18. Jahrh.

8381. Email auf Kupfer, blau, mit bunten Blumen. Im innern Deckel eine Rokokodame. Mitte 18. Jahrh.

12864. Email auf Kupfer, vergoldete Montierung, viereckig, allseitig, auch innen im Deckel, mit Blumen und Früchten bemalt. Mitte 18. Jahrh.

12865. Email auf Kupfer, silbermontiert, viereckig, allseitig, auch innen im Deckel, bemalt, auf dem Deckel Jacob und Rebekka am Brunnen, Wandung: Liebesszene pp. Innen: Merkur eine große Kartusche tragend, worauf geschrieben steht: „Aupres de la fontaine“ pp. Mitte 18. Jahrh.



12866. Email auf Kupfer mit vergoldeter Fassung, viereckig, Wandung geschweift. Auf dem Deckel gemalt: Pärchen am Teetisch, sonst allseitig Blumenmalerei. Mitte 18 Jahrh.

12859. Perlmutterplatten in Gold gefaßt, reich ziseliert, viereckig, Rand uud Boden erhöht. Mitte 18. Jahrh.

14481. Email, klein, viereckig, blau und weiß, mit Blumen bemalt, mit Bronze montiert. Mitte 18. Jahrh.





8417. Weiß Milchglas. Mit Landschaft und Blumen bemalt. Rokoko. Mitte 18. Jahrh.

14859. Email auf Kupfer. Nicht montiert, deshalb wohl mehr als Spielmarken Schachtel verwendet. Aut dem Deckel ein Quodlibet von bedruckten und geschriebenen, auf eine Vermählung 1756 bezüglichen Blättern, ebenso an den Seiten; unten französische Kartenblätter; innen im Deckel Blumenranken. 1756.




10936. Email auf Kupfer, viereckig. Allseitig Malerei: Auf dem Deckel Liebesszene in Parklandschaft; auf den vier Seiten Szenen und Daten aus der Okkupationszeit Berlins im Oktober 1760. Unter dem Boden die geschichtlichen Notizen

vom 4. bis 13. Oktober 1760. Unter dem Deckel das Hüftbild einer Dame. Um 1760.



1460. Email auf Kupfer, viereckig. Auf dem Deckel in Silberauflage innerhalb eines Sterns das Bild Friedrichs des Großen, im Randkreis zwölf in Silber gefaßte Ovale mit Inschrift: Angabe der zwölf bedeutendsten Schlachten des Königs. An den Seiten Königs-Insignien und Trophäen. Um 1765.

8313. Holz, viereckig, Messing-Scharnier und Federverschluß. Auf dem Deckel geschnitzt: der preußische Adler und „Vivat Fr. Magnus.“ Um 1770.



7575. Pappmaché, innen Bronze, viereckig, auf dem Deckel erhabene Ruinenlandschaft. Vergoldeter Rokokobeschlag. Um 1770.






14739. Pappmaché, im Deckel Miniatur: Brustbild Friedrichs II. Um 1780.

4168. Elfenbein, rund, auf dem Deckel in vergoldeter Fassung Miniatur: Friedrich II, das Fernrohr haltend. Um 1780.

12867. Gold, weiß emailliert, oval, 190 g schwer, allseitig Emailmalerei. 18. Jahrh.

12882. Elfenbein, klein, rund, innen Horn; Deckel von geschnitztem Perlenkranz umgeben, mit Miniatur: Liebesszene. Um 1775.





6390. Pappmaché mit blauer Schlangenhaut überzogen und in Silber gefaßt. Auf dem Deckel in Silberfassung Miniatur: der Berliner Schauspieler Unzelmann als Tom in Shakespeares „König Lear“. 1781.

3249. Pappmaché, rund, in den Deckel eingelassen eine silberne Medaille: Vorderseite: Friedrich II. Rückseite: Altar mit Urne, darüber eine in Rauch aufgehende Krone, daran: „Philosoph de Saussouci“. Zu beiden Seiten des Altars Erinnerungen an seine Taten: Trophäen, Gesetzbuch, Lyra usw. 1788.

10596. Achat in Gold gefaßt, klein, oval. 18. Jahrh.

12852. Achatplatten reich in Gold gefaßt und mit Goldauflage verziert, geschweifte Napfform, groß, durch eine Goldwand in zwei Fächer geteilt; an der Zwischenwand die beiden Deckelscharniere. Seitlich neben den Deckeln ein Muschelornament aus sieben mit Brillanten ausgelegten Strahlen. 18. Jahrh.

4145. Achat, muschelförmig, mit Silberfassung. 18. Jahrh.



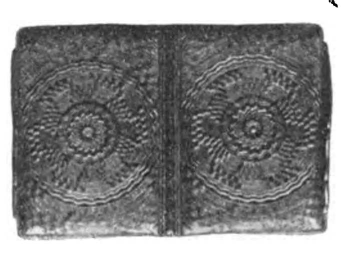
12862. Silber, nierenförmig, flach, klein; auf dem Deckel Emailmalerei: 4 Spielkarten im grünen Felde, 5 defekte Steine. 18. Jahrh.

12870. Silber, innen vergoldet, viereckig geschweift, auf dem Deckel in erhabener Arbeit eine Reiterschlacht. 18. Jahrh.



15164. Silber (Neu-?), muschelförmig klein. 18. Jahrh.

3632. Vergoldete Bronze, innen Silber, nierenförmig, geschweift auf dem scharnierten Deckel Miniatur: belebte Hafenlandschaft. 18. Jahrh.



15809. Bronze, vergoldet mit reichem Kreisornament, viereckig, mit zwei Fächern und zwei Deckeln. 18. Jahrh.

3912. Kupfer emailliert, weiß mit Goldlinien schräg quadriert. 18. Jahrh.

5979. Deckel. Email auf Kupfer, außen Schäferszene, innen ein männliches Hüftbild und ein preußischer Adler. 18. Jahrh.

6259. Email auf Kupfer, klein, oval. Bemalt mit einer vor Kruzifix, Totenkopf, Bibel, Weihwedel und Schale betenden weiblichen Gestalt. 18. Jahrh.



3635. Bernstein in vergoldet Silber gefaßt. Gefäß aus einem Stück, Deckel muschelförmig verziert. 18. Jahrh.

12873. Künstliche dunkelgrüne Steinmasse; innen Schildpatt, rund, auf dem Deckel in Goldfassung Miniatur: Brustbild eines jüngeren Mannes mit langer Perücke und Lorbeerkranz 18. Jahrh.

12874. Künstliche dunkelbraune Steinmasse in Goldfassung, rund, auf dem Deckel in Gold gefaßt, Mosaikbild: Weinendes Mädchen mit Hund an einer Vase im Park. 18. Jahrh.



12889. Schildkrötenschale in natürlicher Form, mit Silber montiert. 18. Jahrh.

11130. Schnecke, silbermontiert. 18. Jahrh.

12869. Weiß Email, silbermontiert, truhenförmig, reich mit Goldauflage verziert. 18. Jahrh.



1824. Elfenbein, innen Horn. Auf dem Deckel in vergoldeter Fassung Miniatur: 3 Personen in einem Park. 18. Jahrh.

3567. Knochen, Form einer abgeplatteten Kugel, Hühnerei groß, mit kleinem Deckel, auf beiden Flachseiten: „Bist du als Schmarozer hir so schnupf vor uns aus dieser Tihr.“ „Wer ein gutes Bür wil haben, muß disen Breiger fragen.“ 18. Jahrh.

5837. Knochen, taubeneigroß, reich verziert: Mädchen vor einem Bierfaß: „Ich bin ein Breiger, hab gutes Bier pp. 18. Jahrh.

12868. Email auf Kupfer mit Goldmontierung rund, geschweift, mit reicher Emailmalerei auf allen Seiten, auf dem Deckel eine Malerin, eine Dame portraitierend und ein dazu gekommener Kavalier, Szene in einer Ruinenlandschaft. 18. Jahrh.





10200. Aus dem unteren Ende eines Steinbockhorns, mit Silber montirt. 18. Jahrh.

3649. Kokosnuß, klein, eiförmig, Silberscharnier, auf dem Deckel geschnitzt zwei Reiter, sonst überall reich verziert. 18. Jahrh.

1715. Knochen, eiförmig, mit kleinem herzförmigen Deckel, allseitig mit schwarzer Strichverzierung, unten ein Fischer im Boot „1640", an der Seite: „Ich lieb dich das weis ich und du mich das hof ich". 18. Jahrh.

1825. Elfenbein, innen Horn; rund. Auf dem Deckel Miniatur: Dame mit Kind (Madonna?). 18. Jahrh.



5324. Blaues Glas in verzierter Bronzefassung, oval. 18 Jahrh.

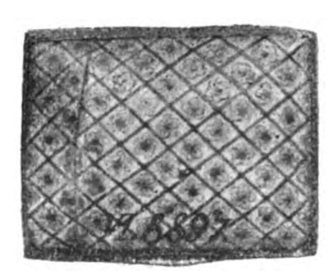
9423. Aus dem Wurzelende einer Hirschhornstange reich geschnitzt, Deckelstück in Gold gefaßt, und mit Goldscharnier, darauf eine Jägerszene, desgl. auf den beiden Längs- und den beiden Querseiten. Unten eine Landschaft: Jagdhaus, Baum, Brücke und Kahn. Sonstige Flächen geperlt. Aus dem Besitz des Generals Ziethen. 18. Jahrh.





12857. Gold, reich verziert, viereckig, 120 g schwer, auf dem Deckel Kampf mit Centauren. Ende 18. Jahrh.

12526. Email auf Kupfer, klein, mit reicher Malerei, Vorwürfe aus Märchen. Ende 18. Jahrh.



8897. Porzellan, mit grünen Linien schräg quadriert, in jedem Quadrat ein Vergißmeinnicht. Montierung mit vergoldeter Bronze. Ende 18. Jahrh.

1383. Pappmaché, mit gelbem Lack stark überzogen, in verzierter Silberfassung, rund. Auf dem Deckel Miniatur: vier Musikanten, sonst mit Landschaften bemalt. Ende 18. Jahrh.



3000. Horn, in Knochen gefaßt, rund. Auf dem Deckel Miniatur: Hüftbild einer Dame mit Hut. Ende 18. Jahrh.

12883. Elfenbein, innen Horn, klein, rund, auf dem Deckel in Goldfassung Miniatur: fünf im Freien zechende Männer. Ende 18. Jahrh.



12884. Elfenbein, viereckig, mit Elfenbeinscharnier, auf dem Deckel Miniatur: Ein Alchymist in seinem Laboratorium. Ende 18. Jahrh.

12885. Elfenbein, in Goldfassung flach, oval, mit reichem Linienornament,

innen im Deckel Miniatur: Ein nacktes Mädchen auf dem Divan in obscöner Stellung. Soll nach einer darin liegenden Notiz dem letzten Kurfürsten von Bonn (Cöln) gehört haben. 18. Jahrh.

15070. Elfenbein, rund. Im Deckel unter Glas Bild: Die drei Grazien. Ende 18. Jahrh.

5287. Horn, rund, Deckel gepreßt: Medaillonbild Friedrichs des Großen, herum im Kreise Insignien und Eichenranken. Ende 18. Jahrh.





8827. Aus Maserholz gedreht, rund. Im Deckel in vergoldeter Fassung Miniatur: zwei weibliche Genien am Opferaltar. Ende 18. Jahrh.

10428. Horn in reicher durchbrochener Bronzefassung, oval. Ende 18. Jahrh.

5403. Holz, flachoval, Deckel geteilt. Ende 18. Jahrh.

1384. Pappmaché, rund. Auf dem Deckel gemaltes Brustbild (Alter Jude?) Ende 18. Jahrh.

1826. Pappmaché, innen Horn. Im Deckel mit vergoldeter Fassung Miniatur: Reichbelebte Landschaft vor einer Stadt. Ende 18 Jahrh.



4787. Pappmaché, länglich viereckig, mit Bronze montiert; alle Seiten bemalt, auf dem Deckel zärtliche Szene. Ende 18. Jahrh.

8837. Pappmaché, rund, außen rosa lackiert. Auf dem Deckel Miniatur (Liebespaar) in vergoldeter Fassung. Ende 18. Jahrh.

14416. Pappmaché, hell marmoriert, viereckig, Silberscharnier. Um 1800.

11368. Pappmaché, rund, im Deckel geprägtes vergoldetes Brustbild Friedr. Wilh. III. mit französ. Umschrift Um 1800.

11544. Pappmaché, rund. Auf dem Deckel Miniatur: Szene in einer Bauernstube (Appenzell). Um 1800.






6925. Pappmaché, rund, auf dem Deckel der Plan von Berlin. Um 1800.

4778. Pappmaché, rund, auf dem Deckel gemalt der Plan von Berlin. Um 1800.

11000. Pappmaché, rund, außen gelb lackiert. Auf dem Deckel Malerei: Mädchen mit Sonnenschirm in Landschaft. Um 1800.

8662. Holz poliert, spitz elliptisch. Geheimverschluß. Um 1800.

12872. Silber, runde Schachtelform, auf dem Deckel ganz erhaben Blätter, Fruchtwerk pp. Um die Wandung durchbrochene Arbeit: Römischer Siegeszug. Um 1800.

12493. Horn, gepreßt, rund. Auf dem Deckel flach erhaben die Bilder der ersten fünf Könige Preußens: „Preußens 100jährige Regierung den 18. Januar 1801.“ Im innern Deckel eingeklebt ein buntes Glasbild. Kurfürstendenkmal und Schloßplatz.
1801 von der Königin Louise ihrem Kammerdiener geschenkt.



14249. Horn, rund, im Deckel eine Perlmutterscheibe, darauf graviert: Ein Opferaltar „Grunowsky“ und „Wandle auf Rosen die Zeit deines Daseins 1804“. 1804.

1986. Stammtisch-Dose Berliner Studenten von 1813. Marmor, sechseckig, mit Griffdeckel. Auf dem Deckel und an der Wandung 28 Namen von Studenten eingraviert, darunter: Westermann, Gildemeister, Stein, Bornträger pp. 1812.






8469. Silber, elliptisch, mit Kerblinien und Arabesken verziert, der flache Deckel auf dreiviertel beweglich; unten eingraviert: C. D. J. 1813. 1813.

9102. Gußeisen, rund, auf dem Deckel flacherhaben die Büste Blüchers. Um 1815.

15239. Pappmaché, rund, auf dem Deckel gemalt das Brustbild Napoleons I. Anfang 19. Jahrh.

15073. Pappmaché, viereckig, klein. Auf dem Deckel Miniatur: Meister und Meisterin bei der Toilette zum Fest. Anfang 19. Jahrh.






14877. Pappmaché, rund, auf dem Deckel Miniatur: Blick von der Schloßapotheke nach dem Opernplatz hin, im Vordergrund rechts die Lustgartenpappeln, links die Schloßfreiheit. Anfang 19. Jahrh.

14442. Pappmaché, länglich klein, schildpattartig, auf dem Deckel fremdartiges gelbes Ornament auf Silbergrund. Anfang 19. Jahrh.

13892. Pappmaché, rund, auf dem Deckel gemalt: Ein Maler in der Tracht des 16. Jahrh. vor seiner Staffelei. Anfang 19. Jahrh.

13381. Pappmaché, rund. Auf allen Flächen Kalendarien für die Jahre 1808–11. Anfang 19. Jahrh.

9775. Pappmaché, rund, auf dem Deckel Miniatur: Blick auf die Linden, etwa vom Bürgersteig vor der Hauptwache aus. Anfang 19. Jahrh.

9219. Pappmaché, klein, viereckig, auf dem Deckel Miniatur: In einer Schenke Männer, Frauen mit kleinen Kindern und Harfenisten. Anfang 19. Jahrh.

8382. Pappmaché, rund. Auf dem Deckel Miniatur: Eine Mutter päppelt ihr Kind. Anfang 19. Jahrh.






1380. Pappmaché, rund, schwer, im Deckel eine Spindeluhr. Anfang 19. Jahrh.

8251. Pappmaché, Form des Napoleonshuts, auf dem Deckel erhaben: Napoleon mit der Fahne stürmend auf der Brücke d'Arcol. Anfang 19. Jahrh.

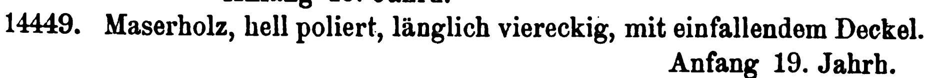
3961. Pappmaché, mit Silbereinlage verziert, sehr klein. Anfang 19. Jahrh.

3086. Pappmaché, Form eines Napoleonshuts. Auf dem Deckel die Napoleonssäule mit Beischrift. Anfang 19. Jahrh.

561. Pappmaché, rund, auf dem Deckel Miniatur: Mutter mit vier Kindern am Spinnrocken in der Tracht des 16. Jahrhdts. (Luthers Familie?). Anfang 19. Jahrh.

2624. Stammtisch - Dose Birkendaber, innen Holz mit Zinneinsatz; zylindrisch. Anfang 19. Jahrh.

15807. Holz, geschweift länglich, dunkel mit Weinlaub bunt bemalt. Anfang 19. Jahrh.

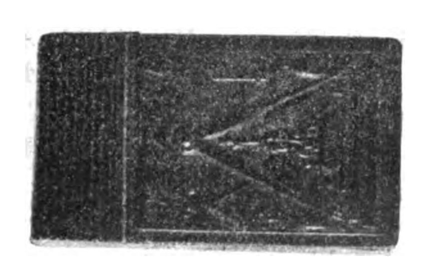


14449. Maserholz, hell poliert, länglich viereckig, mit einfallendem Deckel. Anfang 19. Jahrh.

12888. Maserholz, poliert, mit Gold montiert, klein. Anfang 19. Jahrh.

12887. Holz, gedreht, innen Schildpatt, rund, auf dem Deckel flach geschnitzt ein Spottbild: „Allegorie sur la bataille de Jena“.

11024. Holz, viereckig, gebogen, Silberscharnier. Auf dem Deckel gepreßte Freimaurerzeichen: Pelikan, Kreuz, Schwert, Zirkel, Sonne, Auge pp. Anfang 19. Jahrh.







8050. Holz. Form eines Hobels. Anfang 19. Jahrh.

1991. Holzgeschnitzt in Form eines Stiefels. Anfang 19. Jahrh.



7043. Holz, poliert, viereckig, gebogen, Holzscharnier. Auf dem Deckel Miniatur-Malerei: Eine Reisegesellschaft in einer vierspännigen Postkutsche fahrend. Gehörte einst Ludwig Devrient. Anfang 19. Jahrh.

7430. Holz, länglich, geschnitzt, auf dem Deckel Reliefbild: Ein Schuster als Fiedler. Anfang 19. Jahrh.






10582. Horn, Form einer flachen Pilgerflasche, Deckel am Scharnier auf einer Breitseite; an dem metallenen Verschluss des Halses eine in die Dose reichende Pinzette zum Herausnehmen einer Prise. Anfang 19. Jahrh.

3096. Holz, gedreht, rund. Anfang 19. Jahrh.

899. Holz, gedreht, rund. Im Deckel vergoldetes Medaillon mit den Portraits Friedr. Wilh. III., Franz II und Alexander I. Anfang 19. Jahrh.



12881. Elfenbein, innen Horn, rund, auf dem Deckel in Goldfassung Mosaikbild: Eisvogelpaar. Anfang 19. Jahrh.

12886. Horn, rund, ohne Ornament. Anfang 19. Jahrh.

9038. Porzellan mit reichem vergoldetem Beschlag, viereckig, außen auf schwarzem Grunde bunte Blumen-Malerei. Anfang 19. Jahrh.



12877. Silber, Kanten und innen vergoldet, groß, viereckig, (Tula). Deckel und Wandung mit Schlachten- und andern Bildern. Anfang 19. Jahrh.

11104. Eisen, rund. Im Deckel erhaben ein Rudel lagernder Hirsche. Anfang 19. Jahrh.



6155. Zinn, viereckig, klein; auf dem Deckel geprägt: Ein am Faß eingeschlafener Weinbauer. Anfang 19. Jahrh.

12879. Silber (Tula), klein, viereckig, allseitig mit Arabesken verziert. Anfang 19. Jahrh.

12876. Silber, (Tula) flach abgerundet, Russische Landschaft. Anfang 19. Jahrh.

12875. Silber, innen vergoldet, viereckig; auf dem Deckel Bild des Abendmahls. (Tuladose) Anfang 19. Jahrh.

8725. Silber, getrieben, Ecken abgerundet. Amoretten auf Delphinen reitend. Anfang 19. Jahrh.

8472. Silber(?), muschelförmig. „M. H.“ Anfang 19. Jahrh.

3277. Silber, viereckig, auf dem Deckel vom kleinen viereckigen Schilde Strahlen nach allen Richtungen graviert. Anfang 19. Jahrh.

3082. Silber, klein, viereckig, Deckel aus getriebener Vergrößerung innen 2 Fächer. (Riechdose?) Anfang 19. Jahrh.

9166. Holz, innen Horn, rund. Im Deckel eingelassen ein eisernes Medaillonbild Luthers. Um 1820.






10974. Holz, gedreht, rund. Auf dem Deckel flach erhaben: Heinrich IV. mit dem Schneider zu Pferde, der ihm den Weg auf der Rückkehr von der Jagd zeigt. Um 1820.



13893. Holz, gedreht, rund; auf dem Deckel flach erhaben: Poniatowski's Leichenzug; „Le convoi d'un Brave“. Um 1820.

13894. Holz, gedreht, rund; auf dem Deckel flach erhaben: Talma als Sulla. Inschrift. Um 1820.

1507. Stammtisch-Dose. Pappmaché, rund. Auf dem Deckel Miniatur: zwei alte Herrn an einem Grabe. Um 1820.

12502. Pappmaché, viereckig, auf dem Deckel Miniatur: Reiterbild Friedrich. Wilh. III. Um 1820.



11149. Silber, (Tula-), viereckig, allseitig russische Landschaftsbilder (Kreml, Denkmal Peters d. Gr. pp.) Geschenk Kaiser Nicolaus I. an einen Preuß. Hofbeamten. 1830.

9912. Blech, rot lackiert, länglich viereckig. Auf dem Deckel Miniatur: Schloß Bellevue von der Parkseite. Um 1830.

9913. Blech, schwarz lackiert, länglich viereckig. Auf dem Deckel Miniatur: Schloß Bellevue von der Gegend der Zelten aus. Um 1830.



9914. Blech, schwarz lackiert, länglich viereckig; auf dem Deckel Miniatur: Schloß Bellevue von den Zelten aus. Um 1830.

13072. Holz, geschnitzt, viereckig; auf dem Deckel erhaben: sieben Männer beim Trinkgelage. Um 1840.



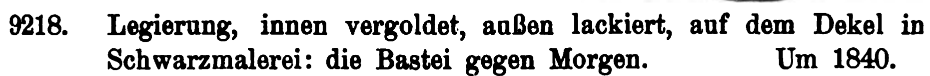


13425. Aus Rindenholz geschnitzt, viereckig. Auf dem Deckel eine Trauerszene aus Reinecke Fuchs, an der Wandung Arabesken. Um 1840.

6799. Pappmaché, rund, auf dem Deckel gepreßt: Ein Säulentempel, umgeben von Freimaurerzeichen. Um 1830.

6305. Silber, flach achteckig geschweift, mit Schnörkeln und Arabesken reich verziert, Namenszug: „LH.“ Um 1840.

9091. Silber, rechteckig, gravierte Jagdszene. Um 1840.



9218. Legierung, innen vergoldet, außen lackiert, auf dem Dekel in Schwarzmalerei: die Bastei gegen Morgen. Um 1840.

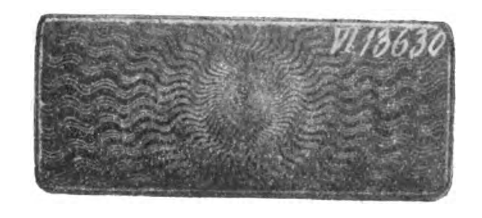
9794. Pappmaché, rund, lackiert, auf dem Deckel Goldranke und „D“, Um 1840.

14443. Bronze, vergoldet, gravierte Verzierung, länglich viereckig. Um 1840.

13928. Schnecke mit verziertem Silberdeckel. Um 1840.

15268. Holz, länglich abgerundet, Deckel mit schwarzem Ornament. Um 1840.

13630. Pappmaché, länglich, mit welligen Goldstrahlen verziert (Sonnen). Um 1840.




13631. Pappmaché, viereckig, mit grünem und goldenem Linienornament. Um 1840.

15072. Pappmaché, rund. Auf dem Deckel schwarz über Gold: Arztbesuch: „Wie gehts meiner Patientin.“ Die Mutter: „Hitz hotse segt se hetse, Kühlung braucht sie segt sie mögt se.“ Um 1840.

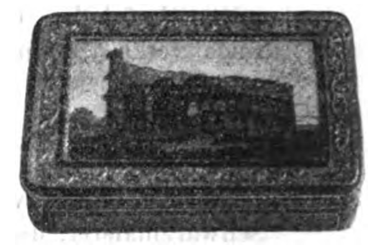
16808. Pappmaché, klein, viereckig, mit Messingstiften montiert. Um 1840.

12850. Gold, reich ziseliert, viereckig mit abgeschrägten Ecken, 110g schwer, auf dem Deckel Miniatur: Orpheus und zwei Heben. Innen im Deckel eingraviert: „Friedrich Wilhelm IV.“ Um 1842.



12842. Gold, reich graviert und blau emailiert, klein, viereckig, vielfach geschweift, 100g schwer, mit doppeltem Deckel. Auf dem äußeren Deckel aus Edelsteinen zusammengesetzt ein moslemischer Palast, im innern Deckel eine kleine Uhr. 1. Hälfte 19. Jahrh.

12843. Gold, reich graviert, mit Email-Arabesken, Türkisen, 4 Perlen, roten und einem größeren blauen Stein verziert, viereckig, abgerundet, 100g schwer. 1. Hälfte 19. Jahrh.



12844. Gold, reich graviert, mit blauen Emaillinien, viereckig, 148g schwer, auf dem Deckel Mosaikbild: Kolosseum. 1. Hälfte 19. Jahrh.

12845. Gold, reich graviert und emailliert, viereckig, Ecken abgeschrägt, 112g schwer; auf der Hälfte des Deckels Miniatur: Ein in subtropischer Landschaft liegendes Mädchen. 1. Hälfte 19. Jahrh.

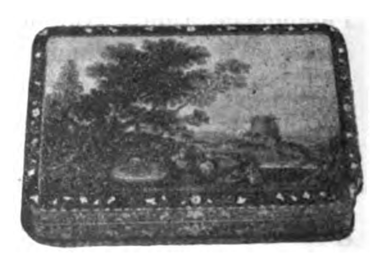




12846. Gold mit dunkellila Email, reich verziert, oval, 160g schwer, auf dem Deckel ein geschnittener antiker Kopf. 1. Hälfte 19. Jahrh.

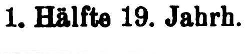
12847. Gold, ziseliert und blau emailliert, viereckig, mit abgeschrägten Ecken, 100g schwer, auf dem Deckel im Perlenring Miniatur: drei Römische Gottheiten. Zu beiden Seiten in Goldauflage je ein Kopf. 1. Hälfte 19. Jahrh.





12848. Gold, schwarz und weiß emailliert, viereckig, 150g schwer, auf dem Deckel Mosaikbild: Römische Landschaft. Soll ein päpstliches Geschenk sein. 1. Hälfte 19. Jahrh.

12849. Gold, rund; 118g schwer, reich graviert, auf dem Deckel Miniatur: Amor im Schoß eines Weibes, das ihm die Flügel bindet.


1. Hälfte 19. Jahrh.





12851. Gold, reich ziseliert, achteckig, 245 g schwer, auf dem Deckel, an den acht Seiten und unten Mosaikbilder: Enten in verschiedenen Szenen. 1. Hälfte 19. Jahrh.

12855. Gold, viereckig, klein, Brieftaschenform; 50 g schwer, reich verziert. 1. Hälfte 19. Jahrh.

12856. Gold, elliptisch, 120 g schwer, auf dem Deckel ein geschnittener Stein, Mohrenmädchen, von einem Granatenring umgeben. 1. Hälfte 19. Jahrh.





12861. Silber, vergoldet, viereckig, klein. Auf dem Deckel Miniatur: zwei Grazien vor Minerva. 1. Hälfte 19. Jahrh.

15313. Pappmaché, viereckig, schwarz. Auf dem Deckel Reliefszene: „Hippocrate refusant les presens d'Artaxerce“. 1. Hälfte 19. Jahrh.

14480. Pappmaché, achteckig, klein. Im Lack zerstreute Gold-pp. Fasern. 1. Hälfte 19. Jahrh.

13632. Pappmaché mit linearer Silbereinlage auf dem Deckel, klein, viereckig. 1. Hälfte 19. Jahrh.

13465. Pappmaché, klein, viereckig. 1. Hälfte 19. Jahrh.

14447. Buchsbaumholz, länglich, geschweift, auf allen Seiten sehr reich geschnitzte Arabesken, Blumen und Blumenkörbe.
1. Hälfte 19. Jahrh.

13584. Schwarzleder, Stiefelform, im Absatz eine Kammer unter Glas, darin drei freiliegende Würfel.
1. Hälfte 19. Jahrh.



7557. Eiförmig aus Knochen, mit Messing scharniert. Arabeskenverzierung. An der Schauseite Inschrift: „Der Tobog auf der Dosen Richt so gut als wie ein Rosen.“ Unten eine Liebesantrags-Szene.
1. Hälfte 19. Jahrh.

9948 Blei, bunt bemalt. Stammtischdose mit doppeltem Griffdeckel.
1. Hälfte 19. Jahrh.

11589. Standdose, Zink, buntlackiert, bemalt mit einer Blumenvase und einem sich am Ohr kratzenden Hühnerhund.
1. Hälfte 19. Jahrh.



12854. Gold, reich graviert, blau und weiß emailliert, rund, 172 g schwer. Auf dem Deckel in einem Perlenkreise die Sonne in Gestalt eines Mädchenkopfes, rund in Miniatur-Malerei die zwölf Himmelszeichen.
Mitte 19. Jahrh.

12880. Silber (Tula) innen vergoldet, viereckig, mit Quadrat-Ornament.
Mitte 19. Jahrh.

12997. Silber, viereckig, mit Sternkreisen in Quadraten verziert.
Mitte 19. Jahrh.

14248. Silber, viereckig, mit gepreßter und gravierter Verzierung. Auf dem Deckel: O. Q.
Mitte 19. Jahrh.

12853. Gold, reich und vielfarbig emailliert, oval, 120g schwer; auf dem Deckel und unten Blumenbouquet in Emailmalerei, Wandung vier kleinere Blumenbilder. Mitte 19. Jahrh.





12841. Gold, sehr reich ziseliert, oval geschweift, 120g schwer, Deckel blau emailliert, mit Goldauflage reich verziert, in der Mitte ein ruhender Löwe, dessen Hinterkörper aus einer großen Perle gefertigt ist. Mitte 19. Jahrh.

12840. Gold, mit bunter Email sehr reich verziert, 140g schwer, oval. Auf dem Deckel Miniatur: Begegnung. Mitte 19. Jahrh.



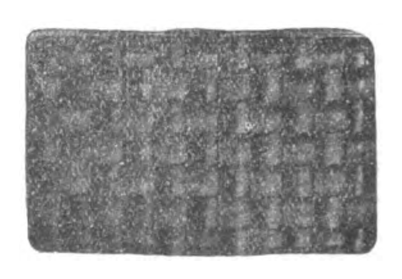
3081. Silber, viereckig, gravierte Verzierung. Mitte 19. Jahrh.

12878. Silber (Tula), klein, viereckig, Deckel und Wandung mit Bildern fürstlicher Reisezüge. Mitte 19. Jahrh.

15573. Bronze, länglich viereckig, mit zwei Fächern. Reiche vergoldete Verzierung. Auch zu Feuerzeug. Mitte 19. Jahrh.

3631. Perlmutter, in vergoldetes Silber gefaßt, reich verziert, chinesisches Fischerbild. Mitte 19. Jahrh.

14681. Schildpatt, länglich abgerundet. Mitte 19. Jahrh.



933. Pappmaché, Deckel flechtwerkartig karriert, die Ecken der Quadrate mit vergoldeten Perlchen besetzt. Silberbeschlag. Erinnerung an den Dichter, Kriegsrat Müchler. Mitte 19. Jarhrh.

7594. Pappmaché, länglich, gelb, mit schwarzen und Silber-Linien schräg karriert. Mitte 19. Jahrh.

14444. Pappmaché, länglich, mit zwei Silberstreifen verziert.
Mitte 19. Jahrh.



13045. Holz, mit reich gepreßtem Leder überzogen. Auf dem Deckel geschnitzt: Verlobungsszene?
Mitte 19. Jahrh.

14445. Holz, länglich. Das schwarze Ornament abgerieben.
Mitte 19. Jahrh.

VII. 75. Maserholz, achteckig, Deckel durch Verkeilung befestigt.
Mitte 19. Jahrh.

15235. Birkendaber, oval. Mitte 19. Jahrh.

12775. Stammtisch-Dose. Birkendaber. Mitte 19. Jahrh.

3279, 3571—4, 14338, 15175—6. Acht Dosen aus Birkendaber, wie sie gewöhnlich vom gemeinen Mann benutzt werden.
19. Jahrh.

12890. Massiv Schildpatt, rund, auf allen Flächen hocherhaben und sehr reich geschnitzt: Chinesische Landschaften, Szenen pp.
China 19. Jahrh.

6626. Muschel (Cypräa tigris), zu einer Dose mit Silber montiert, ausgeschnitzte Aufschrift: „Andenken an die Fischerei-Ausstellung Berlin 1880“.

12084. Pappmaché, viereckig, auf dem Deckel die Photographie Kaiser Friedrichs. 1888.

11840. Stammtisch-Dose. Holz mit Griffdeckel. Silbernes Schild: „Max Dietmar dem runden Tisch bei Siechen. Minsk $\frac{\text{11. Februar}}{\text{30. Januar}}$ 1889“.

# Ältere Oranierstatuen in der Mark.

Von **Georg Galland.**

---

Die in diesen Tagen am Schlosse zu Berlin stattgefundene Enthüllung von fünf Statuen oranischer Fürsten sollte wohl die Aufmerksamkeit auf einige ältere Bildwerke lenken, die, von der Hand eines namhaften Niederländischen Meisters um die Mitte des 17. Jahrhunderts gemeißelt, in Potsdam sowie im Parke zu Sanssouci ihre Aufstellung fanden. Als ich vor bald fünfzehn Jahren die höchst interessanten Beziehungen des Großen Kurfürsten zur Niederländischen Kunst aus einer Fülle von Auszügen aus teilweise geheimen Aktenstücken preußischer und holländischer Archive bloslegte, beschäftigte sich eine der Abhandlungen der damaligen Publikation[1]) mit jenen Bildwerken und ihrem Schöpfer, dem Wallonen Franz Dusart, von dem auch die kürzlich wiederholt genannte Jugendstatue Friedrich Wilhelms gemeißelt war[2]). Die letztere, einst eine plastische Zierde des alten Berliner Lustgartens, ist inzwischen aus dem Charlottenburger Schloßparke, in welchem sie lange ein unbeachtetes Dasein gefristet, nach Berlin zurückgeführt worden, wo sie heute, unfern von ihrem ursprünglichen Orte, im Schlosse eine mehr geschützte Unterkunft gefunden hat.

In Größe und Auffassung entspricht diese Jugendstatue des Kurfürsten den „vier oranischen Prinzen“ in Potsdam. Die Möglichkeit ist auch nicht ausgeschlossen, daß die „Oranier“ unmittelbar nach dem frühen Tode des Jüngsten der Vier, nämlich Wilhelms II († 1650) in den Besitz der kurfürstlichen Schwester, des letzteren der Louise Henriette, gelangten und daß sie die Veranlassung zur Bestellung des fünften statuarischen Werkes, der Bildnisfigur Friedrich Wilhelms, bei Dusart bildeten. Wie dem auch gewesen sein möge, die ältere Figurenvierzahl kam in dem

---

[1]) Der Große Kurfürst und Moritz von Nassau etc. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Keller 1893.

[2]) Vgl. über diese Statue meinen illustr. Aufsatz in der Ztschft. für Bild. Kunst. Leipzig. Neue Folge II (1890) S. 24 ff.

sog. „Marmorsaal“ des dortigen Stadtschlosses zur Aufstellung, wo sie vor den Fensterpfeilern auf schlichten Postamenten angeordnet erscheint.

Dieser „Marmorsaal“ ist trotz der Veränderungen, die er namentlich durch Friedrich den Großen erfuhr, noch immer sehr charakteristisch für die spätere Kunstgesinnung seines erlauchten Schöpfers. Er repräsentiert den Hauptraum des Schlosses nach der Lustgartenseite zu, in deren Achse er mit vier Fenstern Front liegt. Gegenüber den Fenstern, an der langen Rückwand, hat der Kurfürst zwei mächtige allegorische Schilderungen durch Th. van Thuldens Pinsel ausführen lassen — rechts die „Geburt des Kurprinzen Friedrich“ mit der Unterschrift: „Regia progenies MDCLVII, und links den „Frieden von St. Germain“ mit der Unterschrift: „Pax Facta MDCLXXIX. Daran schließt sich an der rechten Querwand eine nicht minder umfangreiche Darstellung von monumentaler Wucht: P. C. Leygebe's „Triumph des Großen Kurfürsten“. „Der Kurfürst sitzt auf einem von vier weißen Pferden gezogenen Triumphwagen, den Minerva und Herkules führen, durch verschiedene andere Gottheiten sind seine großen Eigenschaften angedeutet“[1]). Und die linke Querwand bedeckt eine mit ähnlichem allegorischen Aufwand behandelte Komposition von Jakob Vaillant. Zu diesen kolossalen Wandbildern hat dann später König Friedrich II von Amadeus Vanloo, einem ganz anders als jene gearteten Kolonisten, ein ovales helltöniges Deckengemälde ausführen lassen; es stellt die „Vergötterung des Großen Kurfürsten“ dar, bildet also die Kulmination der dem Stifter dieses Saales geweihten Verherrlichung. Gleichzeitig hat v. Knobelsdorff auch die architektoniche Ausstattung des viereckigen hohen Saales in ihrer Pracht gesteigert, während einzelne von den plastischen Dekorationen z. B. Kindergruppen sogar auf A. Schlüters Anteil (1624) zurückgeführt werden.

Inmitten ihrer kraftstrotzenden Umgebung von Malereien, die, wenn sie auch künstlerisch ganz gewiß auf keiner bedeutsamen Höhe stehen, immerhin einen nicht ungewöhnlichen Gedankenflug verraten, nehmen sich die vier, nur wenig überlebensgroßen Figuren der oranischen Prinzen allerdings etwas kleinlaut in ihrem einfachen Realismus aus. Überdies scheint mir ihr Wert etwas ungleich. Die Statuen Wilhelms I. Taciturnus, Moritz', Friedrich Heinrichs und Wilhelms II. sind isokephal aufgefaßt. Das Zeitkostüm ist treu wiedergegeben, was hier umso weniger Schwierigkeitnn darbot, als dem Künstler offenbar die Aufgabe gestellt war, diese alten Oranier übereinstimmend als Kriegsfeldherren mit dem Kommandostab vorzuführen. Trotz einzelner monarchischer Befugnisse, die ihnen zustanden, waren sie nominell nicht die Fürsten

[1]) Nach F. Nicolai, Berlin und Potsdam III S. 1143.

des Landes, sondern nur erbliche Generalstatthalter der Republik. Ihre Hauptfunktion betraf die militärische Oberleitung; und deshalb hat sie auch der Meißel Dusarts in solcher Eigenschaft gekennzeichnet. Um die Einförmigkeit zu umgehen, hat der Bildhauer sich zu verschiedenartig bewegten Stellungen der Figuren entschlossen, die bei dem Taciturnus und dem Prinzen Moritz hart an die Manier streifen. Sämmtlich stehen sie barhaupt vor uns, die Haar- und Barttracht, sowie der Halskragen eines jeden der Vier entsprechen natürlich der Zeitmode. Während der Taciturnus und sein älterer Sohn noch spanische Halskrausen tragen, fallen bei den beiden jüngeren Prinzen glatte Kragen dicht unter dem Kinn herab.

Wilhelm I von Oranien war auch für die alte holländische Kunst zu früh gestorben († 1584); er hatte noch nicht die gebührende Bildnisdarstellung gefunden. Als ihn der Schuß des pietistischen Mörders im Delfter Prinzenhofe zu Boden streckte, machte die nationale Malerei erst ihre frühesten selbständigen Gehversuche zu künstlerisch freier und reifer Gestaltung. Vlämische Maler haben ihn bei Lebzeiten öfter porträtiert als holländische Meister, und die Werke eines Willem Key, Franz Floris, Franz Pourbus u. A. haben neben den Bildnissen des Hollländers M. J. Mierevelt, den späteren Generationen den urkundlichen Charakter seiner durchgeistigten Gesichtszüge am treuesten und besten übermittelt. Für Dusard kam aber gewiß auch das monumentale Grabmal des Amsterdamer Meisters Hendrik de Keyzer (geb. 1567) in Betracht, das, im Chor der Neuen Kirche zu Delft aufgerichtet, den Prinzen in zwei verschiedenen Auffassungen zeigt: einmal thronend in voller Rüstung als Lebenden, dann als Toten rücklings hingestreckt[1]). Außerdem wird im Testamente der Wittwe de Keyzers, der gleich seinem Altersgenossen Mierevelt noch in früher Jugend unmittelbar unter dem Eindruck der gewaltigen Persönlichkeit des Schweigers gestanden, ein „conterfeytsele van zyn Excie den Prince van Oraignen h. m.“ erwähnt[2]), das wohl mit den von V. de Stuers beschriebenen[3]) Tonbüste der Königl. Galerie des Haag identisch und ohne Zweifel eine Vorstudie zu dem Kopf des thronenden Taciturnus am Delfter Monumente ist. Hier haben wir Dusards Vorbilder. Ja, seine Anlehnung an de Keyzer scheint mir so eng, daß ihm der nachgebildete magere Kopf etwas zu klein geriet gegenüber der Rumpflänge seiner Figur. Besser ist ihm die stärker bewegte energische Gestalt des Prinzen Moritz gelungen, die selbstverständlich ebenfalls mit Hilfe älterer Bildnisse entstand.

[1]) Vgl. darüber Galland, Gesch. der Holländ. Baukunst und Bildnerei etc. Frankfurt a. M. 1890. S. 264 ff.

[2]) Vgl. de Vries in „Oudholland“ 1885. S. 75/76.

[3]) Büste de terre cuite, broncé (0,80 m hoch.). Katalog Haag 1874.

Dagegen besitzen die beiden anderen Statuen den Stempel unmittelbarer Naturwiedergabe. Angesichts der eleganten frischen Erscheinung Friedrich Heinrichs läßt sich wohl an das Muster von Staatsweisheit und Feldherrntüchtigkeit, an den Protektor der Gelehrten und Künstler denken. Mit einer Frage auf den Lippen aber stehen wir vor der schlanken jugendlichen Gestalt des Gemahls der Maria Stuart. Im dritten Jahre seiner Generalstatthalterschaft hatte er im Kampfe gegen die städtische Aristokratie, die hartnäckig auf einer Verminderung des Kriegsheeres bestand, Amsterdam gedemütigt (3. August 1650). Kurze Zeit darauf raffte ihn eine Krankheit dahin, im Alter von erst 24 Jahren. Die Statue Dusards stellt ihn etwa zwanzigjährig dar mit einem feinen Haupt, von dessen Scheitel die Haare fast glatt bis auf die Schultern herabfallen. In diesem jugendlich offenen, nicht unschönen, aber noch weniger bedeutenden Zügen steht noch von keiner ernsten Lebenserfahrung geschrieben. Das drängt sich dem Beschauer von vornherein auf, sieht er, wie die Köpfe jener älteren Oranier unter dem Hammer des Schicksals physiognomisch ausgearbeitet sind.

* * *

Noch eine zweite Gruppe von Bildwerken in der Mark trägt den Namen der „Oranier“. Sie setzt sich indes nicht aus Statuen, sondern nur aus Marmorbüsten zusammen. Und auch hierbei müssen wir als Schöpfer unsern wallonischen Bildhauer Franz Dusart in Anspruch nehmen.

Wendet man sich im Park zu Sanssouci vom Hauptwege, in dessen Mitte eine große Fontaine springt, nach rechts, so gelangt man auf einem von dieser Fontaine ausgehenden Nebenwege, der parallel dem Schlosse und seiner Bildergalerie läuft, an ein Rondell. Hier stehen auf neuerdings etwas erhöhten Postamenten: verstümmelt von brutaler Hand, und teilweise verwittert, jene acht Fürstenbildnisse in Marmor aus der besten Zeit Niederländischer Kunst. Das eingeweihte gebildete Publikum des Ortes spricht hier schlechtweg von „Oranier-Porträts“. Die Bezeichnung ist indes inkorrekt. Denn unter diesen fünf männlichen und drei weiblichen Marmorköpfen befinden sich vor allem die des Kurfürstlichen Paares mit deutlichen lateinischen Unterschriften. Die Büste Friedrich Wilhelms trägt, neben der Jahreszahl 1652, die Bemerkung Anno Aetatis 33; und die Inschrift am Sockel der Büste der jungen Kurfürstin Louise Henriette lautet:

Ludvica Auriaca
Elect. Brandenb.
Anno Aet. 24.
1652

Daß wir es auch wirklich mit Arbeiten Dusards zu tun haben, geht für uns aus mehreren Umständen hervor. Erstens folgte die Ausführung dieser beiden Büsten unmittelbar auf die Vollendung der Statue Friedrich Wilhelms. Zweitens befand sich der Kurfürstliche Hof gerade damals unweit der holländischen Grenze, zu Kleve, wo die Verbindung mit jenem Meister keinerlei Schwierigkeit bot. Und drittens spielt die auffällige stilistische Übereinstimmung beider Bildnisse des Kurfürsten für eine und dieselbe künstlerische Hand. Ja, die Büste des Herrschers nimmt sich — wenn man über den jetzigen mangelhaften Zustand des Werkes hinwegsieht — etwa wie eine Replik des Kopfes der nur ein Jahr zuvor entstandenen Statue aus. Freilich ist trotzdem der Eindruck verschieden: dort ein unverkennbarer heroïscher Zug im träumerischen feingeschnittenen Antlitz, hier ein scheinbar schlichterer Ausdruck, wie wenn der Bildhauer der Büste die Heldennatur des jungen Hohenzollers, aus Rücksicht auf das zarte weibliche Pendant, nur in einer gedämpften Weise wiedergeben wollte. Und die fromme Oranierin ist wirklich niemals anspruchsloser, rührender in ihrer fraulichen Sittigkeit aufgefaßt worden. Als sei sie nur eine Gespielin jener von Metsu, Terborch und Ochtervelt gemalten wohlerzogenen, bescheidenen nnd ehrbaren Bürgermädchen gewesen, die am liebsten zum leisen Spiel ihrer Guitarre sangen oder der weisen Rede von Männerlippen andächtig lauschten. Ihr Hinterhaupt bedeckt eine kleine Kappe, das gescheitelte schlicht gekämmte Haar hängt kaum bis zum Nacken herab, ist aber leider jetzt völliger Verwitterung nahe. Das schmucklose Gewand läßt den Hals ganz frei, es liegt faltig auf der Brust und ist inmitten durch ein Medaillon befestigt, welches das miniaturhafte Profilbild des Kurfürstlichen Gemahls deutlich erkennen läßt.

Man darf wohl fragen, ob damals irgend eine Veranlassung zur Bestellung dieser beiden Büsten bei Dusard vorlag. Ich überlasse es dem Leser, aus den folgenden Bemerkungen sich selber eine Ansicht zu bilden. Am 18. Februar des Jahres 1652 kam durch Kauf die berühmte sog. brasilianische Sammlung des eben damals gefürsteten Moritz von Nassau-Siegen[1]) in den Besitz Friedrich Wilhelms. Nach dem Verzeichnis gehörten zu den erworbenen Schätzen auch einige Kunstwerke, darunter „Die vier Prinzen von Oranien, Brustbilder in weißem Marmor künstlerisch ausgehauen, von dem italienischen (!) Meister Franzesco Dießart.“ Daß diese Brustbilder keine anderen als vier der im Park von Sanssouci vorhandenen Marmorbüsten sind, steht für mich außer Zweifel. Leider sind im Verzeichnis der Sammlung die Namen der betreffenden „Prinzen von Oranien“ vergessen. Und es ist mir auch bei einer dieser historischen Persönlichkeiten, die dem Kostüm nach, der

[1]) Kurbrandenburgischer Statthalter zu Kleve, Mark und Ravensberg seit dem Jahre 1647.

Zeit des Künstlers angehören muß, leider nicht möglich, mit Sicherheit anzugeben, wen sie vorstellt. Der Unbekannte allein trägt den Orden des goldenen Vließes, den kein Mitglied des protestantischen oranischen Fürstenhauses in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts besessen hat. Eine Ähnlichkeit veranlaßt mich, an den katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, den langjährigen Gegner des Kurfürsten zu denken. Später (1666) versöhnten sich beide bekanntlich, und Friedrich Wilhelm unterstützte sogar des ehemaligen Gegners Bewerbung um den polnischen Königsthron. Sollte wirklich diese Büste den Pfalz-Neuburger darstellen, dann dürfte der vielleicht an die Stelle des Taciturnus hierher gelangt sein. Wo aber befindet sich das fehlende Porträt des Schweigers?

Die vier „Prinzen von Oranien" befanden sich bis zur Abreise des kurfürstlichen Hofes aus Kleve im September 1652 noch im Haag[1]), genau zu derselben Zeit, als die beiden Brustbilder Friedrich Wilhelms und seiner oranischen Gemahlin gemeißelt wurden. Und so darf aus diesem Umstand wohl gefolgert werden, daß die letzteren Bildnisse aus Anlaß der Erwerbung jener Oranierbüsten entstanden sind. Um so mehr, als der Kurfürst nachher noch Veranlassung nahm, dieser Gruppe von Porträts, die ihn im Kreise seiner oranischen Verwandten zeigen noch zwei Frauenbüsten desselben Kreises hinzuzufügen: den Kopf der Gemahlin Friedrich Heinrichs, also seiner hohen Schwiegermutter († 1675), und den der jungen Gemahlin Wilhelms II († 1661). In der allgemeinen Auffassung der Bildnisse und in ihrer Größe herrscht eine unschwer erkennbare Übereinstimmung, die vielleicht darauf schließen läßt, daß der Plan bestand, mit diesen zusammen acht Marmorbüsten einen bestimmten Saal auszuschmücken.

Künstlerisch am meisten in dieser Gruppe interessieren unleugbar die Köpfe der beiden älteren Oranier, des Moritz und des Friedrich Heinrich, der erstere auch an der St. Georgsmedaille des englischen Hosenbandordens, den er seit 1613 besaß, leicht kenntlich. Die Büste der kurfürstlichen Schwiegermutter, die in Otto von Schwerins d. A. Erziehungsakten einfach „Ihre Hoheit", von Gelehrten und Dichtern der Zeit aber gewöhnlich unter ihrem Mädchennamen Amalia von Solms genannt wurde, ist offenbar durch eine neuere Kopie[2]) ersetzt. Das Original scheint mithin zu Grunde gegangen sein.

Übrigens ist die Übereinstimmung der acht Skulpturen hinsichtlich ihrer Gesamtform heute augenfälliger als ursprünglich. Um sie für den Zweck der Gartenausschmückung geeigneter zu machen, hat man nämlich den sämtlichen Büsten die Nackenteile brutal fortgeschlagen, und sie mit dünnen niedrigen Stützen hermenartig verbunden. Zugleich ist der Kunst-

[1]) Rescript Frd. Wilhelms an den Kommissar Copes im Haag (7. Sept. 1652).
[2]) Bezeichnung: E. Stützel fec. 1855.



wert der Büsten durch diese unbegreifliche Verstümmelung, durch die möglicherweise auch Inschriften verloren gingen, beeinträchtigt. Dieser Kunstwert war übrigens von vornherein verschieden, wie denn auch die Entstehung, wie oben schon angedeutet, nicht gleichzeitig zu denken ist.

Auf der künstlerischen Höhe der beiden älteren „Oranier“ steht auch der Kopf jener anonymen Persönlichkeit. Diese drei Plastiken übertreffen an charakteristischer Schönheit die anderen Büsten und ich muß gestehen, daß mir, angesichts dieser drei Meisterleistungen niederländischer Porträtskulptur des 17. Jahrhunderts, anfänglich der Name keines Geringeren als des älteren Artus Quellinus auf den Lippen schwebte. Es ist wohl denkbar, daß diese Porträts von Dusard gleich zu Anfang seiner Haager Tätigkeit, wo es ihm darauf ankommen mußte, sich ausgezeichnet einzuführen, gemeißelt wurden. Um so bedauerlicher erscheint ihr heutiger trauriger Zustand, um so befremdender das Zögern des Konservators: hier zu retten was noch zu retten ist!! Als König Friedrich Wilhelm III im Jahre 1825 den Befehl erteilte, die Statuen und Büsten in Sanssouci zu säubern und dabei den Bildhauer Rauch zu Rate zu ziehen[1]), wurde diesem königlichen Wunsche in völlig unzulänglicher Weise entsprochen; für Franz Dusards Werke, die schon durch ihr eminentes historisches Interesse die Blicke aller Gebildeten fesseln müssen, geschah so gut wie nichts. Eine Steinmetzfaust scheint damals dem prächtigen Charakterkopf Friedrich Heinrichs die abgebrochene Nase stümperhaft angepappt zu haben. Das war ungefähr alles!

Für die Feststellung der Zeit der Entstehung dieser Büste des Vaters der Louise Henriette halte ich das hier fixierte Mannesalter, das auf einen mittleren Fünfziger schließen läßt, von einigem Belang. Das wohlgeformte Haupt Friedrich Heinrichs (geb. 1584) mit den edlen chevaleresken Zügen erinnert an ein bekanntes Gemälde van Dycks: Ausdruck, Kostüm und Haartracht sind hier dem Bildwerk überraschend ähnlich. Das Haar, das sich über der Stirn zierlich kräuselt, fällt seitwärts voll und weich bis fast zu Halse herab, den ein glatter ausgezackter Kragen modemäßig schmückt. Sonst erblicken wir auf dem Panzer die für Dusards Feldherrnbildnisse eigentümliche Brustschärpe, deren Enden auf der rechten Schulter zu einem Knoten verschlungen sind.

Der energisch modellierte Kopf des Prinzen Moritz mit dem fast viereckigen Antlitz und dem festen entschlossenen Blick ist gleichfalls voll individuellen Reizes. Den Hals umgibt eine kleine Krause und unter der Schärpe kommt, wie erwähnt, eine Medaille mit dem Bilde des Drachentöters zum Vorschein. Der berühmte Stratege trägt Kinn- und Knebel-

---

[1]) Sello, Potsdam und Sanssouci. Urkunden und Aktenstücke S. 446 (Breslau 1898).

bart und das Haar halb kurz geschnitten, an beiden Seiten etwas abstehend. Feine, ausdrucksvolle Züge besitzt endlich die Büste des Unbekannten. Es lag vielleicht an der Eigenart des Modells, daß die Wiedergabe dieses schmächtig geformten Kopfes zu einer mehr malerischen als plastischen Auffassung drängte. In Haar- und Barttracht ähnelt diese Persönlichkeit mit dem Vließorden dem Prinzen Moritz, doch weist andererseits der glatte, reich ausgezackte Halskragen auf die Mode der folgenden Generation hin.

Wenn ich von dem minderen Kunstwerte der übrigen Portraits sprach, so zog ich freilich nicht in Betracht, was Zeit und Menschenhand an den weiblichen Büsten verschuldet haben. Als unrettbar verloren muß leider auch der Kopf der Prinzessin Maria Stuart gelten. Und das ist um so bedauerlicher, als wir nun nicht mehr nachzuweisen vermögen, ob diese Arbeit Dusards mit jenem Porträt der Prinzessin vom J. 1641 identisch ist, dem der jugendlich zärtliche Wilhelm II in absentia der frühzeitig angetrauten Gemahlin einst gehuldigt hatte[1]). Sie könnte auch, ebenso wie die Büste des jungen Oraniers, sehr wohl eine Replik jener beiden Originale sein, auf die eine nüchterne Zahlungsnotiz aus den „Ordonnantie Boeken van Prins Frederik Hendrik 1637 u. f. J." hinweist: „Syne Hoocheyt ordonneeren hiermede uit te tellen aen Francisco Dieussart, Beelthouder van den Coninck van Engelant, de somme van F. 1500-ter sake van twee albaste beelden van Syne Hoocheyt ende de Princesse van Engelant, by hem aen Syne Hoocheyt gepresenteert . . . F . 1500. s'Gravenhage 21. Decemb. 1641." Unter „Syne Hoocheyt ende de Princesse van Engelant" sind selbstverständlich die jungen fürstlichen Eheleute Wilhelm II und Maria Stuart zu verstehen.

Was man an der vorliegenden Büste der Prinzessin heute noch deutlich erkennen kann, ist, daß ihr zartes Haupt, dessen Kinderaugen ja aus so vielen Bildnissen van Dycks arglos in die Welt schauen, die damalige Modefrisur mit Löckchen an den Schläfen trägt und daß ihr hüllenloser Nacken von einem Stück ihres Hermelinmantels umrahmt ist. Daß man dieser Draperie unterhalb ein gehöriges Stück nachträglich ansetzte, hat zwar der zierlichen Büste die wünschenswerte Höhe gegeben, ihr aber leider das feine Ebenmaß völlig geraubt. Es scheint freilich der Kopf schon ältere Züge zu besitzen, doch gebe ich gern eine durch die Verwitterung des Materials hervorgerufene Täuschung zu. Anderseits sieht ihr Pendant, der Prinz-Gemahl, jünger aus als ihn jene Statue vom J. 1646 erscheinen läßt. Im übrigen entspricht die Büste Wilhelms II. in Ausdruck, Haartracht usw. durchaus dem Porträt des Potsdamer Marmorsaales, auch fehlt ihr weder der Panzernoch die Brustschärpe. — —

[1]) L. v. Orlich, Gesch. des Preuß. Staates im 17. Jht. Berlin 1838/39. (Nach den Akten des herzogl. Geh. Archivs zu Dessau.)

[2]) P. A. Leupe im Nederlandschen Spectator 1875/1876.



So schrieb ich, wie gesagt, vor beinahe 15 Jahren über die alten Skulpturen der Oranier in Potsdam und Umgebung . . . . . Doch weil inzwischen nichts Ausreichendes geschehen ist zur Erhaltung so denkwürdiger Porträts wie jene Marmorbüsten im Park zu Sanssouci — denkwürdig um so mehr, als sie den jüngsten monumentalen Gedanken unseres Kaisers am Hohenzollernschloß in Berlin schon Jahrhunderte im voraus geprägt zeigen —, so wage ich mich zu wiederholen, in der Hoffnung, auf diesen Blättern, die zu Ehren Ernst Friedels der Öffentlichkeit übergeben werden, besser gehört und beachtet zu werden.

# Die Riesenblöcke des Flämings.

Von **K. Reichhelm**-Treuenbrietzen.

---

Anläßlich des im Jahrgang 1902/03 Seite 402—418 der Brandenburgia veröffentlichten Aufsatzes des Herrn Postrats Steinhardt über die Riesenblöcke bei Treuenbrietzen*), wurde von Seiten des Herrn Vorsitzenden der Brandenburgia der Wunsch ausgesprochen, daß auch alle anderen bemerkenswerten Findlinge unserer Heimat beschrieben und aufgezeichnet werden möchten. Ich habe darauf die Kreise Zauch-Belzig und Jüterbog-Luckenwalde, also den südwestlichen Teil unserer Provinz so eingehend wie möglich durchforscht und noch die nachstehend beschriebenen 13 großen Steine feststellen können. Von diesen liegen die unter 1—8 beschriebenen im Gebiete des oberen Planetals und sind von Niemegk aus, die Steine 9—11 von Belzig und 12—13 von Jüterbog aus am besten erreichbar. Unter Zuhilfenahme der neuen Meßtischblätter und zwar für die Steine 1—7 Nr. 2173, für 8 Nr. 2174, für 9 und 10 Nr. 2106, für 11 Nr. 2038 für 12 und 13 Nr. 2177 und bei genauer Beachtung der Ortsbeschreibungen dürfte sich die Auffindung eines jeden Steines auch für Ortsunkundige ermöglichen lassen.

Was im Steinhardtschen Aufsatze über die Herkunft und die Beschaffenheit der Riesenblöcke bei Treuenbrietzen gesagt ist, das trifft auch auf diese im eng benachbarten und geologisch gleich gebildeten Gebiete liegenden Steine zu. Sie bestehen aus Granit verschiedener Zusammensetzung und sind schwedischen Ursprungs.

Ihre Höhenlage schwankt zwischen 120—144 m ü. M. Alle finden sich an den nordöstlichen Abhängen des Flämings. Nach den noch vorhandenen Resten zu schließen müssen einzelne Stellen des Flämings ungeheuer reich an Steinblöcken gewesen sein. Noch jetzt finden sich im oberen Planetal, besonders in dem einsamen und abgelegenen Gebiet zwischenRädike-Buchholz und Grubo einzelne dicht mit großen Steinen besäte Bergkuppen, an die sich wegen der Schwierigkeit der Urbarmachung der Pflug noch nicht herangewagt hat und auch die Kuppe

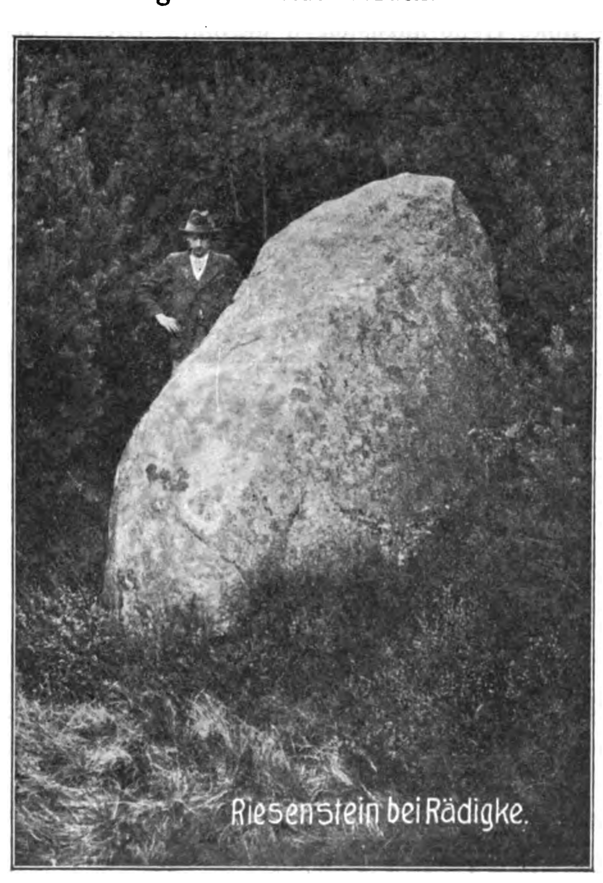
---

*) Hirtenstein, Hasenstein, Bismarcksstein bei Lüdendorf. — Schneidersteine, Riesenstein, Bischofsstein, Schäferstein bei Rietz.



des hohen Golms bei Baruth wies noch bis vor wenigen Jahren eine überraschende Fülle mächtiger Geschiebeblöcke auf. Wo aber der sich steigernde Verkehr seine Forderungen geltend gemacht hat und Wege gebaut worden sind, da wurde Stein um Stein jenes anfänglich unerschöpflich scheinenden Vorrats als immer wertvoller werdendes Baumaterial verbraucht und trotz der unbewußten Scheu, die das Volk seinen altersgrauen, sagenumwobenen Riesensteinen entgegenbrachte, ist auch von diesen mancher unwiderbringlich zerstört worden.

So wurden in unmittelbarer Nähe Belzigs mehrere besonders große Blöcke zersprengt, um beim Bau der Wetzlarer Bahn Verwendung zu finden und ein in der Nähe von Schmielickendorf gelagerter merkwürdiger Stein, seiner Fnrbe und Form wegen unter dem Namen „Die blaue Kuh" im Volke weit bekannt, wurde gar schon im Jahre 1856 gesprengt. Etwa zu gleicher Zeit auch der an der Hauptstraße in Marzahna liegende Riesenstein „mit dem die in Feldheim hausende Riesin nach dem Riesen in Marzahna warf, zu dem sie in unglücklicher Liebe entbrannt war," und vor 20 Jahren der „Hahnenstein", ein hoher spitzer Block halbwegs zwischen Garrey und Klein-Marzehns, „der sich umdrehte, wenn er einen Hahn krähen hörte."




Nr. 1.

Möge es deshalb gelingen, den jetzt noch vorhandenen und immerhin ansehnlichen Bestand dieser malerischen und beachtenswerten Merkzeichen einer grauen Vorzeit, die stimmungsvoll zur Belebung der anspruchslosen Schönheit unserer Heimat beitragen, für kommende und hoffentlich verständnisvolle Geschlechter zu erhalten.

### 1. Der Riesenstein bei Rädigke.

Geht man das Planetal aufwärts von Rädigke nach Raben, so kommt man nach 1 1/2 km am Waldesrande an eine Wegegabelung mit 3 Verzweigungen. Man schlägt hier den südlich abzweigenden Hagenweg ein, einen selten befahrenen allmählich ansteigenden Waldweg und nach 300 m bei einer Wegekreuzung den sich in der Senkung haltenden nach Südosten abbiegenden schmaleren Weg. Diesen verfolgt man, zunächst fortwährend in der Senkung bleibend, bis er nach 300 m die linke Höhe anzusteigen beginnt. Hier verläßt man ihn und geht weglos in die Tiefe der Schlucht aufwärts, wo man nach 100 m auf den Stein trifft, der in 20 jährigem Kiefernbestande, jedoch ziemlich frei liegt.




Nr. 2.

Maße: Höhe über dem Boden: 3 m, Länge 2 m, Breite 1,50 m größter Umfang 5,50 m.

Sagen: Den Teufel ärgerte der Bau der Rädigker Kirche und er warf den Stein danach, um sie zu zerschmettern. Aber der Stein war zu schwer, sodaß er nicht bis zur Kirche flog und schon an dieser Stelle zur Erde fiel.

### 2. Der Rabener Stein.

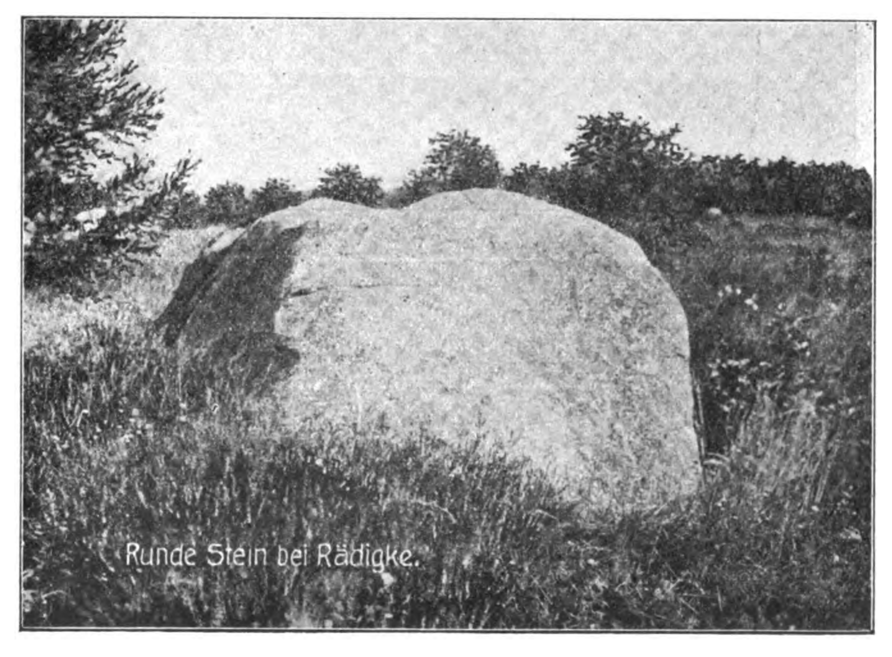
Man verfolgt den von Raben nach Grubo führenden Weg auf 609 m bis zu der Stelle, wo links der Wald an den Weg tritt und geht an der linken Seite des Waldes, also in der Richtung nach Südwest, aufwärts. Nach 500 m kommt man an eine Rummel, in deren

Sohle man weglos aufwärts weiter geht, bis man nach weiteren 300 m die Höhe und einen älteren Waldbestand erreicht hat. Hier trifft man am Rande dieses Bestandes auf einen nach Nordwesten führenden Fußweg, dem man 200 m weit folgt. 10 Schritt nördlich des Weges liegt hier in einem dichten Schlehdorngebüsch im Getreidefeld der Stein, von dem durch Sprengungen bereits ein großer Teil abgetragen ist.

Maße: Höhe 0,50 m, Länge 2 m, Breite 1,25 m, Umfang 5 m.

### 3. Der Runde Stein bei Raben.

Folgt man der Straße von Raben nach Belzig, bis man nach 1 km annähernd die größte Höhe erreicht hat und der die Straße einfassende



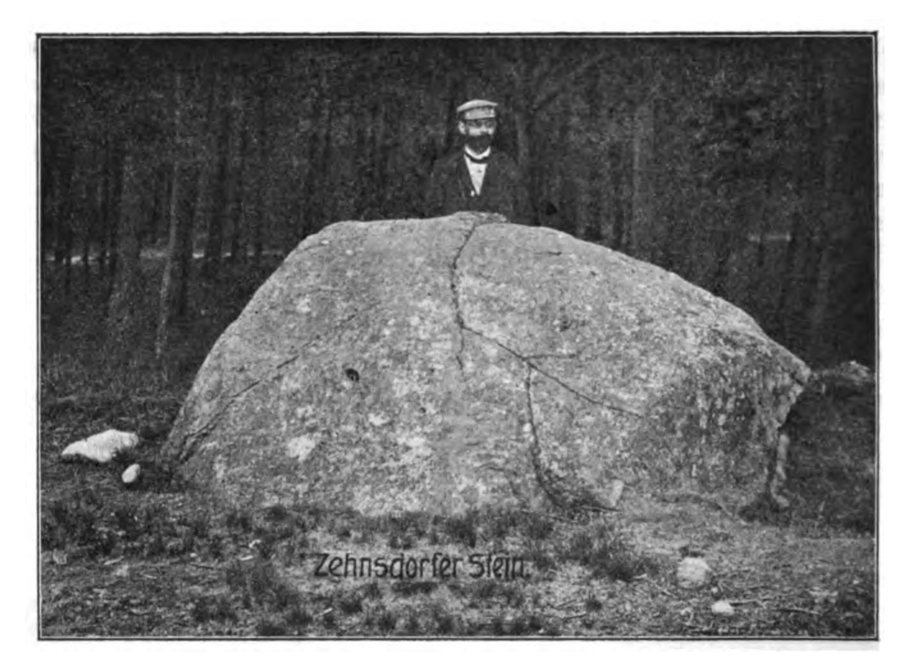

Nr. 3.

Wald aufhört, so trifft man hier am Waldesrande einen nach Osten abzweigenden Feldweg in dessen Verlauf man nach 100 m auf den dicht am Wege frei in spärlichem Kiefernbestande liegenden Stein stößt.

Maße: Höhe 1 m, Länge 1,50, m Breite 1,25 m, Umfang 4 m.

### 4. Der Zehnsdorfer Stein.

Er führt seinen Namen von der wüsten Mark Zehnsdorf, an deren Grenze er liegt. Man erreicht ihn, indem man der Straße von Raben nach Belzig folgt bis zu der Kreuzung des Buchholz-Gruboer Weges und




Nr. 4.

geht diesen Weg 200 m südwestlich bis zum Waldesrande, wo der Stein dicht vor dem Walde auf freiem Felde gut sichtbar liegt.

Maße: Höhe 1,20 m, Länge 2,20 m, Breite 1,50 m, Umfang 5 m.




Nr. 5.

5. **Der Engelstein auf dem Schwarzen Berge bei Rädigke.**

Verfolgt man den Weg von Rädigke nach Grubo, so erreicht man nach 3 km stetiger Steigung eine auf der Höhe stehende weit sichtbare Scheune. 200 m vorher geht ein Feldweg nördlich ab, dem man folgt. Man erreicht dann nach 300 m eine Bodensenkung, die man weglos in gleicher Richtung durchquert und wendet sich, wenn man die jenseitige Höhe erreicht hat, am Rande der Höhe entlang nach Osten, worauf man nach 100 m auf den Stein trifft, der völlig frei liegt und von Osten und Süden gut sichtbar ist. Seine Oberfläche ist durch Sandschliff, der noch jetzt wirksam ist, geglättet.



Schaftrappenstein bei Buchholz.

Nr. 6.

Maße: Höhe 1 m, Länge 2,10 m, Breite 1,50 m, Umfang 5,10 m.

Erzählung: „Wenn man das Ohr an den Stein legt, hört man ein Klingen, als wenn die Engel im Himmel singen".

6. **Der Schaftrappenstein bei Buchholz** (bei Niemegk).

Schlägt man den von Buchholz nach Grubo führenden Weg ein, so erreicht man nach 2 ½ km dicht hinter einer Rommel einen nördlich abzweigenden Feldweg. Diesem folgt man 700 m bis zu einer mit spärlichem Wachholdergebüsch bestandenen beherrschenden Höhe, auf deren Spitze der Schaftrappenstein, oder besser die Schaftrappensteine liegen.

Er besteht nämlich, in gleicher Weise wie dies bei den Schneidersteinen der Fall ist, aus zwei früher zusammengehörigen Hälften. Seinen Namen hat der Stein von einer wahrscheinlich durch Verwitterung entstandenen Vertiefung an der Oberseite, in der man eine Schafspur (Schaftrappe) zu erblicken glaubt.

Der Schaftrappenstein liegt landschaftlich außerordentlich bevorzugt. Der Blick beherrscht von dort das ganze mittlere und östliche Planetal und die dicht benachbarte Rommel bietet noch ein Bild völlig unberührter Wildheit.




Nr. 7.

Maße beider Steine zusammen: Höhe 1,75 m, Länge 3,00 m, Breite 2,90 m, Umfang 8,00 m.

### 7. Der Riesenstein bei Grubo.

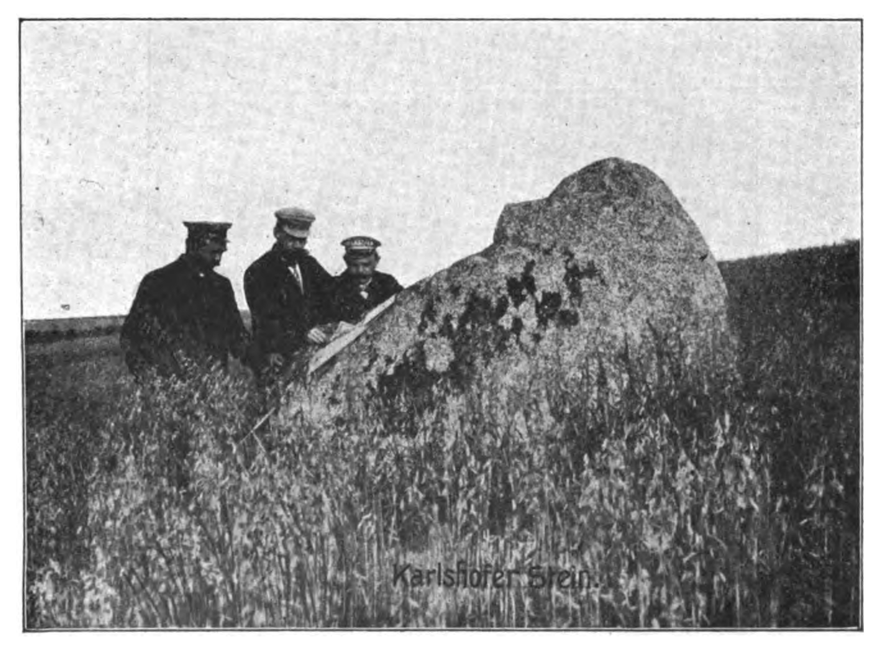
Man geht den von Grubo am Rühlickenberge vorbei nach Belzig führenden Weg, bis sich nach 700 m ein Feldweg nordöstlich abzweigt. Diesem Feldweg (der als Abkürzungsweg wieder auf dieselbe Straße zurückführt) folgt man und trifft nach 600 m zwischen 2 Ausläufern der Brautrommel auf den gerade am Wege liegenden Stein.

Maße: Höhe 0,50 m, Länge 3 m, Breite 2 m, Umfang 8 m.

Sagen: Dieselbe wie beim Rädigker Stein, auf Grubo bezüglich.

### 8. Der Karlshofer Stein.

Man verfolgt die Chaussee Niemegk-Kropstädt bis hinter den Zixdorfer Wald, wo gegenüber dem Gute Karlshof, auf dessen Gebiet der Stein liegt, beim Kilometerstein 20,6 ein Feldweg die Chaussee kreuzt. Diesem Feldweg, der am Waldesrande entlang führt, folgt man nach Nordwesten und trifft nach 600 m den links vom Wege in aufsteigendem Terrain im Ackerfelde liegenden Stein, der Sprengspuren aufweist. Bis vor wenigen Jahren lag in seiner Nähe ein noch größerer Stein, der inzwischen zersprengt und verbraucht ist.




Nr. 8.

Maße: Höhe 2 m, Länge 2,50 m, Breite 1,50 m, Umfang 6 m.

### 9. Der Teufelsstein in Belzig.

Er liegt an der Brandenburger Straße innerhalb der Stadt Belzig und zwar dicht an der Ecke des alten Kirchhofs.

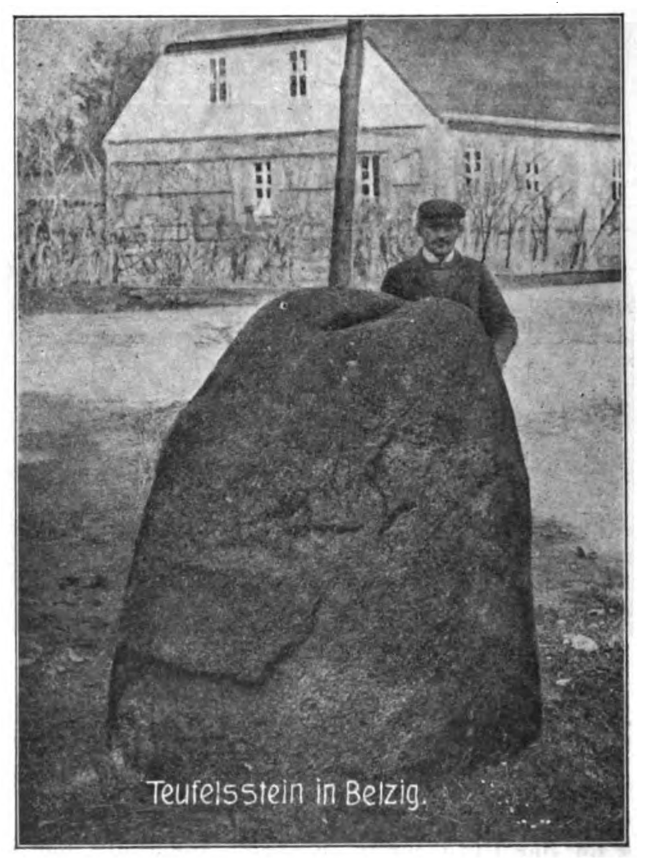
Sagen: Dieselbe wie beim Rädigker Stein, hier auf die Belziger Kirchhofskapelle bezüglich. An einer Seite befinden sich drei zusammenlaufende Längsfurchen, „die der Teufel als Abdruck seiner Klaue hinterlassen hat“.

Maße: Höhe 1,60 m, Länge 0,60 m, Breite 0,80 m, Umfang 2,50 m.

### 10. Der Kuhlowitzer Stein.

Der von Kuhlowitz nach Schwanebeck führende Weg überschreitet nach 1½ km die Wetzlarer Bahn. Nach weiteren 2 km, die durch meist junge Kiefernforsten zurückgelegt werden, öffnet sich westlich eine Lichtung, die einen weiten Blick in das Planetal freiläßt. Hier liegt fünfzig Schritt vom Wege und gut sichtbar der Stein, an dem Sprengversuche ebenfalls sichtbar sind.

Maße: Höhe 1,00 m, Länge 1,90 m, Breite 1,20 m, Umfang 5,00 m.


Teufelsstein in Belzig.

Nr. 9.

### 11. Der Briesener Stein bei Ragösen.[1])

Geht man den von Ragösen nach Briesen führenden Weg, der fortwährend durch Wald führt, so stößt man nach etwa 4 km auf eine Lichtung und eine Wegekreuzung. Dicht an der Wegekreuzung

[1]) Von der Pflegschaft besucht am 9. November 1902.




Nr. 10.

befindet sich der Jagenstein mit den Nummern 121, 122, 129. Man verfolgt jetzt diesen Querweg südlich, der nach 60 Schritten auf den Briesener Bach trifft und folgt nun dem Bachlauf, bis man nach



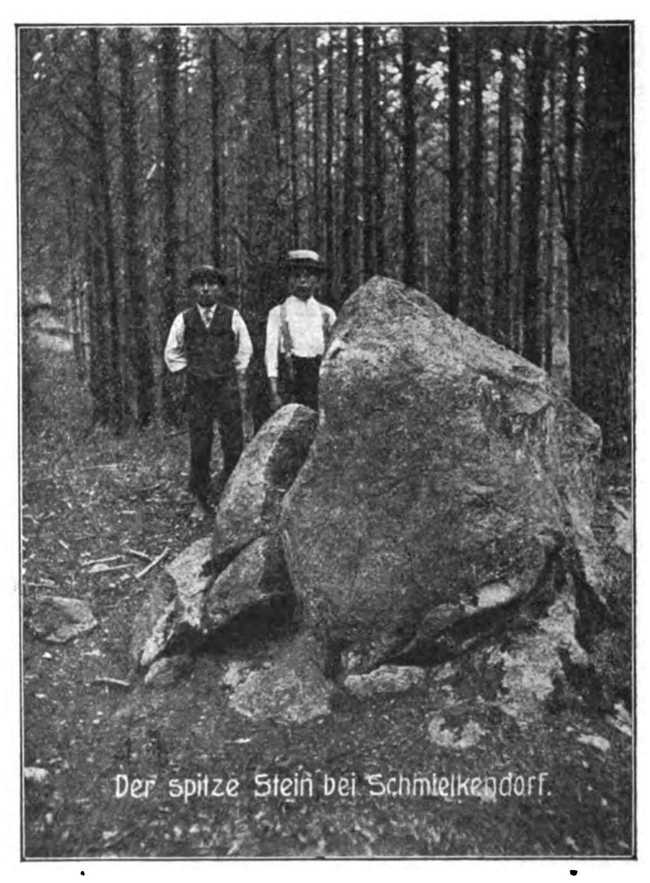

Nr. 11.

100 Schritten sich am Stein befindet, der im Bachbett liegt. Er bildet hier ein natürliches Wehr, dessen Rauschen in der Stille der Umgebung ein weithin vernehmbarer Wegweiser ist.

Maße: Höhe 2,00 m, Länge 3,50 m, Breite 2,00 m, Umfang 8,00 m.

### 12. Der spitze Stein bei Schmielickendorf.

Man folgt dem von Stülpe nach Liessen an der Bahnstrecke entlang führenden Weg bis man nach $2^1/_2$ km die große Wegekreuzung erreicht.




Nr. 12.

Jetzt schlägt man den südwestlich abzweigenden „Spitzen Steinweg“ ein. Nach 1 km überschreitet man einen großen gradlinigen Durchschlag. Nach weiteren 200 m zweigt rechts (nordwestlich) ein ansteigender Waldweg ab, den man einschlägt und nach 100 Schritten den Stein erreicht, der unmittelbar am Wege liegt und auf dem Meßtischblatt verzeichnet ist.

Maße: Höhe 1,60 m, Länge 1,50 m, Breite 1,40 m, Umfang 4,00 m.

### 13. Der Wildsuhlenstein bei Schmielickendorf.

Schlägt man den von Schmielickendorf südöstlich nach Charlottenfelde führenden Weg ein, so kommt man nach 1½ km an einen gerade östlich abzweigenden Waldweg in aufsteigendem Terrain. Diesem Waldweg folgend erreicht man nach 300 m eine Waldlichtung mit einer




Nr. 13.

wasserführenden Lehmgrube, der Wildsuhle. Jetzt wendet man sich nördlich und geht 100 m weglos durch den Wald bis zum Steine. In seiner Nähe liegt noch ein etwas kleinerer Stein. Einige stark ausgetretene Wildpfade führen dicht an den Steinen vorbei.

Maße: Höhe 0,60 m, Länge 1,50 m, Breite 1,50 m, Umfang 4.00 m.

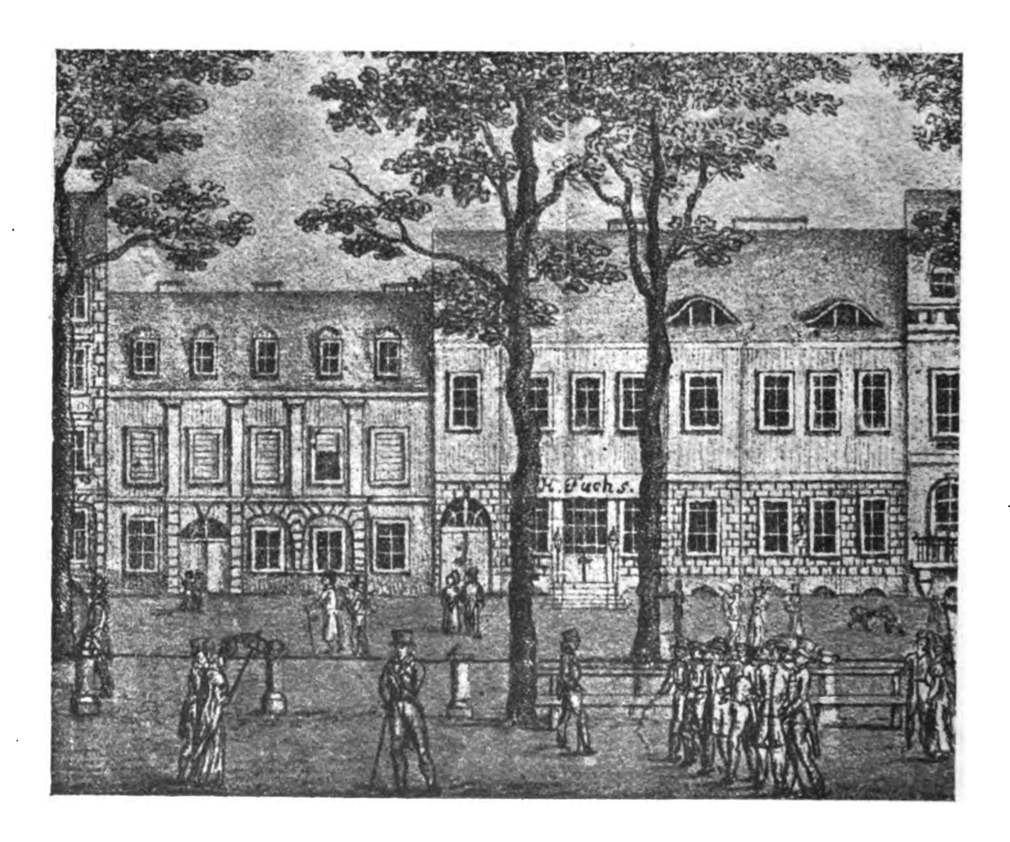
# Nachtrag

zu dem Aufsatz über

## E. T. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen.

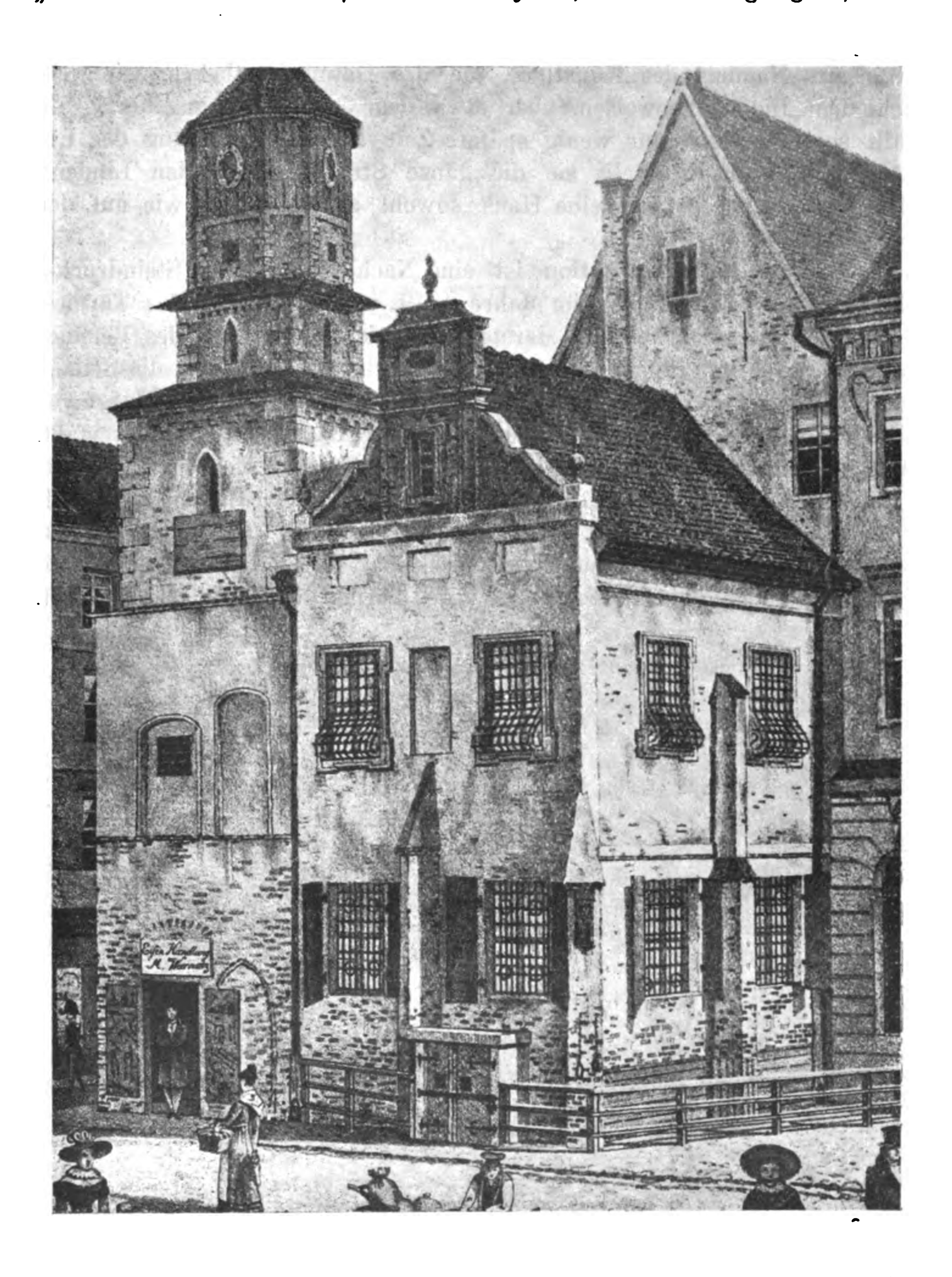
---

Post festum, aber nicht zu spät kommt mir der Gedanke, daß manchem Leser Reproduktionen zweier Bilder erwünscht sein werden, die ich meinen Zuhörern zur Unterstützung der obigen, ursprünglich in




der Form eines Vortrags gegebenen Ausführungen vorgelegt hatte. Sie waren der reichen Sammlung der Berliner Ansichten des Märkischen Museums entnommen.

Das erste Bild stellt die beiden Gebäude Nr. 8 und 9 der Straße „Unter den Linden" dar, von denen jenes, das rechts gelegene, das



Schild der Fuchs'schen Konditorei (S. 15 f.) zeigt, das andere das öde Haus selbst ist, das Hoffmann zur gleichnamigen Erzählung anregte.

Man sieht, daß die oben S. 8 erwähnte Schilderung des verfallenen Bauwerks sich nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernt.

Die Abbildung ist einer Lithographie entnommen, die leider sowohl des Namens des Künstlers wie des Datums entbehrt, wie verschiedene Indizien beweisen, aber etwa dem Jahre 1820 angehört. Sie fällt somit in eine nur wenig spätere Zeit als die Abfassung der Erzählung. Friesartig stellt sie die ganze Straße „Unter den Linden“ dar und zwar jedes einzelne Haus sowohl auf der Süd- wie auf der Nordseite.

Die zweite Reproduktion ist eine Nachbildung eines Steindrucks, der das Berliner Rathaus im Jahre 1819 vor Abtragung des Turmes, wie die Unterschrift besagt, darstellt. Er ist eine Arbeit des Berliner Malers und Lithographen Ludwig Eduard Lütke und bildete die Beilage zum Berlinischen Wochenblatt fürs zweite Quartal 1837. Zwei Jahre vor dieser Abtragung, 1817, wurde die Erzählung „Die Brautwahl“ verfaßt. Wir sehen die Ladentüre des Kaufmanns Warnatz, „der dort bekanntlich, wie es im Eingang der Geschichte heißt, seine Eisenwaren feilhält“ (vergl. oben S. 23). Hier treffen Tusmann und Leonhard zusammen, der den Geheimen Kanzleisekretär in der Nacht des Äquinoktiums an dem verfallenen Fenster des Turms die Braut schauen läßt.

O. P.

# INHALT.

Seite

## I. TEIL.



## II. TEIL.



# REGISTER.





